028 41 1,58. 1978 M 19

# **BADISCHE HEIMAT**



MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



### Inhalt

MEIN HEIMATLAND
58. Jahrgang / Heft 1, März 1978
Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins
Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung
Präsident Dr. Franz Laubenberger
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt
Freiburg i. Br., Tel. 73724 Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12
Mitglieder des Redaktions-
ausschusses: Dr. Otto Beuttenmüller, Bretten
Dr. R. Feger, Freiburg
W. Hensle, Lahr Dr. E. Strobel, Karlsruhe
Di. E. Strobel, Karisrune
Diese Zeitschrift erscheint viertel- jährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.
Jahrespreis für Einzelmitglieder DM 25
Einbanddecken zu DM 6,- für den
Jahrgang 1977 sind vorrätig.
Jahrgang 1977 sind vorrätig. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Verlag vor. Alle Sendungen für die Zeitschrift
Jahrgang 1977 sind vorrätig. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Verlag vor. Alle Sendungen für die Zeitschrift sind an den Landesverein
Jahrgang 1977 sind vorrätig. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Verlag vor. Alle Sendungen für die Zeitschrift

**BADISCHE HEIMAT** 

Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins
Postscheckkonto Karlsruhe 16468
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 370437
Offentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 2003 201
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht vergessen

Besprechungsstücke wird keine

Gesamtherstellung und Anzeigenverwaltung: G. Braun, Druckerei und Verlag, 7500 Karlsruhe 1 Karl-Friedrich-Straße 14–18 Telefon 26951 (165-1) Telex 07826904 vgb d Reproduktionen: Schuler & Co., Freiburg i.Br. Kartäuserstraße 50

Mannheim gestern und heute. Richard Heine, Mannheim	1
Großstadtmorgen. Gedicht von Herbert Lipp	16
Nicht ausgeführte Architektur im 17.–1. Hälfte 19. Jahrhundert in Mannheim. <i>Hans Huth, Karlsruhe</i>	17
Frühjahr. Gedicht von Ida Pfeifer-Hofmann	30
Wilhelm Wundt und Heidelberg. G. A. Ungerer, Heidelberg	31
Der Vogel singt. Gedicht von G. A. Rapp	44
Die Westbefestigungen der Kurtürstlichen Residenz Heidelberg.  Ludwig Merz, Heidelberg	45
Von Jägern und Treibern aus Kurpfalz.  H. Paul Treiber, Stuttgart	51
Familienkundliche Suchanzeigen	54
"Oben am Schelcher". Otto Jaeger, Heidelberg	55
Nächt'ge Dämmerung. Gedicht von G. A. Rapp	58
Klug oder töricht, das ist hier die Frage	59
Neckarsteinachs romantisches Tal. Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	65
Chronist mit Zeichenstift und Feder. Zum Wirken Ludwig Scharfs im Frankenland. Peter Assion, Freiburg/Walldürn	67
Odenwald. Gedicht von A. Trautmann	77
Lied an Wertheim. Gedicht von Hans Boeblin	78
Von Kröpfern, Steinkäuzen und Sackstoppern. Eckhard Hoffmann, Obrigheim	79
Frankenland. Gedicht von A. Trautmann	88
Ein Barometermacher auf dem Dorf. Werner Haas, Mosbach	89
Aus der Chronik des Karlsruher Schwedenpalais.  Hans Leopold Zollner, Ettlingen	93
Die Dunkelheit muß weichen. Gedicht von Hans Bahrs	110
Ein badischer Reisepaß von 1849. Julius Dorneich, Freiburg	111
Eine Reise des Carl Friedrich v. Baden in die Niederlande 1780. Gaston Mayer, Karlsruhe	113
Das Wohnungsdilemma Carl Christian Gmelin. Gaston Mayer, Karlsruhe	119
Das Ettlinger Jesuitenkolleg. A. F. Bissinger, Freiburg	123
Vom Weidekrieg der Kurpfälzer mit den markgräflich baden-badischen Untertanen. Heinz Bischof, Karlsruhe	129
Heimat. Gedicht von Eugen Falk-Breitenbach	133
Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes	134
Die Sammlungen des Oberamtsrichters Dr. A. Schütt (1810–1888) in Bruchsal. Gaston Mayer, Karlsruhe	135
Baden, Badener, Badenser. Helmut Bender, Freiburg	139
Lebenssprüchlein. Gedicht von Eugen Falk-Breitenbach	140
Vereinsnachrichten. Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung am Sonntag, dem 11. 9. 1977 in Waldshut	141
Der Acker und die alte Bäuerin. Gedicht von Eugen Falk-Breitenbach	143
Wettbewerb ,, Alemannische Mundart"	144
Buchbesprechungen	147

# **BADISCHE HEIMAT**

### MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrag des

Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident Dr. Franz Laubenberger, Freiburg

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt, Freiburg i. Br.

58. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis mit 47. Ekkhart 1978

# I. Aufsätze

1. Kulturgeschichte, Kunst	Hett	Seitt
Mannheim gestern und heute		
Richard Heine, Mannheim	1	
Nicht ausgeführte Architektur im 17. bis 1. Hälfte 19. Jahrhunderts in Mannheim		
Hans Huth, Karlsruhe	1	17
Wilhelm Wundt und Heidelberg	1	3
G. A. Ungerer, Heidelberg	1	3
Von Jägern und Treibern aus Kurpfalz H. Paul Treiber, Stuttgart	1	5
"Oben am Schelcher", eine Neuenheimer Wingertsbezeichnung		
Otto Jaeger, Heidelberg	1	5.5
Klug oder töricht, das ist hier die Frage Zum 100jährigen Bestehen des Hölderlin-Gymnasiums in Heidelberg		
	1	59
Neckarsteinachs romantisches Tal		-
Lili Fehrle-Burger, Heidelberg Chronist mit Zeichenstift und Feder. Zum Wirken Ludwig Scharfs im Frankenland	1	6.5
Peter Assion, Freiburg-Walldürn	1	67
Von Kröpfern, Steinkäuzen und Sackstoppern. Die Unnamen der Obrigheimer,	1	0/
Mörtelsteiner und Asbacher		
Eckard Hoffmann, Obrigheim	1	79
Ein Barometermacher auf dem Dorf		
Werner Haas, Mosbach	1	85
Aus der Chronik des Karlsruher Schwedenpalais		0.5
Hans Leopold Zollner, Ettlingen	1	93
Ein badischer Reisepaß von 1849 Julius Dorneich, Freiburg	1	11
Eine Reise des Markgrafen Carl Friedrich von Baden in die Niederlande 1780	1	11
Gaston Mayer, Karlsruhe	1	113
Das Wohnungsdilemma Carl Christians Gmelins. Ein nicht ausgeführter Weinbrenner-		
Entwurf		
Gaston Mayer, Karlsruhe	1	119
Das Ettlinger Jesuitenkolleg		123
A. F. X. Bissinger, Freiburg	1	14.
Heinz Bischof, Karlsruhe	1	129
Die Sammlungen des Oberamtsrichters Dr. Adolf Schütt (1810–1888) in Bruchsal		
	1	135
Baden, Badener, Badenser		
Helmut Bender, Freiburg	1	139
Die Pyramide. Über das Wahrzeichen von Karlsruhe		
Johannes Werner, Karlsruhe	2	157
Die erste Hebelbiographie Volkmar Längin, Wessling	2	163
In Schwetzingen und anderswo	2	103
Talitha Foerster, Leingarten	2	173
Max von Schenkendorf's badische Gedichte		
Helmut Bender, Freiburg	2	179
Weinbergsteine – beachtenswerte Kleinflurdenkmäler		
Werner Haas, Mosbach	2	229
Zur Baugeschichte der Tüllinger Kirche in Lörrach	2	253
Otto Wittmann / Annemarie Heimann-Schwarzweber, Lörrach  Aus der Klostergeschichte von St. Blasien – die Glocken und ihre Schicksale	2	200
Konrad Sutter, Waldshut	2	263
Die barocke Sonnenuhr von St. Blasjen	-	202
Heinz Schumacher, Freiburg	2	279
Konstanz und Ignaz Heinrich v. Wessenberg		
Hermann Venedey, Konstanz	3	313
Zur Geschichte der Malteser-Kommende in Überlingen 1257–1807	2	222
Hermann Schmid, Überlingen	3	333
Eine ,,Beschreibung des Bodensees" vor bald 200 Jahren Helmut Bender, Freiburg	3	351
,g.	9	331

	Heft	Seite
Wald am See, Vergangenheit und Gegenwart	3	365
Wilhelm Bernhard, Jestetten  Konstanzer Gastfreundschaft im Spiegel der Geschichte		
Berthold Schlegel, Konstanz Die Konstanzer Tracht – ein Stück lebendiger Vergangenheit	3	277
Berthold Schlegel, Konstanz  Vom Rebgut und Dichtersitz zum Naturschutzgebiet und Sportkurzentrum	3	379
Franz Götz, Radolfzell	3	383
Vom Überlinger Narrenbuch Viktor Mezger, Überlingen	3	437
Die Zizenhausener Terrakottentradition Manfred Bosch, Grunertshofen		441
Eine Sammlung spätbarocker Krippen Heinz Bosch, Stockach		447
St. Johannes Nepomuk in Ettlingen, München und Meßkirch		449
Albert F. X. Bissinger, Freiburg  Beobachtungen und Konsequenzen im Ettlinger Asamsaal und am Hochaltar in	3	712
Albert F. X. Bissinger, Freiburg	3	459
2. Geschichte		
Die Westbefestigungen der Kurfürstlichen Residenz Heidelberg		15
Ludwig Merz, Heidelberg Der Übergang Mannheims an Baden		45
Hans Weckesser, Mannheim Zur Geschichte der Malteser-Kommende in Überlingen 1257–1807	2	197
Hermann Schmid, Überlingen Stadt Allensbach. Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Stadtwerdung und	3	333
Stadtentwicklung	2	2.42
Julius Boltze, Allensbach August von Willich, preußischer Offizier, badischer Freischarenführer,	3	343
Brigadegeneral in den USA Alfred Diesbach, Konstanz	3	481
3. Orte und Landschaften		
Bad Rippoldsau mit langer Tradition Adolf Schmid, Freiburg	2	203
Das Gengenbacher "Bergle"	2	
Joseph Göppert, Niederwasser Weiler – eine unbekannte Wüstung im Markgräflerland	2	211
Erika Schillinger, Freiburg  Die Stadt Neuenburg am Rhein in alten Bildern und Kartendarstellungen	2	243
Wilfried Studer, Neuenburg	2	247
Stadt Allensbach Julius Boltze, Allensbach	3	343
Eine "Beschreibung des Bodensees" vor bald 200 Jahren Helmut Bender, Freiburg	3	351
Wanderland Hegau Herbert Berner, Singen	3	355
Terbeit Berner, Singen	3	333
4. Wirtschaft		
Lotzbeck und Lamey, ein Kapitel aus der badischen Wirtschaftsgeschichte		
Bernhard Lamey, Freiburg  Eisenerz – Bergbau am Schönberg bei Freiburg	2	239
Gustav Albiez, Freiburg	2	283

5. Literatur und Literaturgeschichte	Heft	Seite
Die erste Hebelbiographie Volkmar Längin, Wessling	2	163
In Schwetzingen und anderswo Talitha Foerster, Leingarten	2	173
Max von Schenkendor's badische Gedichte Helmut Bender, Freiburg	2	179
Ludwig Eichrodt und das Buch Biedermeier		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	187
Hermann Venedey, Konstanz Unbekannte Briefe des Freiherrn Josef v. Laßberg an Friedrich Carl Freiherr	3	313
v. und z. Brenken Volker Schupp, Freiburg	3	397
6. Persönlichkeiten		
Wilhelm Wundt und Heidelberg G. A. Ungerer, Heidelberg	1	31
Chronist mit Zeichenstift und Feder. Zum Wirken Ludwig Scharfs im Frankenland Peter Assion, Freiburg/Walldürn	1	67
Straßburgs Münsterbaumeister Dr. h. c. Johann Knauth Wilhelm Mechler, Kehl	2	225
Lotzbeck und Lamey		
Bernhard Lamey, Freiburg	2	239
Hermann Venedey, Konstanz Zur Erinnerung an Ottilie Naeßl	3	313
Guntram Brummer, Überlingen	3	429
Viktor Mezger, der Karikaturist Erich Kaiser, Bermatingen	3	431
Paul Motz, dem Bauhistoriker und Denkmalpfleger des badischen Seekreises zum Gedächtnis		
Helmut Maurer, Konstanz	3	463
Rede auf Hans Kriesi Gruntram Brummer, Überlingen	3	471
Rudolf Kuhn zum 70. Geburtstag Gruntram Brummer, Überlingen	3	479
August v. Willich Alfred Diesbach, Konstanz		481
Affect Diesoach, Konstanz	3	401
7. Volkskunde		
Von Kröpfern, Steinkäuzen und Sackstoppern. Die Unnamen der Obrigheimer,		
Mörtelsteiner und Asbacher Eckhard Hoffmann, Obrigheim	1	79
8. Vereinsnachrichten		
Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung, dem 11. September 1977		
in Waldshut.	1	141
9. Buchbesprechungen:	1	147
	2	301

## II. Gedichte

	Heft	Seite
Herbert Lipp: Großstadtmorgen	1	16
Ida Pfeifer-Hofmann: Frühjahr	1	30
G. A. Rapp: Der Vogel singt	1	44
G. A. Rapp: Nächt'ge Dämmerung	1	58
Arthur Trautmann: Der Odenwald	1	77
Hans Boeglin: Lied an Wertheim	1	78
Arthur Trautmann: Frankenland	1	88
Hans Bahrs: Die Dunkelheit muß weichen	1	110
Eugen Falk-Breitenbach: Heimat	1	133
Eugen Falk-Breitenbach: Lebenssprüchlein	1	140
Eugen Falk-Breitenbach: Der alte Acker und die Bäuerin	1	143
Georg Längin: Dr Her Vicari	2	172
Max v. Schenkendorf: Muttersprache	2	186
G. A. Rapp: Freiheit		202
Ida Pfeifer-Hofmann: Rosen	2	210
Ida Pfeifer-Hofmann: Spruch	2	224
Hans Bahrs: Schöner Tag	2	238
Rosemarie Neumann: Regen	2	246
Karl Kurrus: Glocke	2	262
Ida Pfeiffer-Hofmann: Lichtverträumt	3	332
Bruno Epple: Bodman		364
Hans Bahrs: Herbstsonne	3	378
Bruno Epple: Im Dobel dunne	3	382
Manfred Bosch: A de Grenz	3	445
Iuliane Chakrayorty: Zum Herbst		462

# III. 47. Ekkhart 1978 (Heft 4/1977)

Jahraus - jahrein. Gedicht v. Josef Weinheber.	3
Badischer Kalender 1978	4
Alphabetisches Verzeichnis zum Ekkhart-Kalendarium 1978	28
Gott braust in den Höhen. Gedicht von G. A. Rapp	36
Cornelia in "Dichtung und Wahrheit". Christoph Michel, Frankfurt	37
Erinnerung, Gedicht von G. A. Rapp	54
Laudatio auf Rudolf Warnecke. Wolfgang Oehler, München	55
Meister des Stifts und der großen Form. Zum 80. Geburtstag des Malers Ludwig Barth.	
Otto Gillen, Karlsruhe	63
Der Maler und Grafiker Bernhard Karl Becker. Ludwig Vögely, Karlsruhe	67
Dehomm. Gedicht von Bruno Epple	76
Bruno Epple - Maler und Poet. Manfred Bosch, Grunertshofen	77
Dezember, Gedicht von Bruno Epple	84
Toni Merz, der Maler aus dem Schwarzwald. Franz Schüler, Frankfurt	85
Hans Thoma und der Traum vom Fliegen. Julius Schwoerer, Freiburg	93
Laudatio zur Verleihung des Hans-Thoma-Preises an Franz Bernhard.	
Hans Albert Peters, Baden-Baden	107
Dr Flieger, Gedicht von Alban Spitz	116
Zum 100. Geburtstag des Bildhauers Peter Valentin. Annemarie Timm, Offenburg	117
Zum Tod von Lina Kromer. Karl Kurrus, Freiburg	126
"Plastik ohne Deformation". Karl Seckinger zum 80. Geburtstag. Michael Koch, Karlsruhe	127
Am Übergang in s neui Johr. Gedicht von Gerhard Jung	132
Die Bildhauerin und Malerin Alice Roskothen-Scherzinger. O. Wickert, Villingen	133

	Seite
Toni Rothmund 1877-1956, Gedichte: Widmung / Hundert Einsamkeiten / Der Baum, der vor	
Winter noch einmal blühte / Eine Grille / Du hasts gewollt / Birke im Herbst	13
Sagen und Bräuche – Das Erbe und wir. Karl Kurrus, Freiburg	
Liab si, Gedicht von Karl Kurrus	142
Karl Johann Hirtler 80 Jahre. Max Rieple, Donaueschingen	
Dr. Engelbert Strobel zum 70. Geburtstag. Ludwig Vögely, Karlsruhe	
Abschied von Heiner Heimberger. Peter Assion, Freiburg/Walldürn	
Werden und Vergehen. Gedicht von Arhur Trautmann	
Emil Frommel, zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages am 5. 1. 1978. Wilhelm Zentner, München	
Evangelische Landeskirche in Baden 1977. Albrecht Wolfinger, Karlsruhe	16.
Katholische Kirche in Baden 1977. Arnold Amann, Freiburg	
Autoren-Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes	
Wettbewerb ,, Alemannische Mundart"	1/

Badische Landesbibliothek Postfach 1451 7500 Kartsruhe 1		Leihkarten-Nr.:	Zss-Stelle	Besteller:	Bitte diesen Abschrift bei Hin- und Rücksen- dung d. Buche beifügen	Verleihende Bibliothek:	Zahl der Bünde:		31 BestNr. 4899 **	Mannheim  ilfte 19. Jahrhundert  r, Heidelberg  sidenz Heidelberg.	17 30 31 44
Zahl d. Bde.	Besteller u. I		Zeitschrifte	1.3	unu pyd	Bücher: Na Zeitschrifte	20	Bibliographis	31 Be		. 51 . 54
Bestelldatum u. Unterschrift des Sachbearbeiters	Besteller u. Leihkarten-Nr.: Zss-Stelle		Zeitschriftenaufsätze: Verf., Titel, Seitenangabe	Frerent R +3/0	Byd. Heimat. nur Inhaltsverzeichnis.	Bücher: Name, Vornamen des Verf., Titel Aufl., Ersch-ort u. Jahr, ggf. Serie Zeitschriften: Titel, Bd., Jahr K.O. J., S.C.D.Ł	i Musique pany	Bibliographischer Nachweis	BestNr. 4899 *	urger, Heidelberg	. 58 . 59 . 65 . 67 . 77 . 78
0		Call	G		nis.	rschort u. Jahr, gg	253	Signatur	Friststempel	Marrian Division	88 89 93
Badische Landesbibliothek Lammstraße 16, Postfach 145 7500 Karlsruhe 1				or in	1	gt. Serile	K61.6911-	0	100 1240 July	of local strains of the structure of the	111 113 119 123 129 133
Badische Landesbibliothek Lammstraße 16, Postfach 1451 7500 Karlsruhe 1, @ (0721) 22947		Enigation	Zahl dar Rända · Elmannset	Rückfrage mit	Falls nur Kopie gegen	Falls nicht bis erledigt, zurück.	1	W. Signatur	31 Friststempel	Schütt (1810–1888)	134 135 39 40 41 43 44

B O I- of our tä

# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

58. Jahrg. 1978, Heft 1

# Mannheim gestern und heute

Historische Streiflichter aus dem Werden der Rhein-Neckarstadt

Dr. med. Richard Heine, Mannheim

Wer von den Randbergen des Odenwaldes oder von den vorderen Bergen des Pfälzerwaldes in die weite Rheinebene hineinschaut – (geologisch gesehen ein natürlicher, 40 km breiter Graben zwischen den Gebirgsmauern des Oden- und Pfälzerwaldes, der sich auf einer Anzahl von Verwerfungen abgesenkt hat) – dem kommt mit Gewißheit zum Bewußtsein, daß die Gunst der geographischen Lage am "Zusammenfluß zweyer vornehmen, schiffreichen Wasserströme", dem Rhein und dem Neckar, am nördlichen Rande der oberrheinischen Tiefebene, das Werden und Wachsen Mannheims vom unbedeutenden Dorfe zur modernen Großstadt bestimmt hat.

Auf einer Hochuferbank im Mündungsgebiet zweier Ströme ist die Ansiedlung Mannheim entstanden. Der Ort blieb lange Zeit ohne Bedeutung. Älteste, sehr dürftige Spuren stammen aus der Steinzeit und sehr viel später aus römischer Zeit. Die großen Durchgangsstraßen der Römer und des Mittelalters führten wegen der sumpfigen, wasserreichen Niederung, die für eine Überbrückung sehr ungünstig war, an Mannheim vorbei. Franken waren es, die hier zuerst siedelten, als der Name Mannheim zum ersten Mal in einer Urkunde auftritt. Fränkisch

ist dieses Gemeinwesen in Charakter und Temperament trotz aller späterer Zuwanderungen und tiefgreifender Veränderungen über ein Jahrtausend geblieben. Die Franken: Vergessen wir nicht, es war jener hervorragend begabte und tüchtige Germanenstamm, dessen außerordentliche Assimilationsfähigkeit, rasches Auffassungsvermögen, wendiges Temperament und organisatorische Begabung Europa die ersten mächtigen Staatengründungen von Bestand nach dem Niedergang des römischen Imperiums verdankt. Die Franken waren es, die das Wissens- und Bildungsgut der antiken, politisch zerbrochenen Welt in Christentum und klösterlicher Kultur, in geordneter Verwaltung, geregeltem Unterricht und in vielen anderen Lebensbereichen dem Abendland erhalten und weitergegeben haben. Aus diesem Volksstamm ist Karl der Große, ihr Mächtigster, hervorgegangen, der schließlich mit der (freilich symbolischen) Krone der alten römischen Imperatoren gekrönt und zu jener zentralen großartigen Herrscherfigur des Okzidents wurde, deren sich heute mehr denn je alle die mit brennendem Herzen erinnern, denen Europa, das Abendland, - (durch unglückliche Bruderzwiste gerade in jüngster Zeit furchtbar getroffen und geschwächt) - ein echtes Anliegen, eine wirkliche



Wolfsangel auf einem Grenzstein von 1659 im Käfertaler Wald

Sorge und eine ganz große Hoffnung zu gleicher Zeit bedeutet.

Die erste Erwähnung des Namens Mannheim findet sich in einer vom 11. März 766 datierten Urkunde des Klosters Lorsch, des Reichsklosters der Karolinger. Es handelt sich bei diesem Dokument um sechs auf Pergament geschriebene, das Dorf Mannheim betreffende Seiten des im Münchner Staatsarchiv verwahrten Lorscher Urkundsbuches. Wir erfahren daraus u. a. die ältesten nachweisbaren Namen von Einwohnern von "Manninheim", die schöne, volltönende fränkische Namen tragen, deren Eigenart nicht durch christliche Namen verdrängt ist, und die dem Kloster Lorsch Hofbesitz und Akkerland vermachten.

Eine lebendige Erinnerung aus jenen frühen Tagen Mannheims ist die im Stadtwappen abgebildete Wolfsangel, ein altgermanisches Glücksund Lebenssymbol. Nahezu fünf Jahrhunderte vergehen seit dem ersten Erscheinen des Dorfes Mannheim in jener Urkunde, bis weitere ur-

kundliche Nachrichten über Mannheim auftreten. Dieses Mal handelt es sich um die Erwähnung einer Zollstätte Rheinhausen bei Mannheim – (einer im 17. Jahrhundert zerstörten Tiefburg) – in einer Urkunde vom Oktober 1247. Es ist die erste nachweisbare Erwähnung der Erhebung des Mannheimer Zolles, gegeben durch Pfalzgraf Otto zu Heidelberg.

Die Stadt-Gründung von Mannheim erfolgte im Jahre 1606, als Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz den Entschluß faßte, anstelle des bisherigen Dorfes eine Stadt und eine Festung anzulegen. Diese führte den Namen "Friedrichsburg", die neugegründete Stadt dagegen den Namen des alten Dorfes. Schon diese einfache Tatsache zeigt, daß einst wie heute Mannheims wichtige Angelegenheiten von seiner Bevölkerung selbst bestimmt werden, nicht "von oben herab". Wie leicht hätte es möglich sein können, daß jene Neugründung unter dem Namen Friedrichsburg in die Geschichte eingetreten wäre. Beispiele, wonach neugegründete Städte den Namen ihres Gründers tragen, beweisen, daß es durchaus nicht selbstverständlich ist, daß unsere Stadt ihren wohlbekannten, guten Namen führt. Kurfürst Friedrich IV. verlieh dieser Neugründung, die als Festung für seine kurpfälzischen Lande ein Schutz, als Stadt ein Sitz des Handels und des Gewerbefleißes und ein Asyl für Glaubensflüchtlinge (Franzosen und Niederländer) werden sollte, 1607 Stadtprivilegien von ungewöhnlicher Bedeutung. Viele Ansiedler aus den benachbarten Ländern wurden dadurch mit großem Erfolg herangezogen. Die Festungswerke wurden vollendet. Die Stadt war von der Feste durch Wall und Graben getrennt. Doch bildeten Stadt und Festung, voneinander getrennt, ein zusammenhängendes Ganzes.

Der Aufbau der Stadt war noch in vollem Gange, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach und die hoffnungsvolle Entwicklung zum Stocken brachte. Im Jahre 1622 eroberte Tilly die Festung und Bürgerstadt. Mannheim, die neue, wichtige Festung des unglücklichen "Winterkönigs", gegen den sich die ganze Macht der ka-

tholischen Liga gewendet hatte, wurde zerstört und viel Not und Elend kam über die Bewohner. Der Kurfürst Karl Ludwig, der Enkel des Stadtgründers, machte es sich zur Aufgabe, Stadt und Festung wieder aufzubauen. Es war eine völlige Neugründung. Die Stadt - ohnedies nur aus verhältnismäßig wenigen Häusern bestehend - war dem Erdboden gleichgemacht. 1652 erweiterte er die Stadtprivilegien, die in vier Sprachen abgefaßt wurden, und ließ die Privilegiendrucke weit in die Lande verteilen. Durch die Großzügigkeit der garantierten Privilegien wurden viele Fremde ins Land gerufen: Niederländer, Wallonen und Hugenotten, die zusammen mit der noch übrig gebliebenen einheimischen Bevölkerung sich ans Werk machten und mit großem Willen den Wiederaufbau des Gemeinwesens betrieben. Ein hoffnungsvolles Erblühen von Handel und Gewerbe, der Beginn einer städtischen Kultur, gepaart mit Fleiß und Umsicht der Einwohner, sprachen für eine hoffnungsvolle Entwicklung der neuen Stadt. In der Feste Friedrichsburg wurde am 29. 3. 1677 der Grundstein zu einer Kirche gelegt, die der Kurfürst für alle Konfessionen vorsah. Sie sollte "Konkordienkirche genennet" werden. Bei der Einweihung wurde sie "Kirche zur heiligen Eintracht" genannt. Sie war keine der größten, aber eine der zierlichsten am Rheinstrom. Die Errichtung dieser Kirche, die bereits wieder am 6. 3. 1689 durch die Franzosen zerstört wurde, ist eine bleibende Erinnerung an einen aufgeklärten fortschrittlichen Fürsten, den Vater der pfälzischen Liselotte, dem das Wohl und die Gewissens- und Glaubensfreiheit seines pfälzischen Volkes sehr am Herzen lag. Der Name dieser Kirche war ein wahres Symbol für Religionsfrieden und Toleranz.

Concordia – die Eintracht: wahrhaftig, man hätte Mannheim kein besseres Symbol geben können für seine seit der Stadtgründung stets vorbildliche Toleranz und Liberalität in religiöser und politischer Hinsicht. Zusammengewachsen aus Bürgern verschiedener Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse, "modern" in jeder Beziehung von Anfang an: das war jenes Gemeinwesen, das sich trotz schwerster Prüfungen in der Geschichte immer wieder behaupten und erfolgreich den Weg in die Zukunft antreten sollte.

Das zweite Mannheim überlebte den Kurfürsten Karl Ludwig (gest, 1680) nur wenige Jahre. Der orleanssche Krieg unter Ludwig XIV. verwüstete die ganze Pfalz. In Mannheim wurde (1689) durch die Truppen Mélacs, die jene später sattsam bekanntgewordene Taktik der "Verbrannten Erde" praktizierten, kein Stein auf dem anderen gelassen. Aller Fleiß der Einwohner bei der Aufbauarbeit war umsonst gewesen. Als ,,Flüchtlinge" und ,,Ausgebombte" verließen die Einwohner die Stadt und suchten in der näheren und weiteren Umgebung Unterkunft. Erst nach dem Frieden von Ryswik (1697) konnte der Kurfürst Johann Wilhelm, der aus der Linie Pfalz-Neuburg stammte, den Wiederaufbau der Stadt betreiben. Die Zitadelle, die einstens durch Wall und Graben von der eigentlichen Stadt getrennt war, wurde jetzt durch ein einheitliches Bastionssystem mit der Stadt verbunden. Die Anlage der Straßen und die Gruppierung der Häuser in der Stadt erfolgten nach denselben Prinzipien der Regelmäßig-

Die Konkordienkirche im Jahre 1679

Foto: Reiß-Museum, Mannheim





Kurfürst Karl Theodor (Terrakotta-Büste von Verschaffelt, 1755)

keit, die sich der Festungsbauer bei seinen Befestigungen zur Pflicht machte. In der Stadt stießen die Haupt- und Querstraßen senkrecht aufeinander. Diese sogenannte Quadrateinteilung der Stadt hatte es schon in der zerstörten Bürgerstadt vor dem Dreißigjährigen Krieg gegeben. Die planvolle Gleichmäßigkeit des geradlinigen Straßenbildes wurde nun auch künstlerisch durchgebildet und auf die ehemalige Zitadelle, die mit der Stadt verwuchs, ausgedehnt. Jetzt endlich sollte Mannheim Jahre einer ruhi-

gen Entwicklung, ja eines großartigen Aufstiegs erleben, denn Kurfürst Karl Philipp, der sich nach unerquicklichen Religionsstreitigkeiten mit den Bürgern Heidelbergs überworfen hatte, verlegte seine Residenz von dem jahrhundertealten Sitz der pfälzischen Kurfürsten auf dem Jettenbühl bei Heidelberg 1720 nach Mannheim. Mannheim wurde Residenzstadt. Der ganze Hofstaat und die kurfürstliche Verwaltung wurden hier neu organisiert. Durch die Grundsteinlegung zum mächtigen Schloßneu-

bau begann eine künstlerisch gelenkte Bautätigkeit. Herrliche Monumentalgebäude folgten dem Schloßneubau. Dieser durch wechselvolle Schicksale heute, nach über 200 Jahren, wiederum eine Art "Neubau", jedoch anderen Zwecken als fürstlicher Repräsentation dienend, bestimmt nach wie vor in seiner machtvollen Gestaltung und imponierenden Größe, Antlitz und Gepräge der Mannheimer Innenstadt. Nur wenig anderes ist im letzten Weltkrieg erhalten geblieben. Aber als ein beredtes Zeichen der hohen Kultur dieser Zeit steht noch die einzigartige barocke Jesuitenkirche und der um einiges ältere hübsche und so typische Mannheimer Doppelbau des alten Rathauses und der Kirche der unteren Pfarrei am Marktplatz. Handel und Gewerbe blühten, und Wohlstand und Zufriedenheit der arbeitsamen Bevölkerung kehrten in der Stadt ein.

Karl Philipps Verdienste um die Stadt waren groß. Jedoch, die Stadt zu einer hohen Stätte der Künste, der Wissenschaften und des Gewerbes gemacht zu haben, bleibt das Verdienst des 1742 zur Regierung gelangten Kurfürsten Karl Theodor. Mehr als zwei Menschenalter regierte er (geb. 1724, gest. 1799). Diese Zeit bedeutete für Mannheim in kultureller und politischer Hinsicht Aufstieg, Höhepunkt und Niedersinken.

Während in der Karl-Theodor-Zeit an der Universität Heidelberg das wissenschaftliche Leben an fast allen Fakultäten ins Stocken geriet (wobei freilich gewisse politische Einflüsse maßgebend mit im Spiel waren), versammelten sich in Mannheim Gelehrte aller Disziplinen und machten es zu einer neuen Heimstätte der Forschung: der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften, der berühmten Theodoro-Palatina, die 1763 gegründet wurde. Karl Theodor hat den Wissenschaften insbesondere den Naturwissenschaften eine besondere Vorliebe entgegengebracht und unterstützte die Gelehrten mit reichlich bemessenen finanziellen Zuwendungen. Als Präsident der Akademie wurde Johann Daniel Schöpflin ausersehen (1694-1771), der einen Tag nach der Straßburger Promotion Goethes (7. April 1771) starb. Goethe sagt in Dichtung und Wahrheit von ihm: "Er gehörte zu den glücklichen Menschen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt sind, die dem Lebensinteresse das historische Wissen zu verknüpfen verstehen. – In Baden und der Pfalz behält er bis ins höchste Alter einen ununterbrochenen Einfluß, in Mannheim stiftet er die Akademie der Wissenschaften und erhält sich als Präsident derselben bis zu seinem Tode".

Die Akademie entwickelte sich zu einem Mittelpunkt rheinischer Geschichtsforschung. Schöpflin und anderen Männern der historisch-philosophischen Klasse verdanken wir eine Reihe bedeutender Werke und Quellenforschungen zur Geschichte der Oberrheinischen Lande. Als Physiker ist Johann Jakob Hemmer bekannt geworden. Er arbeitete über die atmosphärische Elektrizität. Die Geschichte des Blitzableiters - einstmals , Hemmerscher Wetterleiter" genannt - hat seinen Namen weit über die Grenzen Deutschlands bekannt gemacht. Innerhalb der Mannheimer Akademie war die bedeutendste Schöpfung die Societas metereologica Palatina. Unser heutiges meteorologisches Wissen baut auf ihren sehr wertvollen Arbeiten auf. Es wurden in verschiedenen Gegenden der Kurpfalz möglichst genaue meteorologische Messungen angestellt und veröffentlicht. Es entstanden 12 Quartbände "Ephemeriden" von 1781-1792, die ein bleibendes Zeugnis für die Bedeutung der Societas abgeben. Im rechten Schloßflügel wurde ein reich ausgestattetes kurfürstliches Naturalienkabinett eingerichtet und der Florentiner Cosmo Collini, ein Freund Voltaires, zu dessen Direktor ernannt. Es war eines der ersten größten naturwissenschaftlichen Museen Deutschlands. Als bedeutender Astronom ist der Jesuitenpater Christian Mayer zu nennen (geb. 1719 in Mähren). Karl Theodor ließ auf seine Veranlassung die heute noch in der Nähe des Schlosses stehende Sternwarte erbauen, zu deren Ausstattung ein ansehnlicher Bestand an astronomischen Instrumenten erworben wurde. Die Geschichte der Doppelsternforschung



Altes Rathaus mit Pfarrkirche

Foto: Stadtarchiv

geht auf Mayer zurück. Das Bedürfnis nach genauen Landkarten zum ersten Mal im pfälzischen Raum befriedigt zu haben, ist ebenfalls Mayers Verdienst. Er entwarf die sogenannte "Charta Palatina" auf Grund seiner astronomischen und trigonometrischen Messungen und hat damit den späteren pfälzischen Kartographen vorbildlich die Wege geebnet. Weit über die Grenzen Mannheims hinaus ist auch Friedrich Casimir Medicus berühmt geworden. Ursprünglich Mediziner, dann Direktor des kurfürstlichen botanischen Gartens (gegründet 1765), galt sein wissenschaftliches Bemühen Neuerungen und Verbesserungen in der Systematik der höheren Pflanzen, wobei er scharf das in seiner Zeit allgemein geltende und wissenschaftlich akzeptierte Linnésche künstliche Sexualsystem kritisierte. War es auch anderen Forschern - nämlich den französischen Botanikern Jussieu, Lamarck und Decandolle - vorbehalten, hier wirklich Besseres zu bieten und

ein natürliches System zu entwerfen, so war doch die oft ätzend scharf vorgetragene Kritik von Medicus ausgesprochen konstruktiver Art. Medicus hat sich weiter sehr um die Einbürgerung nordamerikanischer Bäume in Mitteleuropa durch Schrift und eigene Anpflanzungsversuche bemüht und verdient gemacht. Die heute allgemein verbreitete Robinie, der dabei seine besondere Aufmerksamkeit galt, gehört zu den in ihrem Anbau wesentlich durch Medicus geförderten nordamerikanischen Holzarten.

Die wissenschaftlichen Arbeiten der Akademiker wurden in den regelmäßig im Verlag einer eigenen akademischen Buchhandlung erscheinenden Quartbänden der "Acta Academiae Theodoro-Palatinae" veröffentlicht, welche bis zum heutigen Tage in allen großen wissenschaftlichen Bibliotheken Europas Kunde von jener hohen Blüte des wissenschaftlichen Lebens im Mannheim der Karl-Theodor-Zeit geben. Für die deutsche Philologie wurde die von Akademiemitgliedern ins Leben gerufene "Deutsche Gesellschaft", die sich besonders die Pflege der deutschen Sprache zur Aufgabe gemacht hatte, von beträchtlicher Bedeutung. Das kulturelle Leben Mannheims wurde darüber hinaus durch Karl-Theodor mit weithin ausstrahlenden Förderungen der Kunst bereichert. Der östliche Schloßflügel wurde ausgebaut zur Aufnahme der kostbaren und reichhaltigen Kunstsammlungen und des Naturalienkabinetts des Fürsten. Die Gemäldesammlungen, größtenteils aus den Galerien Johann Wilhelms aus Düsseldorf und besonders reich an Werken der flämischen und niederländischen Malerei, bargen weltberühmte Schätze. Sie wurden größtenteils in den 1790er Jahren nach München überführt und bildeten einen höchst wesentlichen Zuwachs der Sammlung der bayrischen Herzöge und Kurfürsten. Ihretwegen mußte das heute noch existierende Galeriegebäude nördlich des Hofgartens der Münchner Residenz errichtet werden, da das München des 18. Jahrhunderts keinen einzigen geeigneten Raum für jene meist überdimensionalen Gemälde aufwies. Überraschend ist es, daß man bei Kunstkennern vielfach auf Erstaunen stößt. wenn man berichtet, daß viele der Glanzstücke der alten Pinakothek zu München einst kurfürstlich Mannheimer Kunstbesitz gewesen sind. Die Baumeister Bibiena und Rabaliatti vollendeten die Jesuitenkirche.

Verschaffelt, der die 1756 neu gegründete Bildhauerakademie leitete, entwarf die Pläne zum Zeughaus (erbaut 1777–78), das heute noch, in seiner Fassade unverändert, als städtisches Museum dient. Er richtete zunächst für die Zwecke der Bildhauerakademie eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Plastiken ein, die s. Zt. viel Bewunderung fand und auch von dem jungen Goethe besucht wurde, worüber dieser in "Dichtung und Wahrheit" berichtet. Im nahen Frankenthal erstand eine Porzellanmanufaktur, deren Schöpfungen zu den besten und reifsten Leistungen europäischer Porzellankunst des 18. Jahrhunderts gehören. Weitberühmte Kon-

zerte fanden im kurfürstlichen Schlosse statt. Der junge Mozart begeisterte zu dieser Zeit seine Zuhörer. Er schreibt: "Vor allem war es die Instrumentalmusik, in welcher Mannheim sich auszeichnete. Das dortige Orchester galt nach einstimmigem Urteil für das erste in Europa." Namen wie Stamitz, Holzbauer, Richter und Cannabich, als die hervorragendsten Vertreter der damals entstandenen "Mannheimer Schule", sind jedem Kenner klassischer Musik ein Begriff, ja, vielerorts ist diese das Einzige, was in der weiten Welt, fernab von Mannheim, Kunst- und Musikfreunde aller Nationen von dieser Stadt kennen, und was dem Namen Mannheims weit mehr Ruhm gebracht hat, als selbst viele Mannheimer ahnen mögen. Rauschende Hoffeste mit Opern und Schauspielaufführungen fanden im westlichen Schloßflügel statt. Karl Theodors Residenz wurde in den Sommermonaten nach dem benachbarten Schwetzingen verlegt. Das dort geschaffene Lustschloß mit seiner einzigartigen Parkanlage, die Elemente der französischen und englischen Gartenkunst der damaligen Zeit zusammen mit einem erhalten gebliebenen reizenden Rokokotheater glücklich und in harmonischer Weise vereinigt, ist heute noch einer der größten Anziehungspunkte im süddeutschen Raume, eine kostbare Reliquie aus einer bezaubernden, sinnenfrohen und eleganten Welt höfischen Lebens und Zeremoniells in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Mit Karl Theodor ist für Mannheim das niemals verblassende Andenken an eine unerhört fruchtbare Zeit künstlerischer Betätigung verknüpft. Mannheim gehörte zu den wichtigsten deutschen Städten, und sein Name zog die bedeutendsten Schriftsteller und Künstler an, die hier freudig Aufenthalt nahmen und auch ihre Fortbildung suchten. Mannheim galt als das rheinische Florenz und das pfälzische Athen. Wenn man Deutschland kennen lernen wollte, mußte man Mannheim besucht haben; und so läßt auch Goethe in seinem Epos "Hermann und Dorothea" dem jungen Hermann empfehlen "das freundliche Mannheim, das gleich und



Die Quadrate-Stadt Mannheim aus der Vogelschau

Stahlstich von Johann Poppel, um 1850, Reiß-Museum, Mannheim

heiter gebaut ist" auf seiner Wanderschaft aufzusuchen.

Für dieses so hoffnungsvoll und vielfältig gegliederte Kulturleben Mannheims war es ein schwerer Schlag, als Karl Theodor 1778 nach dem Erbanfall Bayerns seine Residenz nach München verlegen mußte. Für ihn selbst war es eine tragische Wendung des Schicksals, denn sein Herz gehörte seiner Pfalz. Mit der Übersiedelung Karl Theodors, dieses großartigen Kunstmäzens, war nicht nur das bisher Erreichte, sondern auch das Weiterbestehen der kulturellen Höhe Mannheims gefährdet. Es mußte sich nun zeigen, ob die Stadt ihr kulturelles Niveau halten konnte, oder ob sie, auf sich selbst gestellt, sich organisch weiterentwickeln konnte. Eine Hilfe bildete dazu die schon Mitte der 1770er Jahre geplante Errichtung des Nationaltheaters. Unabhängig von jenen künstlerischen Tendenzen, die sich aus dem Spielplan der kurfürstlichen Hofoper zwangsläufig ergaben (die Opera und ,, commedia dell'arte" jener Zeit war italienisch oder französisch), wollte man eine Pflegestätte deutscher d. h. nationaler Theaterkunst schaffen, die allen Bürgern zugänglich war. Sie sollte der Volksbildung dienen und frei von höfischen Einflüssen bleiben.

Am 7. Oktober 1779, kurz nach Karl Theodors Wegzug, wurde das neue Nationaltheater eröffnet. Sein erster Intendant war Freiherr von Dalberg (1778-1803). Hier wird die Bürgerschaft Mannheims erste Zeugin des frühen Ruhmes des Dichters der "Räuber". Mit einer denkwürdigen Aufführung am 13. Januar 1782 treten Schillers "Räuber" von Mannheim aus ihren Weg in die Welt an. Bei der Uraufführung gingen die ersten Akte ohne äußere Wirkung vorüber. Das Publikum war wie betäubt von den ungewohnten Eindrücken und wartete in äußerster Spannung den Weitergang der Handlung ab. Die letzten Akte waren ein glänzender Erfolg, und Publikum und Darsteller waren ergriffen und hingerissen von dem allgewaltigen Feuerstrom neuer freiheitlicher Ideen. Schiller nahm aus Mannheim die feste Überzeugung mit, daß er zum dramatischen Dichter berufen sei. Er schrieb kurz darauf an Dalberg: ,,Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt,

und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen". Was jene theaterbegeisterten Mannheimer damals deutlich gefühlt hatten, sollte in der großen Weltgeschichte bald konkrete Formen annehmen. Eine neue Zeit war angebrochen. Das Jahr 1789 bringt Frankreich und Europa den Sturm der Revolution. Mannheim, die Rheinstadt auf altem fränkischem Boden, stets dem Fortschritt und dem Neuen aufgeschlossen und gewohnt, die Geschehnisse auf dem linken Rheinufer in weitestem Sinne genau zu verfolgen, zeigte sich den französischen Freiheitsgedanken durchaus aufgeschlossen. Doch brachten die nachfolgenden kriegerischen Verwicklungen Mannheim schwerste Zeiten und große Gefahren. Nach wiederholtem Anrücken französischer Truppen, die die Stadt zur Übergabe aufforderten, erfolgte nach einer kurzen Beschießung der Rheinschanze, eines linksrheinischen Hauptaußenforts der Stadt, die Kapitulation dieses wichtigen Verteidigungspunktes an Weihnachten 1794. Die französischen Truppen bauten auf dem linken Rheinufer ihre Geschütze auf. Unter dem militärischen Druck wurde die Stadt und Festung Mannheim am 20. September 1795 den Repräsentanten der neuen "Fränkischen Republik" übergeben, deren neue Nationalflagge die Trikolore ist. Die Stadtfahne Mannheims hat (wohl kaum durch reinen Zufall) die blauweißrote Farbe mit der Trikolore der "fränkischen Republik" gemein-

Der österreichische General Wurmser, ein gebürtiger Elsässer, wurde von dem Kaiser ermächtigt, Mannheim zu entsetzen oder durch einen Handstreich zu nehmen. Um die Franzosen zur Übergabe zu zwingen, griffen die Reichstruppen, die vornehmlich aus österreichischen Einheiten bestanden, zu schweren Beschießungen der Stadt. Die Geschütze richteten schweren Schaden an. Der linke Schloßflügel mit dem Opernhaus ging in Flammen auf, und sehr viele Bürgerhäuser brannten nieder. Allenthalben waren Beschädigungen und Verwü-

stungen zu verzeichnen, und man sprach von der dritten Zerstörung Mannheims, Freilich, gemessen an dem, was die Stadt anderthalb Jahrhunderte später erfahren sollte, war alles noch glimpflich abgegangen. Dem siegreichen General Wurmser mußte am 23. November 1795 Mannheim übergeben werden. Die französische Besatzung kam in Kriegsgefangenschaft. Mannheims Bürger, denen man, wie auch dem kurfürstlichen Statthalter, Grafen v. Oberndorff, eine allzu nachgiebige und frankophile Haltung vorhielt, sollten eine Kriegskontribution von 400 000 Gulden bezahlen, die später auf 150 000 fl. ermäßigt wurde. Mannheim kam dadurch an den Rand des wirtschaftlichen Ruins, 1799 wurden dann nach weiteren wechselvollen Kriegsschicksalen die Festungsanlagen geschleift. Damit stand die Stadt am Ende ihrer militärischen Bestimmung. Die Bürger waren froh, nach einer Verfügung des Kurfürsten Karl Theodor, daß Mannheim keine Festung mehr sein sollte, endlich den direkten Kriegsgefahren entronnen zu sein. Die Schleifung der Festungswerke wurde beinahe als eine Art Bastillensturm gefeiert, mit dem eine vergangene Epoche verabschiedet und ein neu heraufziehendes Jahrhundert mit gemischten Gefühlen begrüßt wurde. Die Stadt war wohl von schweren Zerstörungen heimgesucht, aber sie war noch lebensfähig. Durch den von Preußen 1795 sanktionierten Friedensvertrag von Basel, der die Inbesitznahme des linken Rheinufers durch Frankreich anerkannte, wurde Mannheim Grenzstadt. Vordem war die Stadt mit der linksrheinischen Kurpfalz wirtschaftlich eng verbunden. Die unvermeidlichen Beschränkungen ihrer neuen Lage schufen der Stadt ein neues Gepräge, und zwar das einer provinziellen Kleinstadt. Mannheims Rolle als kurpfälzische Hauptstadt war ausgespielt, besonders da 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg die Kurpfalz endgültig aufgeteilt wurde. Die linksrheinischen Gebiete waren bereits der französischen Republik zugefallen und führten jetzt die Bezeichnung des Donnersberg-Departements. Die rechtsrheinischen Ge-



Wasserturm Mannheim

biete erhielt der Markgraf von Baden, Karl Friedrich, zunächst 1803 Kurfürst, und nach des Reiches Ende, von Napoleons Gnaden Großherzog von Baden (1806). Als Gemahlin wird ihm die Adoptivtochter Napoleons Stephanie Beauharnais angetraut, die später nach dem Sturze Napoleons im Mannheimer Schloß ihren Witwensitz hatte. Sie war die letzte Fürstin, die das Mannheimer Schloß bewohnt hat (gest. 1860). Ein Denkmal und die schöne Stephanienpromenade am Rhein halten ihr Andenken in Mannheim wach. In den auf den

Wiener Kongreß (1814/15) folgenden Jahrzehnten führte Mannheim das Leben einer kleinbürgerlichen Landstadt. Die alte Kurpfalz war endgültig dahin, der rechtsrheinische Teil war ein integrierender Bestandteil des neuen Großherzogtums Baden geworden, während die linksrheinischen Teile nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses zuerst als "Rheinpfalz", dann als "bayrische Pfalz" einen Kreis des 1806 entstandenen Königreiches Bayern bildeten. Der Rhein blieb - bis zum heutigen Tag - Landesgrenze. Immerhin führte Mannheim bis zum Ende der großherzoglichen badischen Zeit (1918) den amtlichen Namen einer "Hauptstadt". Das war es denn auch trotz allem immer für das Rhein-Neckargebiet geblie-

Mannheim paßte sich den neuen Verhältnissen an. Das gesellschaftliche Leben entbehrte jetzt seines großartigen Stiles: es wurde einfach, schlicht und wie wir heute sagen "biedermeierlich". Mannheim führte sozusagen ein Dasein erzwungener Stille. Das Bürgertum wurde maßgebend. Es übernahm das Erbe der Kurfürstenzeit in der Pflege der Musik und der Kunst. Opferwillig und kunstbegeistert wurde 1807 die "Musikalische Akademie" gegründet, die rasch Berühmtheit erlangte und bis zum heutigen Tage eine große Tradition würdig weiterführt. Kasinogesellschaft, Verein für Naturkunde, Kunstverein und Altertumsverein konstituieren sich aus freier Initiative der kulturell aufgeschlossenen und geistig regen Bürgerschaft. Das Mannheimer Verlagswesen, schon in der kurfürstlichen Zeit bedeutend, festigt und mehrt seine Bedeutung im deutschen Buchhandel. Namen wie Artaria, Schwan und Götz, die der Benderschen und der Löffler'schen Buchhandlung sowie neuerdings der Duden-Verlag sind dem Kundigen eh wie je wohlvertraut.

Alle fortschrittlichen freiheitlichen Bewegungen, die gegen jede Beschränkung und Einschränkung der Freiheit in Wort und Schrift, gegen Rückschritt und Beschränkung der verfassungsmäßigen Rechte fanden hier einen guten Nährboden. Der aufgeschlossene und hell-

hörige Mannheimer Bürger hielt von der allgemeinen nach 1815 einsetzenden Restauration nicht viel. 1819 wurde als Ausstrahlung solcher Gesinnungen der russische Staatsrat Kotzebue von dem Studenten Karl Ludwig Sand ermordet als "Verderber der deutschen Jugend und Hauptverräter der deutschen Freiheit". Sand wurde 1820 hingerichtet. Das oppositionelle Mannheim empfand das als besonders drükkend. Diese und andere Ereignisse brachten - in Mannheim mehr denn anderswo - jene politischen Strömungen hervor, die dann in den Revolutionsstürmen 1848/49 aus Mannheim einen Brennpunkt der Revolution im badischen Unterland machten. Hecker, einer der Hauptfiguren der badischen Revolution, war Rechtsanwalt in Mannheim gewesen. Das war gewiß kein Zufall. Aber die Zeit für eine badische Republik war noch nicht gekommen. Preußische Hilfstruppen warfen den Aufstand blutig nieder. Resignation und Verbitterung beschlichen die Gemüter. Aber nichtsdestotrotz: Handel und Wandel gediehen. Mannheim war der Endpunkt für die Rheinschiffahrt, die nach allgemeiner Einführung von Dampfschleppbooten (und nach dem Ausbau des Eisenbahnnetzes) den Hauptanteil des Transportes von Massengütern bewältigte. Selbst der Personen-Reiseverkehr auf Rheindampfern war in jenen Jahren demjenigen der Eisenbahn ebenbürtig, wenn nicht - bis etwa in die 40er Jahre - überlegen. Der deutsche Zollverein hatte große Erleichterungen auch für die Rheinschiffahrt mit sich gebracht. So wurde ganz zwangsläufig der Verkehr im Mannheimer Hafen, der mit staatlichen Mitteln ausgebaut wurde (Hafenweihe 17. Okt. 1840), immer bedeutender. Mannheimer Handelsunternehmen und Bankhäuser entstanden. von denen (nur zum Beispiel) die Bankhäuser Ladenburg und Hohenemser und die Mannheimer Handels- und Produktenbörse genannt seien.

In der folgenden "Gründerzeit" nach dem Kriege 1870/71 erlebte Mannheim eine neue Zeit des wirtschaftlichen Aufstieges. Jetzt konnte Mannheim unter Führung von Handel



Neckar mit Hafenanlage und Fernsehturm

Foto: Foto-Hauck, Mannheim

und Industrie sich zur modernen Großstadt entwickeln. Nachdem sich schon die Einführung der Eisenbahn revolutionierend auswirkte, wurde durch großzügige Erweiterung der Hafenanlagen Mannheim zu einer der bedeutendsten Handelsstädte Deutschlands, Allmählich vollzog sich nun der Wandel von der Handelszentrale zur Industriestadt. Jetzt erst sollte die Stadt ihr eigentliches Wahrzeichen in einem sehr merkwürdigen Baudenkmal erhalten: Schlösser und schöne Barockarchitektur gibt es genug auch in anderen Städten; aber den wohl dicksten und größten Wasserturm zu haben, der jemals in einer Stadt errichtet wurde, ist eine Besonderheit Mannheims. Als keineswegs schlechter Repräsentant des Stils und Geschmacks einer Epoche, deren Bauwerke uns heute im allgemeinen nur noch wenig ansprechen, steht der Mannheimer Wasserturm gewissermaßen als Symbol jener glücklichen Zeit wirtschaftlichen Aufstiegs und jener originellen Idee – an denen es in Mannheim nie gefehlt hat – nach wie vor in alter Festigkeit an jener Stelle, an der sich die wichtigsten Nord-Süd- und Ost-West-Achsen, die durch die Stadt führen, schneiden und die den eigentlichen Brennpunkt Mannheims im heutigen Straßenverkehr ausmacht. Umgeben ist der Wasserturm von geschmackvollen und wohlgepflegten Grünanlagen, die seit eh und je der Stolz Mannheims sind und die ursprünglich der glanzvolle Mittelpunkt einer großartigen Ausstellung zum 300jährigen Stadtjubiläum im Jahre 1907 waren.

Die Jugendtage der deutschen Großindustrie sind eng mit Mannheim verknüpft. Namen wie Karl Benz, der 1886 den ersten Motorwagen schuf, und Heinrich Lanz sind nur zwei von vielen jener Männer, die aufkommenden Industriewerken mit ihrer Leistung und Persönlichkeit ihren Stempel aufgedrückt haben. Von den chemischen Werken seien die Firmen C. F. Boehringer & Soehne auf dem Waldhof, die Herstellerin von Rheinalkaloiden (z. B. Chinin, Reserpin) und Glykosiden (besonders Strophanthin), die Zellstoffabrik Waldhof und die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen – eine Gründung des Mannheimer Bürgers Engelhorn, genannt (gegründet 1865). Aus jener Zeit stammt die etwas humorvolle Erwähnung Mannheims in einem viel von badischen Soldaten gesungenen Lied:

In Karlsruh ist die Residenz In Mannheim die Fabrik In Rastatt ist die Festung Und das ist Badens Glück.

Mannheim war stets die größte und wirtschaftlich wichtigste Stadt des Badnerlandes, und es ist gar kein Zufall, daß sich jene "Fabrik" mit "Badens Glück" reimt: Sie war es in der Tat. In den Jahren um 1865 gab es 1794 Arbeiter, 1905 schon 25 000. Die Gemarkungsgrenzen wurden allmählich auf 10 606 ha erweitert durch Eingemeindung benachbarter Siedlungen. Vordem betrug die Stadtgemarkung 2384 ha. Dabei wuchs die Stadt aus der günstigen geographischen Lage heraus zu dem heutigen Großstadtsiedlungsgebiet mit jetzt über 300 000 Einwohnern. Die ungemein rasche Entwicklung als Stadt des Verkehrs, der Schiffahrt und eines die ganze Welt umspannenden Handels machte Mannheim zum wichtigsten Wirtschaftszentrum Südwestdeutschlands. Die Bevölkerungszahl betrug 1913 223 000 Einwohner. Der Weltkrieg 1914/18 und die Krisen der Nachkriegsjahre drückten auch Mannheim ihren Stempel auf. Die planvolle Weiterentwicklung stockte und erlitt Rückschläge vieler Art. Mannheim wußte sich aber in diesen Krisenjahren zu behaupten. Neuer Lebenswille wurde nach dem langen Kriege wieder lebendig. Die Stadt erholte sich zusehends und stand wieder groß und bedeutend als südwestdeutsche Zentrale von Handel und Industrie, aber auch als Kulturzentrum des altpfälzischen Raumes in der glanzvollen Reihe der Rheinstädte.

Neues Unheil zog herauf. Eine Regierung von politischen Hasardeuren, die vorgaben, national und sozial zu sein, begann ein ganzes Volk ins Verderben zu führen. Hatten die Mannheimer 1936 mit gemischten Gefühlen - trotz amtlich befohlener Beflaggung und bestellten Jubelrufen - die "Wiederbesetzung" der auf Grund internationaler Friedensverträge entmilitarisierten Zone miterlebt, so war es für alle ein schwerer Schock und ein geradezu apokalyptisches Zeichen dräuenden Verhängnisses, als im Herbst 1938 unsere jüdischen Mitbürger auf abscheuliche Weise an Hab und Gut - und wenig später auch an Leib und Leben - geschädigt wurden. Es war einer der schwärzesten Tage in Mannheims Geschichte, mitten im Frieden eine furchtbare Schuld, die bitter abbezahlt werden mußte

Mit dem Zweiten Weltkrieg kamen Not und Elend über die so blühende Stadt (1939/45). Die vierte, beinahe vollständige Zerstörung Mannheims durch Bombenangriffe alliierter Flieger ist das Resultat eines in wahnwitziger Vermessenheit vom Zaune gebrochenen Krieges gewesen. War auch die Hälfte des gesamten Wohnraumes den Bomben zum Opfer gefallen, so waren doch die Verluste an Menschenleben durch vorausschauenden und rechtzeitigen Bunkerbau relativ geringer als in anderen derartig betroffenen Städten. Das vernichtende Ende jenes Krieges war genau so total gewesen, wie dieser nach dem Willen und Befehl seiner Urheber geführt worden war.

Aber nach 1945 rang der ungebrochene Wille der Bürger um die neue Gestaltung der in Trümmer daliegenden Stadt. In wenigen Jahren entstanden zahlreiche zerstörte Industriewerke wieder. Neue Industriewerke siedelten sich an. Die Hafenanlagen, die teilweise unbenutzbar geworden und von Kriegsschäden schwer heimgesucht worden waren, erstanden neu und besser, leistungsfähiger und ausgedehnter als je



Das moderne Mannheim

Foto: Foto-Hauck, Mannheim

zuvor, so daß Mannheim seine Stellung als zweitgrößter mitteleuropäischer Binnenhafen wieder einnehmen konnte. Die gesprengten Brücken - drei über den Neckar und die Rheinbrücke - wurden schöner und moderner neu geschlagen, Verkehrswege planmäßig und den neuen Erfordernissen angepaßt ausgebaut, und damit die Stellung Mannheims als des wichtigsten Verkehrsknotenpunktes Südwestdeutschlands gefestigt. Das Wohnungsbauprogramm wurde durch den Gemeinderat großzügig und fortschrittlich gehandhabt. Neue moderne Siedlungen entstanden. Das Schulwesen, das schon unter Stadtschulrat Sickinger (geb. 1858) weiten Ruf erlangt hatte, ist mit das liebste Kind der Stadt: neue Schulhäuser, neuzeitlichen Ansprüchen Rechnung tragend, entstanden und entstehen nach modernsten Entwürfen. Der zeitweilig notwendig gewordene Schichtunterricht war bald behoben. Die staatliche Wirtschaftshochschule (heute Universität!) gehört zu einer der größten und bedeutendsten ihrer Art im gesamten deutschen Sprachbereich. Ein großzügiges Krankenhausprojekt wurde verwirklicht. Überflüssig zu betonen, daß Kultur und Kunst in dieser Stadt der Arbeit eine besonders sorgfältige Pflege erfahren: die vielfältige kulturelle Aktivität, die die städtischen Konzertsäle im Rosengarten zu ihren Brennpunkten hat, das Zeughausmuseum, die Kunsthalle und nicht zuletzt das neuerbaute Nationaltheater sind das lebendige Zeugnis einer im Bürgertum fest verwurzelten städtischen Tradition, mit der sich Aufgeschlossenheit und weltweites Verständnis für das Neue glücklich verbinden.

Nach viermaliger Zerstörung ihrer Heimatstadt haben so die Mannheimer Bürger ihr Mannheim ungebrochen mit großer Begeisterung und Willenskraft und in zäher Arbeit erneut zu einem Strahlungspunkt für Wirtschaft, Handel und Industrie gemacht und dabei nicht vergessen, den Musen ihre angestammten Plätze im kulturellen Leben der Stadt zu erhalten.

Mannheims Name ist durch die Bundesgartenschau 1975 in aller Welt bekannt geworden. Sein Luisenpark ist durch die prachtvolle Gestaltung seiner Parkanlagen als vorbildlich gerühmt worden. Der am Rande des Parkes errichtete Fernsehturm kennzeichnet das neue Mannheim. Auf seiner Höhe streift der Blick die Kulisse des Schwarzwaldes im Süden und die des Taunus im Norden.

Als mächtige Satellitenstadt wurde die Vogelstangsiedlung erbaut. Der Paradeplatz harrt noch seines neuen Rathauses.

Mannheim ist wie ein Phönix aus den Ruinen der beinahe vollständig zerstörten Stadt wiedererstanden. Es ist schöner, lebendiger und bedeutender wie je zuvor.

# Großstadtmorgen

In den Asphaltstraßen träumt es wie ein Ahnen, daß es irgendwo noch Welt voll Stille gibt, aber wenn die ersten Straßenbahnen über Schienen poltern, jäh der Traum zerstiebt.

Donnern Straßen auf und ab erst die Motoren, ist der Morgen hart und bleischwer wie der Tag.
Ein verscheuchtes Küchlein, – im Gewühl verloren – irrt der Mensch ans Werk; doch heimlich in den Ohren summt die Erinnerung an Wald und Lerchenschlag.

Herbert Lipp

# Nicht ausgeführte Architektur im 17.–1. Hälfte 19. Jahrhundert in Mannheim

Hans Huth, Karlsruhe

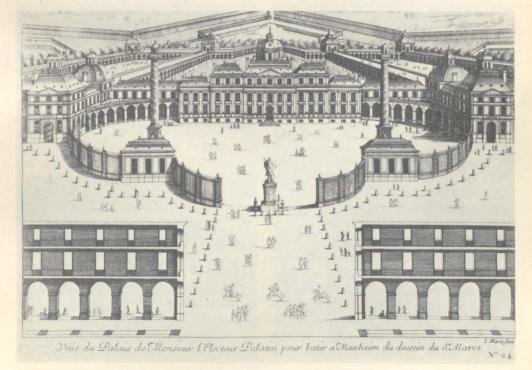
1. Das Schloßprojekt in der Zitadelle Friedrichsburg<sup>1</sup>).

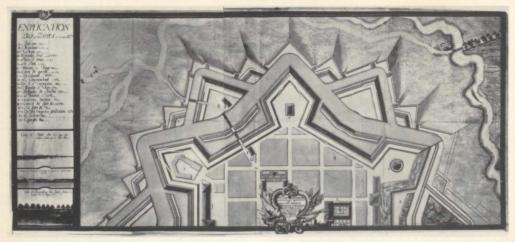
Nach der Stadtgründung und nachdem die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges einigermaßen überwunden waren, ließ Kurfürst Karl Ludwig in der Zitadelle Friedrichsburg 1664 ein bescheidenes Schloß errichten. Keineswegs entsprach aber diese Anlage, von Kasernen und anderen militärischen Zweckgebäuden umgeben, den Vorstellungen und Wünschen des Pfälzer Kurfürsten. 1663 schrieb er an

Luise von Degenfeld, daß er aus der Zitadelle Friedrichsburg der Festung Mannheim ein zweites Rom machen wolle. In diesem Zusammenhang sehen wir den um 1670 datierten Kupferstich Nr. 24 im "Grand-Marot". Der hugenottische Architekt Jean Marot bezeichnete das Blatt: "Veue du Palais de Monsieur l'Electeur Palatin pour batir a Manheim du dessein du Sr. Marot". Die Umrisse der Festungswerke beweisen, daß das Schloß nicht in der freien Landschaft, sondern tatsächlich in der Zitadelle gebaut werden sollte. Der Kupferstich zeigt die

Idealprojekt für ein Kurfüstliches Schloß in Mannheim

Kupferstich von Jean Marot, um 1670, Reiß-Museum, Mannheim





Entwurf für die Mannheimer Festungswerke am Heidelberger Tor, 1759 von Henri Euler

Bayer. Hauptstaatsarchiv, München

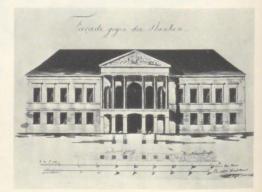
Ansicht des Schlosses von der Stadtseite. Im Vordergrund sieht man im Schnitt die dreigeschossigen Arkadenhäuser der Modellbebauung. Die Breite Straße führt direkt auf den Mittelbau des Schlosses. Die Einzäunung ist in der Breite der Straße, deren Verlauf durch niedrige Steinpfosten markiert ist, unterbrochen. In der Achse steht auf einem hohen Postament eine Statue. Die Einfriedigung verläuft im Halbkreis bis zu den dreiachsigen Wachthäusern und setzt

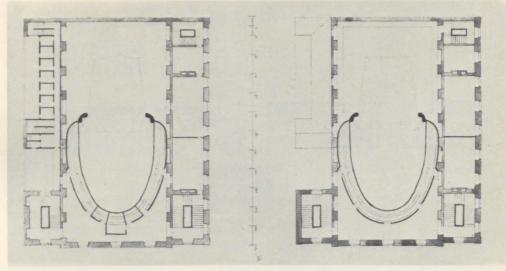
sich dann fort bis zu den seitlichen kuppelgekrönten Pavillons. Die Rundung des Zaunes führte ein Altan von diesen Pavillons zum Hauptgebäude weiter. Im Ehrenhof stehen auf beiden Seiten Siegessäulen nach antiken Vorbildern. Die kurzen Ehrenhofflügel sind durch Eckpavillons mit Pyramidenstumpfdächern an der Stadtseite so gedeckt, daß Aussichtsplattformen entstehen. Die beiden anderen Pavillons sollten Kuppeldächer mit Laternen erhalten.

Untere Pfarrkirche (Sebastianskirche) Entwurf von J. J. Rischer Generallandesarchiv Karlsruhe



Entwurf für die Harmonie von J. F. Dyckerhoff 1837 Reiß-Museum, Mannheim





Entwurf für ein Komödienhaus

Reiß-Museum, Mannheim

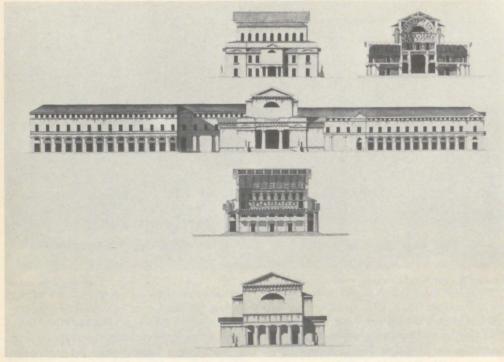
Das Corps de Logis hätte sich aus vier dreiteiligen Pavillons und einem fünfachsigen Mittelteil zusammensetzen sollen. Die seitlichen Pavillons waren wie die Verbindungsbauten zu den Ehrenhofpavillons nur zweigeschossig. Der Mittelteil des Corps de Logis war noch durch eine Kuppel auf einer Aussichtsplattform besonders hervorgehoben. An der Gartenseite sollten weitläufige Arkadengänge drei Höfe umschließen.

Die abschließende Arkade war im mittleren Teil ausgerundet. An den Schnittpunkten stellten zweigeschossige Pavillons, deren Kuppeldächer mit Laternenaufsätzen versehen waren, die Verbindung zu den begehbaren Altanen her. Die nicht gezeichneten Seitenflügel müssen wir uns zweiflügelig, mit Pavillons begrenzt vorstellen.

Dieses Schloßprojekt hätte mit den wichtigsten Gebäuden um den Ehrenhof, aber auch mit den Seitenflügeln, durchaus Platz in der Zitadelle Friedrichsburg gehabt. Denn auch für das noch ausgedehntere Schloß des 18. Jahrhunderts stand kein größerer Bauplatz zur Verfügung, da auch nach der Aufhebung der Zitadelle die Lage der Festungswerke im Bereich des Schlosses

nicht geändert worden ist. Schwierig und in der Tiefe, wie es der Stich darstellt, wären allerdings die weitläufigen Arkadengänge auf der Gartenseite kaum zu verwirklichen gewesen. Unbedingte Voraussetzung wäre die Aufgabe aller militärischen Zweckgebäude in der Zitadelle gewesen, es sei denn, daß man Teile des Schlosses zu einer solchen Nutzung herangezogen hätte.

So dürften auch die Militärs die Hauptgegner eines solchen Schloßprojektes, das den Verteidigungswert der Zitadelle stark gemindert hätte, gewesen sein. Allerdings waren sicher auch andere Voraussetzungen für einen solch prächtigen Schloßbau - Mannheim war damals noch nicht Residenzstadt - am kurpfälzischen Hofe in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts noch nicht gegeben. Die Verwirklichung des Projektes im Geiste der Zeit Ludwig XIV. hätte einen epochemachenden Markstein der deutschen Architekturgeschichte bedeutet. Es ist kaum anzunehmen, daß das Schloß die Zerstörung von 1689 heil überstanden hätte. Aber es hätte bestimmt den Neubau des Schlosses im 18. Jahrhundert sehr stark durch die Verwendung stehengebliebener Bauteile, mindestens aber von



Entwurf für ein Festsaalgebäude von J. F. Dyckerhoff

Reiß-Museum, Mannheim

Fundamenten beeinflußt. Aber auch unausgeführt dürfte ein Einfluß auf den Neubau Carl Philipps nicht in Abrede gestellt werden. So erinnern der geschwungene Ehrenhofabschluß, die Pavillons an den Ecken des Ehrenhofes, die Arkaden der Ehrenhofflügel an den Entwurf von Marot.

2. Nicht ausgeführte Bauteile des Residenzschlosses im 18. Jahrhundert<sup>2</sup>).

Das Schloß der Kurfürsten Carl Philipp und Carl Theodor wurde in seiner jahrzehntelangen Bauzeit niemals so vollendet wie dies seinen Architekten vorgeschwebt hat. Im Westen blieb der Küchenflügel, der mit einem Pavillon an den Ballhausflügel anschließen sollte, Planung. Im Osten sollte das Schloß, ähnlich wie im Westen durch die Bauten der Jesuitenniederlas-

sung, mit der Stadt verklammert werden. Dies scheiterte letztlich an dem schwierigen Grunderwerb in den heutigen Quadraten L3 und L4, der auch für eine absolutistische Regierung nicht unüberwindlich war.

3. Ein Entwurf für die Mannheimer Festungswerke am Heidelberger Tor 1759 von Henri Euler.

Im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München befinden sich in der Plansammlung der Abt. I unter der Signatur 1411 a und b zwei Pläne: Grundriß eines Teils einer sternförmigen Festungsanlage und Schnitt dazu eines Profils A–B. Der Grundriß ist am unteren Rand in die Zeichnung übergreifend mit einer Kartusche geschmückt. Unter dem Wappen, gekrönt mit dem Herzogshut des Kurfürsten Carl Theodor,

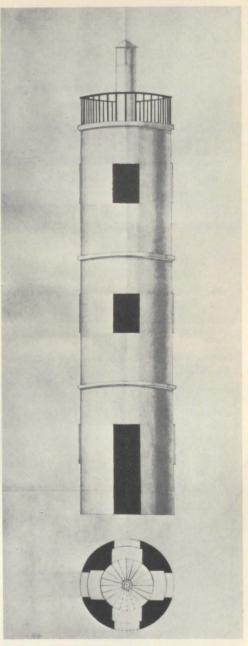
lesen wir: ,,Plan de construction après le sisteme de Mr. le Cordemontain dedié à son Altesse Serenissime Charles Theodore comte Palatine du Rhin . . . par Henri Euler 1759"3). Das Ouadratnetz erinnert sofort an Mannheim. Bestätigt wird diese Vermutung durch Lokalitäten, die die Legende am linken Rand des Grundrisses verzeichnet und die die Verbindung zu Mannheim zweifelsfrei bestätigen. Mit L signiert ist das Kapuzinerkloster eingetragen, das bis um 1840 im Quadrat N5 lag und an das heute nur noch die "Kapuzinerplanken" erinnern. Das dargestellte Quadratnetz entspricht aber an den Rändern zu den Festungswerken hin nicht dem uns geläufigen Bild. Das Quadrat N6 und entsprechend Q6 sind nicht durch die Wallanlagen angeschnitten. Nach Osten sind zwei ganze Quadrate,, O7 und P7" gezeichnet, die es bis zur Schleifung der Festung nicht gab. Im Süden ist das Ouadrat M5 zu einem schmalen Streifen halbiert und ein ebenso zu bebauendes Quadrat "M6" dargestellt. In M6 finden wir heute noch die einzigen sichtbaren Überreste der Festung zwischen den Bastionen St. Jakobus und St. Andreas! Im Südteil dieser beiden M-Quadrate hat Euler eine projektierte Kaserne eingezeichnet. Es handelt sich also um ein Projekt, die Festung Mannheim in diesem Abschnitt nach dem System Cormontaigne anzulegen, statt nach dem Bastionssystem Cohorns.

#### 4. Lutherische Kirche.

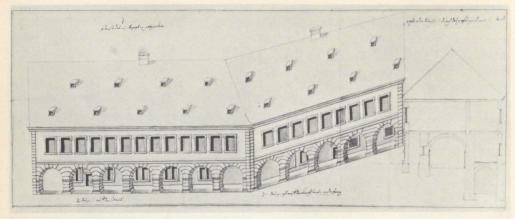
Heinrich van der Poel entwarf 1675 einen Plan für eine lutherische Kirche<sup>4</sup>). Der dreischiffig angelegte Bau wurde aber abgelehnt und die lutherische Gemeinde auf die Möglichkeit der Mitbenützung der Eintrachtskirche in der Zitadelle Friedrichsburg verwiesen, die aber erst 1680 eingeweiht werden konnte.

#### 5. Untere Pfarrkirche.

Bei fast allen größeren Bauvorhaben des 18. Jahrhunderts in Mannheim gab es selbstverständlich mehr oder weniger zahlreiche Entwürfe, die abgeändert ausgeführt wurden. So auch für die mit dem alten Rathaus verbundene



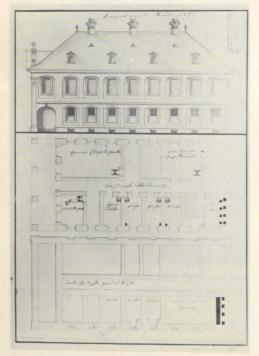
Südmire, nicht ausgeführter Entwurf von Friedrich Christoph Dyckerhoff GLA Karlsruhe



Hauptwache und Gefängnis 1717 von J. H. de Nottum

Generallandesarchiv Karlsruhe

Hauptwache auf der Planken beim Paradeplatz von F. W. Rabaliatti Generallandesarchiv Karlsruhe



Untere Pfarrkirche (Sebastianskirche) in F1. Nach den Entwürfen von A. Baillieux und Joh. Georg Haggenmiller schlug der Vorarlberger Baumeister J. J. Rischer statt des hohen Walmdaches für die Kirche ein geschweiftes von einer Kuppel bekröntes Dach vor<sup>5</sup>). Da dieses Projekt die Symmetrie am Marktplatz aber empfindlich gestört hätte, bestand für eine Ausführung keine Chance.

#### 6. Kommödienhaus.

Obwohl im westlichen Schloßquerflügel ein Kommödiensaal vorhanden war, wollte man 1750 auf dem Grundstück A3,1, das dem Baumeister F. W. Rabaliatti gehörte, ein neues Kommödienhaus bauen. N. de Pigage plante dieses Schauspielhaus. Wiltrud Heber konnte erhaltene Grundrisse dieses Projektes im Reißmuseum nachweisen<sup>6</sup>). Dieses Projekt wurde 1751 aufgegeben. Stattdessen sollte im östlichen Querflügel des Schlosses oder im "Kosakenflügel" ein Kommödiensaal eingerichtet werden. Aber auch dies kam nicht zur Ausführung. In A3,1 wurde dann die Sodalitätskirche erbaut.

#### 7. Harmonie von J. F. Dyckerhoff.

Aus der Casino- und Museumsgesellschaft entstand 1814 die Harmoniegesellschaft. 1824 erwarb sie das frühere Café Achenbach in D 2,6. Oberingenieur Jakob Friedrich Dyckerhoff entwarf 1837 einen Neubau, dessen Ansicht zu den Planken in drei Versionen erhalten ist<sup>7</sup>). Dyckerhoff forderte zwei Jahre später seine Pläne zurück, nachdem der Heidelberger Stadtbaumeister Greiff diesen Auftrag erhalten hatte.

#### 8. Festsaalgebäude von Jakob Friedrich Dykkerhoff.

Ein nicht ausgeführter Entwurf für ein großes Festsaalgebäude von J. F. Dyckerhoff ist wenigstens als Reproduktion erhalten geblieben<sup>8</sup>). Im Zentrum sollte das Hauptgebäude stehen.

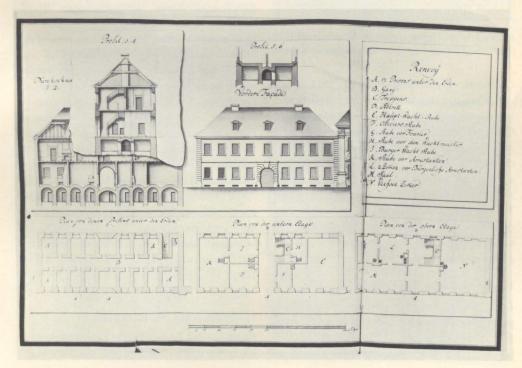
Im Erdgeschoß Emporen auf den Längsseiten. Darüber ein tonnengewölbter Saal. An den Schmalseiten sind die Hauptzugänge mit antikisierenden Säulenstellungen geschmückt. Die langen Seitenflügel sind zweigeschossig mit einem höheren oder niedrigerem Mezzaningeschoß dargestellt. Es ist nicht sicher, daß dieser Entwurf für Mannheim gedacht war und daß eine Aussicht auf Ausführung bestand.

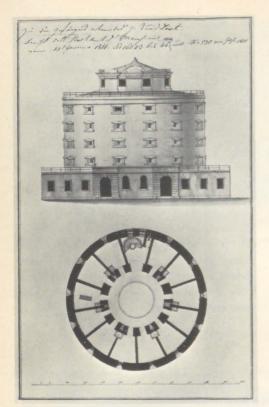
#### 9. Die Südmire im Schloßgarten.

Auf Anforderung des Hofastronomen Roger Barry wurde 1792/1810 zur Festlegung des Mannheimer Meridians etwa 2<sup>1</sup>/<sub>4</sub> km nördlich der Sternwarte eine Steinpyramide (Mire) errichtet, die heute am Kai des Kaiser-Wilhelm-Hafens noch erhalten ist<sup>9</sup>). Auch nach Süden sollte der Meridian durch eine zweite Mire exakt festgelegt werden. Baudirektor Friedrich

Gefängnis neben altem Rathaus wohl von l'Ange um 1755

Generallandesarchiv Karlsruhe





Entwurf für ein Gefängnis von Fr. Weinbrenner 1811 (nicht ausgeführt) Generallandesarchiv Karlsruhe

Christoph Dyckerhoff entwarf 1811 einen schlanken nur durch Gurtgesimse gegliederten kreisförmigen Turm<sup>10</sup>). Die mit einem eisernen Geländer umgebene Plattform trug die zylindrische Mire, die beleuchtet werden konnte. Sicherlich wäre die Ausführung nicht so schmucklos erfolgt, wie der Plan mit seinen öden Fenster- und Türlöchern es zeigt. Der Turm wurde nicht ausgeführt, sondern man errichtete eine einfache Mire mit Beleuchtung, die bis 1822 stand und dann nach einer Beschädigung entfernt wurde.

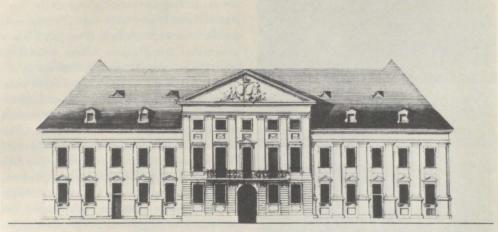
## 10. Hauptwache und Gefängnis.

Am "neuen Markt", also am Paradeplatz, plante Ingenieur Capitain J. H. de Nottum 1717 eine zweigeschossige Hauptwache mit Gefängnis. Über sieben Arkadenbögen zum Paradeplatz sollten 13 Fenster im Obergeschoß und über den fünf Bögen zur Breiten Straße 9 Fenster stehen<sup>11</sup>). Der vorgesehene Bauplatz war die Nordwestecke des Kaufhausquadrates N1. Ebenfalls am Paradeplatz wollte F. W. Rabaliatti eine Hauptwache mit Gefängnis errichten<sup>12</sup>). Die Gefängniszellen sollten im Erdgeschoß des neunachsigen zweigeschossigen Baues untergebracht werden<sup>13</sup>). Weitere Projekte wurden dann für den Standort neben dem alten Rathaus F1 erörtert<sup>14</sup>).

Aber erst 1811 wurde das Problem wieder aufgegriffen. Der Weinbrennerschüler Jakob Friedrich Dyckerhoff sollte einen Entwurf liefern. Aber um das Honorar zu sparen, beauftragte man den Baudirektor Friedrich Christoph Dyckerhoff, der den Auftrag aber wieder an seinen Sohn Jacob Friedrich zurückgab<sup>15</sup>). Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner prüfte die ihm zur Stellungnahme übersandten Pläne. Er war nicht damit einverstanden, sondern entwarf ein eigenes Projekt, wohl den Rundbau, dessen Zeichnung uns erhalten ist16). Die Ausführung dieses fünfgeschossigen Rundbaues mit einem zurückgesetzten 6. Geschoß kann man sich neben dem alten Rathaus und der Sebastianskirche kaum vorstellen. Daß das Erdgeschoß quadratisch ummantelt werden sollte, ist als Zugeständnis an die Quadratstadt zu werten. Die Verwirklichung des ganz im Stile der Revolutionsarchitektur gehaltenen Entwurfes scheint nicht weiter erörtert worden zu sein. Man behalf sich weiter mit dem 1718 erbauten eingeschossigen Gefängnis, dem "Hoorigen Ranzen", neben dem alten Rathaus. Auch überlegte man, ob die nach der Entfestigung nutzlos gewordenen Stadttore als Gefängnisse verwendungsfähig seien. Erst 1829, drei Jahre nach dem Tode Weinbrenners, wurde der Gefängnisneubau mit Anklängen an den Plan Jakob Friedrich Dyckerhoffs in F1 verwirklicht.

## 11. Erweiterung des Rathauses F1.

Anlaß für den Entwurf eines Erweiterungsprojektes für das Rathaus F1 war die Diskussion



Facedo, wie Soliche gegen die breite Sirame not dem windelich siebenden Ralbthams vereiniget mit dem 2 South he ven Sant with praventizet.

Rathaus, Erweiterungsprojekt 1772 von Bauinsp. Mayer, Stadtarchiv XI Mannheim

Foto: Reiß-Museum, Mannheim

Entwurf für das Wohn- und Geschäftshaus E 1, 16 um 1830 Foto: Reiß-Museum, Mannheim

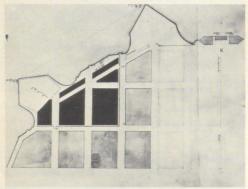


Entwurf für das Haus E 1, 18
Foto: Reiß-Museum, Mannheim

ABUTERE SUM JOHVANEM



Entwurf für den Eingang zur "Mezger Schranne"
Foto: Reiß-Museum, Mannheim



Das geplante Judenviertel 1765

Generallandesarchiv Karlsruhe
Entwurf v. F. W. Rabaliatti für die Portalanlage des
Judenviertels
Generallandesarchiv Karlsruhe



um das Gefängniswesen. So entwarf der Ingenieur-Oberst Pfister 1770 einen dreigeschossigen Bau mit Mansarddach. Zwei Jahre später präsentierte Bauinspektor Mayer einen Entwurf, der an das bestehende Rathaus in der Breiten Straße anschließen sollte. Mayer übernahm die Fassadengliederung des vorhandenen Baues und fügte einen um ein Mezzaningeschoß erhöhten Mittelrisalit ein. Hier sollte im Obergeschoß ein "zwei Stock hoher Saal" entstehen. Ein großer Dreiecksgiebel, mit allegorischen Reliefs und Wappenkartuschen geschmückt, sollte diesen fünfachsigen Bauteil abschließen. Die Gefängnisse waren im rückwärtigen Teil des Gebäudes vorgesehen. Wegen finanziellen Schwierigkeiten unterblieb die Ausführung. Erst beinahe 100 Jahre später konnte das Rathaus erweitert werden.

#### 12. Bürgerhäuser.

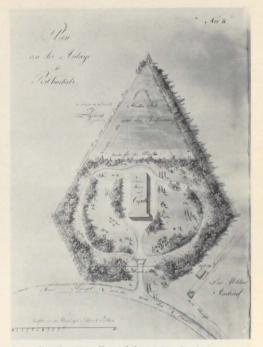
Die modellmäßige Bebauung mit ein- bis zweigeschossigen, allenfalls dreigeschossigen Putzbauten bot den Architekten im 18. Jahrhundert keinen großen Spielraum bei der Errichtung bürgerlicher Wohngebäude.

Die Mappe des Baumeister K. Stein enthält eine Reihe von Entwürfen aus der Zeit um 183018). Einige davon sind mit aller Wahrscheinlichkeit nicht ausgeführt worden. So wurde für Johann Peter Schlütter ein zweigeschossiges Eckhaus mit Laden in E1,14 entworfen, aber nicht ausgeführt. Der Schutzjude und Handelsmann Herz Juda Carlebach nahm 1805 das Haus Nr. 16 in demselben Quadrat in Besitz. Nach 1831 wurde es nur noch von den Besitzern bewohnt<sup>19</sup>). Ob der Entwurf, der unleserlich signiert ist, ausgeführt wurde, ist nicht sicher nachzuweisen. Im Erdgeschoß des dreiachsigen Hauses waren hinter rundbogigen Fenstern mit Sprossenteilung die Geschäftsräume vorgesehen. Die Bogenfelder sind mit sternförmiger Sprossenaufteilung gezeichnet. Über einem kräftigen Stockwerksgesims sollte die Brüstungszone des 1. Obergeschosses den Namen des Ladeninhabers tragen. Die Rechteckfenster mit waagrechten Verdachungen stehen auf einem Sohlbankgesims. Im 2. Obergeschoß sind die Umrahmungen einfacher gestaltet. Unter dem Hauptgesims verläuft ein ornamental geschmückter Fries.

Wohl von demselben Architekten stammt der Entwurf für ein dreigeschossiges Wohnhaus mit Apotheke, das für das Grundstück E1,18 geplant gewesen sein dürfte. Die beiden Eingänge sind von Pilastern mit Volutenkapitellen flankiert. Die Frieszone sollte die Inschrift "ABO-TEKE ZUM SCHWANEN" tragen. Das Erdgeschoß war rustiziert, die Obergeschosse glatt geputzt vorgesehen. Die Rechteckfenster im ersten Obergeschoß sind mit rundbogigen Aufsätzen auf profilierten Kämpfern dargestellt. Das Grundstück des im Gegensatz zur Judenschranne als Christenschranne bezeichneten Schlachthauses lag im Quadrat F1. Es zog durch das ganze Quadrat von der Breiten Straße bis zur Straße zwischen F1 und F2, wo die Achse mit dem Portal (Nr. 7a) noch vorhanden ist. Der Plan in der Mappe Stein stellt wohl einen Entwurf für das Portal der "MEZGER SCHRANNE" an der Breiten Straße (F1,3) dar. Der zweigeschossige Bau zeigt eine antikisierende Säulen- und Pilasterstellung und im Obergeschoß ein dreigeteiltes Halbkreisfenster. Seitlich davon sind Metzgerembleme dargestellt.

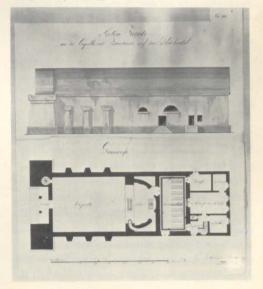
#### 13. Judenviertel.

Die Zahl jüdischer Familien in Mannheim war im 18. Jh. auf 200 beschränkt<sup>20</sup>). Nach einem Beschluß von 1765 sollten die beiden Hauptstraßen und die zwei jeweils benachbarten Nebenstraßen innerhalb von drei Jahren von den Juden geräumt und die Häuser an Christen verkauft werden. Die Juden sollten sich in die Quadrate H4, 5, 6 und J4 und 5 zurückziehen. Dieser Bezirk sollte durch eine Mauer mit zwei Toren eingeschlossen werden<sup>21</sup>). Der Entwurf für die Portalanlage stammt wohl von F. W. Rabaliatti<sup>22</sup>). Die Segmentbogendurchfahrt sollte von zwei Fußgängerdurchgängen begleitet werden, darüber liegende ovale Fensteröffnungen. 1768 wurde die Umsiedlungsfrist um



Lageplan der Kapelle auf dem "Pestbuckel" Generallandesarchiv Karlsruhe

Entwurf für eine Friedhofskapelle auf dem Pestbuckel von J. F. Dyckerhoff





Friedhofskapelle auf dem Pestbuckel, Profil und vordere Fassade Generallandesarchiv Karlsruhe

drei Jahre verlängert. Die Umsiedlung wurde nie vollständig durchgeführt.

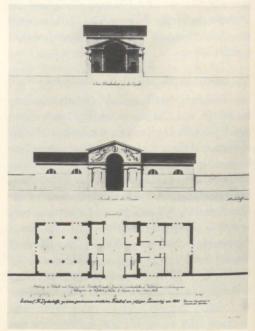
#### 14. Friedhofsprojekte<sup>23</sup>).

Mannheim hatte bis zur Einrichtung des heutigen Hauptfriedhofes, der am 14. Juli 1842 eröffnet wurde, keinen zentralen Friedhof. Die Toten der verschiedenen Religionsgemeinschaften wurden auf getrennten kleineren Begräbnisplätzen beigesetzt. Die Notwendigkeit eines gemeinsamen Friedhofes war aber schon im 18. Jahrhundert erkannt worden. Innerhalb der befestigten Stadt war keine Möglichkeit für

eine solche Anlage. Im Jahre 1773 machte Baumeister Joseph Höltzel einen Entwurf für einen gemeinschaftlichen Friedhof mit einer Kapelle vor dem Heidelberger Tor24). Im selben Jahr schlug Bauinspektor Mayer vor, den neuen Friedhof auf dem sogenannten Pestbuckel anzulegen<sup>25</sup>). Beide Projekte berührten die militärischen Belange, da sie im unmittelbaren Bereich der Festungswerke lagen. Der Pestbuckel war eine befestigte Schanze. So ist es nicht verwunderlich, daß diese Pläne nicht verwirklicht werden konnten. Nach der Entfestigung Mannheims wurde insbesondere die Anlage eines Friedhofes auf dem Pestbuckel wieder erörtert. Für den Grundriß konnte man sich von den Gegebenheiten der Schanze nicht lösen. Immer noch wurden drei getrennte Felder für jede der christlichen Konfessionen vorgesehen.

Neuer Friedhof auf dem Pestbuckel, Entwurf für das Eingangsgebäude von J. F. Dyckerhoff

Foto: Reiß-Museum, Mannheim



Die gärtnerische Gestaltung beriet Ludwig Sckell, der damals die Entwürfe für die Landschaftsgestaltung des ehemaligen Festungsterrains machte. Der Weinbrennerschüler Ingenieur Jakob Friedrich Dyckerhoff war damals der führende Architekt in Mannheim. Er entwarf im Stile seines Lehrers eine Friedhofskapelle mit antikischer Portikusfassade, die keine Fenster besaß und nur durch die Türe Licht erhielt. Hinter der Apsis der Kapelle waren die übrigen notwendigen Räumlichkeiten angeordnet. Dieses Gebäude sollte im Zentrum des Friedhofes errichtet werden<sup>26</sup>). Ein anderer Entwurf Dyckerhoffs aus derselben Zeit 1809/10 stellt die Kapelle und das Leichenhaus ebenfalls in einem Gebäude vereinigt und durch einen klassizistischen Torbau verbunden an den Eingang des Friedhofes. Nur der mittlere Teil mit dem Tor ist betont und mit figürlichen Reliefs geschmückt. Die Seitenflügel sind nur durch Halbkreisfenster gegliedert<sup>27</sup>). Zu dieser Zeit wurde aber auch schon ein Entwurf für einen Friedhof auf den "Sand" über dem Neckar gemacht<sup>28</sup>), wo dreißig Jahre später der neue Mannheimer Friedhof seinen Platz finden sollte.

Anmerkungen

1) P. Wempe, Das kurpfälzische Residenzschloß zu Mannheim, Diss. Höchst, 1925, S. 11. – F. Walter, Das Mannheimer Schloß, Karlsruhe 1927 = "Vom Bodensee zum Main" Nr. 20 S. 13f. – J. Gamer. Jean Marot in den Diensten des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, in: Heidelberger Jahrbücher VI, 1962, 73ff. – E. Berckenhagen, Die Französischen Zeichnungen der Kunstbibliothek Berlin, Berlin 1970.

F. Walter, Das Mannheimer Schloß, Karlsruhe 1927. – W. Heber, Die Arbeiten des Nicolas de Pigage in den ehemaligen kurpfälzischen Residenzen Mannheim und Schwetzingen, phil. Diss. Heidelberg 1976.
 Gemeint ist Louis de Cormontaigne 1695–1752, der das Festungssystem Vaubans verbesserte. Seine Hauptwerke sind der Ausbau der Festungen Metz,

Thionville und Bitsch. Cormontaigne leitete 1734 und 1744 viele Belagerungen. Die Verbesserungen der Vauban'schen Befestigungsmanier beschrieb er in Architecture militare, Haag 1741. Ausgabe seiner Werke: Mémorial pour la défense des places. Faisant suite au memorial pour l'attaque, ouvrage posthume de Cormontaigne. Ergänzt und hersg. v. G. Fourcroy de Ramecourt u. a. Paris 2.A. 1822.

4) GLA 213/1283

5) GLA 213/1265 und 1339

6) W. Heber, Die Arbeiten N. de Pigages in den Residenzstädten Mannheim und Schwetzingen, Diss.

Heidelberg 1976, S. 93ff.

7) Reiß-Museum K 533 a-c. GLA 69/N4 Beringer 113. Mannheimer Geschichtsblätter 5, 1904, 87f. – F. Walter, Zur Baugeschichte des Harmoniegebäudes, in: Harmonie-Almanach für das Jahr 1925, Mannheim 1924, 31ff. H. Janson, Der Umbau des Harmoniegebäude, in: Harmonie-Almanach für das Jahr 1926, Mannheim 1926, 19ff. – ZGO 86, 1934, Taf. 9f und 321ff. – Mannheimer Hefte 1956, H. 2, 13.

8) Reiß-Museum Mannheim, Fotoband 90

<sup>9</sup>) J. L. Klüber, Die Sternwarte zu Mannheim, Mannheim-Heidelberg 1811. – A. Kistner, Die Pyramide im Mannheimer Industriehafengebiet, in: Mannheimer Geschichtsblätter 28, 1927, 86ff. – Ders. Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Carl Theodors, Mannheim 1930.

10) GLA 213/202

<sup>11</sup>) GLA 213/2072

12) GLA G/Mannheim 49 und 50

<sup>13</sup>) Hoffmann, W. W. Franz Wilhelm Rabaliatti, Heidelberg 1934, 127f.

14) GLA 77/5150

15) GLA 213/3439

16) GLA 213/3439

17) Ehemals im Stadtarchiv Mannheim VI, 24

<sup>18</sup>) Diese Mappe war vor dem Zweiten Weltkrieg in Privatbesitz in Mannheim. Damals wurden eine Anzahl Pläne photographiert. Diese Photographien besitzt heute das Reiß-Museum (Bd. 90). Über den Verbleib der Originale ist nichts bekannt.

19) Reiß-Museum Mannheim, Häuserbuch.

<sup>20</sup>) F. Hundsnurscher – G. Taddey, Die jüdische Gemeinden in Baden, Stuttgart 1968, 186ff. bes. 191.

<sup>21</sup>) GLA Karlsruhe 213/1055 fol. 11

- <sup>22</sup>) GLA Karlsruhe 213/1055 fol. 10
- <sup>23</sup>) Die Friedhöfe in Mannheim, Mannheim 1927. Generallandesarchiv Abt. 213.

24) GLA 213/1436.

25) GLA 213/1440.

 GLA 213/1430 II-IV und Nachzeichnung des Grund- und Aufrisses UB Heidelberg Batt VII 235.
 GLA 213/1440, G/Mannheim Nr. 17; Reiß-Mu-

seum Mannheim A 106 gi und gk

<sup>28</sup>) GLA 213/1430

#### Frühjahr

Wenn die Mondessichel am Himmel steht ist auch die Venus nicht mehr ferne, längst trafen sie sich um die Zeit, sie hatten sich immer schon gerne. Die Amsel weiß es, kaum tagt es zur Früh', hörst Du gar leise sie singen, und ist es auch nur von Ferne her die Lüfte tragen's auf Schwingen. Noch selten hört man vom Tauberich den klagenden, werbenden Ton, Doch blitzschnell über Geäste und Baum jagt Eichhörnchen das Andere schon. Es heult zwar der Föhn im Kamin und ums Haus, doch regnet's nicht lang, die Sonne kommt wieder, und ein Hoffen, ein Zittern, ein Lauschen rings um, und das Wissen um ungesungene Lieder.

Ida Pfeifer-Hofmann

#### Wilhelm Wundt und Heidelberg

G. A. Ungerer, Heidelberg

Wilhelm Wundt ist der wissenschaftliche Begründer und Organisator der modernen experimentellen Psychologie. In beinahe jedem psychologischen und philosophischen Lehrbuch ist er genannt. Seltener wird er zitiert, und wenige Autoren haben je einen Satz im Original gelesen. Dies hängt unter anderem damit zusammen, daß zum einen Wundts Werke voluminös sind und nur zum Teil dem wissenschaftlichen Stil unserer Zeit entsprechen, zum anderen liegt auf dem Gesamtwerk Wundts das Verdikt des Unpragmatischen, ein Urteil, das besonders nach dem Zweiten Weltkrieg einen Gegensatz zwischen akademischem Arbeiten und praktischem Leben geschaffen hatte. Diesen zuletzt genannten Grund für die Distanz zu Wundts Arbeiten hat er selbst - wenn auch nicht in der Schärfe - gefördert. Dennoch gibt es zwei Abschnitte in seinem Leben, die ihn als tätigen, praktischen Mann des öffentlichen Lebens zeigen. Die eine Epoche liegt in der Zeit der Begründung des Instituts für Experimentelle Psychologie in Leipzig (1878/79) bis zu jenem Zeitpunkt, da er die Schriftleitung der ,Philosophischen Studien' abgab (1902). In jener Zeit hat er unermüdlich und mit modern anmutenden Management-Methoden für die Anerkennung der experimentellen Psychologie als Wissenschaft gekämpft und sie an vielen deutschen und ausländischen Universitäten institutionalisiert. Gleichzeitig griff er an den Wendepunkten der deutschen Geschichte mit Vehemenz und wechselndem Geschick in die Politik ein. So 1914 und 1918. Diese Zeit soll hier nicht beschrieben werden. Vielmehr interessiert der von Wundt selbst in Umrissen beschriebene Abschnitt seines Lebens, während dem er in Heidelberg akademischer Lehrer, Deputierter der II. Kammer in Karlsruhe und Vorsitzender des

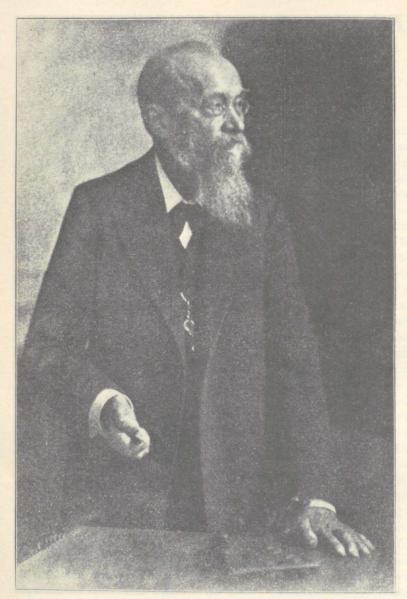
Arbeiterbildungsvereins war. (Nebenbei erwähnt werden soll auch, daß er den Historisch-Philosophischen Verein in Heidelberg 1863 mitbegründet hat.)

Dies historische, Gerüst' zum Leben Wundts ist aus seiner Autobiographie bekannt (Erlebtes und Erkanntes, Stuttgart 1920). Dennoch fehlen sowohl Einzelheiten der 'vita' Wundts als auch die sozialen und politischen Zusammenhänge, die erst verständlich machen, wie in der Zeit zwischen 1860 und 1875 das öffentliche, das private und das wissenschaftliche Leben eines Bürgers wie ein Netzwerk geknüpft war, im Unterschied zu mancher Professorenbiographie nach 1870.

Von Willy Hellpach, einem der vielen Schüler Wundts, lautet ein Satz, der gleichsam eine Maxime Wundts aus jener frühen Heidelberger Zeit hätte sein können: so können wir doch das eine lernen, "dass man im öffentlichen Leben auch die seelischen Kräfte nicht bloss hilflos betrachten oder schlau benützen, sondern auch erforschen und gestalten kann" (in: J. Riedel: Geschichte der Arbeit, Arbeitskunde, Leipzig-Berlin 1925, S. 638). Wundt hat sich mit den Problemen der Sozialen Frage und speziell mit der Arbeiterbildung befaßt. Er zog daraus die Konsequenz, politisch aktiv zu werden. Von diesem Wirken profitierte die Wissenschaft durch das Konzept einer 'Völkerpsychologie' und einer ,Ethik', die in jenen Jahren in Ansätzen entstanden, später, um die Jahrhundertwende - zum Teil umgearbeitet - veröffentlicht

Heidelberg ist schon damals eine Stadt politischer Antagonismen gewesen. Den Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erfassen heißt, das Soziogramm einer Tischgesellschaft entwerfen, deren Aktivitäten nicht nur über,

Wilhelm Wundt 1832–1920. Portrait aus der Leipziger Zeit



sondern auch unter dem Tisch beobachtet sein wollen. Von einer geruhsamen, bürgerlichen Welt wird man zu jener Zeit wenig finden, und auch darin ist sich die Stadt bis heute treu geblieben.

Wilhelm Wundt hatte keine Veranlassung, sich in einer Art Saulus-Paulus-Erlebnis in die öffentliche Welt der Stadt zu stürzen. Denn das politische Leben war ein wesentlicher Teil des bürgerlichen Daseins und kein Appendix. Die 48er Zeit hatte ihn begeistert. Auf dem Schloß hatte er die Rede Robert Blums gehört, ein Jahr später vom Gaisberg aus die Kämpfe bei Waghäusel beobachtet (Erkanntes und Erlebtes, S. 7ff.) W. Bringmann und W. Balance: Wilhelm Wundt's Lehr- und Wanderjahre, in: Psychologie heute, 2. Jg. Heft 12/1975). Die sozialen Zustände der Armen Heidelbergs hatten ihn als Assistenzarzt von Ewald Hasse, dem Vorgänger Friedreichs, beschäftigt. Hinzu trat, daß sehr viele Akademiker aktive Politiker waren und Wundt – so scheint es – in der Routine der Lehrverpflichtungen als Assistent von Helmholtz geistig wenig befriedigt war.

Es gibt wohl ein ganzes Motivbündel dafür, warum Wundt gerade zu ienem Zeitpunkt politisch aktiv wurde. Die politische "Luft" war nach 1860 freier geworden; ein Nachholbedarf ergab sich geradezu für Vereinsgründungen, Gesellschaften, Betätigung in Parteien, wohltätigen Institutionen etc. Wundt hatte sicher auch Ressentiments aus seiner unglücklichen Schulzeit in Bruchsal und bezog mit seiner protestantischen Erziehung Posititon gegen das ,Pfaffenregiment' in den Volksschulen, wie er sich später ausdrückte. Der Schulstreit in Baden kam ihm deshalb nicht nur intellektuell entgegen. Wundt war gegen das Bismarck-System, wie viele seiner Kollegen und Bürger Badens. Das Junkertum' und die Militärdiktatur' im Preußen jener Jahre hat ihn bis 1869 beschäftigt. Wundt, der 1866 zum linken Flügel der Fortschrittspartei in Karlsruhe gehörte, widerstrebte aber ebenso die Politisierung der Arbeiter durch Lassalle. Er sah das Problem der Arbeiterklasse als vorwiegend in der mangelhaften Bildung begründet. Die Erwachsenenunterweisung und eine gleichzeitige Reform der Volksschule sowie der Gewerbeschule war seiner Auffassung nach die einzige Möglichkeit die soziale Frage anzugehen.

Richtschnur blieb für ihn die legale Ausübung politischer Rechte nach der badischen Verfassung. Den Demokraten stand er fern, obwohl er in manchen Dingen sehr demokratisch dachte und handelte. Eine Hauptgefahr sah er in der katholischen Volksbewegung, deren Köpfe zum Teil in Heidelberg wohnten und die Gemüter erhitzten (Bissing und Lindau).

Die sozialpolitischen Hintergründe waren

Wundt wohl in der Deutlichkeit, wie sie heute durch die Forschung erhellt werden, nicht bewußt. Mit der Gewerbefreiheit (1861) wurde die Differenz in der wirtschaftlichen Entwicklung der ländlichen Gebiete gegenüber den größeren Orten für die bäuerliche Bevölkerung immer spürbarer. Der Schulstreit und sein Einmünden in die Staatsverdrossenheit der katholischen Volkspartei hat hier, wie Schieder u. a. zeigen, seine eigentliche Ursache. Das städtische Bürgertum hat davon zum größten Teil nur die spektakulären Ereignisse kommentiert wie die "Wandernden Casinos".

Neben Arbeiterbildung und Schulfragen hat Wundt als Abgeordneter an einer Reihe von Gesetzesvorlagen mitgearbeitet; davon soll, soweit sie Heidelberg berühren, weiter unten gehandelt werden.

# Wundt und der Arbeiterbildungsverein Heidelberg

Zu Beginn des Jahres 1863 kumuliert in bürgerlichen Kreisen Badens die Abwehr der sogenannten Lassalleaner. Jenen Arbeiterzirkeln also, die das Schicksal der Arbeiterklasse in eigene Hände nehmen wollten. In rascher Folge werden - als vorbeugende Maßnahme gleichsam - von regional bekannten liberalen Persönlichkeiten Arbeiterbildungsvereine gegründet. Schon 1848 war ein republikanischer Arbeiterbildungsverein in Heidelberg entstanden mit zeitweise 300 Mitgliedern. Ein Jahr später, im Januar 1849 wurde der Kongreß der Arbeiterbildungsvereine ebenfalls in Heidelberg abgehalten. Es gab also, wenn auch mit anderer politischer Couleur, schon eine Tradition, die dann allerdings durch die ,strengen' 50er Jahre unterbrochen wurde. Das rigide Regiment des Stadtdirektors von Uria in Heidelberg, unter dessen Ägide der Hochverratsprozeß gegen Gervinus und die Entsetzung Kuno Fischers vom Lehramt betrieben wurde, hellte sich dann erst wieder durch das Fest zu Schillers 100. Geburtstag auf (1859), wo wieder schwarz-rot-goldene Fahnen die Stadt schmückten.

Wie schon 1848 schrieben sich 1863 vorwiegend Handwerker in den neugegründeten Arbeiterbildungsverein ein. Sie suchten Vergünstigungen durch Hilfskassen, Sparvereine, Genossenschaften und nicht zuletzt Geselligkeit zum Austausch wichtiger Nachrichten über Arbeitsstellen, Aufenthaltsrecht etc. Auch in Heidelberg verstand man unter , Arbeiter' vorwiegend Handwerker. Fabrikarbeiter sind in den schon gegründeten Arbeiterbildungsvereinen in Baden zu jener Zeit die Ausnahme. Die Vereinsaktiven aus dem Bürgertum hatten ihr Programm auf die Formel der Selbsthilfe gebracht. Ein Konzept, das von Schultze-Delitzsch verbreitet wurde und als ,Arznei' gegen die Vorstellungen Lassalles gedacht war. Abseits solcher Vereine standen die Ärmsten, die Proletarier, ebenso wie die Hofkreise, von denen Hausrath sagte: "Von der Lage in der Bevölkerung wußten sie soviel weniger als von den Vorgängen in den Ministerien und bei Hofe." (Zur Erinnerung an H. von Treitschke, Leizpig 1901, S. 16.) Aus den geistig und wirtschaftlich Besitzlosen sollten Menschen von Bildung und Eigentum werden. Das war die Devise der geistigen Führer der bürgerlichen Arbeiterbildungsvereine.

Mitte April 1863 druckt der ,Karlsruher Anzeiger' einen programmatischen Artikel gegen Lassalle und dessen Aktivitäten. Wie wichtig man höheren Ortes die Arbeiterbildungsvereine nahm, als Barriere gegen die autonomen Bestrebungen der Linken, zeigt Folgendes: zur gleichen Zeit treten Lamey, der Chef der badischen Regierung und der Geheime Referendar Cron dem Karlsruher Verein bei, einem sehr gemäßigten Verein, und der Großherzog sendet eine Freundschaftsadresse an den politisch unverdächtigen Freiburger Verein. Mit dem agitierenden Lassalle samt seiner Anhänger verband sich das Bild der 'Anarchie' der 48/49er Jahre und das bürgerliche Bewußtsein erinnerte sich mit Schrecken an jene Zeit.

Nach diesen Leitgedanken im offiziösen ,Karlsruher Anzeiger' annoncierte am 25. April 1863 der Mannheimer Verein einen Arbeitertag in Heidelberg im Restaurant ,Fauler Pelz'. Und drei Tage später berichtete der 'Mannheimer Anzeiger' über die Zusammenkunft:

"Auf Anregung des Mannheimer Arbeiterbildungsvereins fand gestern zu Heidelberg unter dem Vorsitze des Hrn. Eichelsdörffer ein Arbeitertag statt, der von etwa 300 Arbeitern und Freunden der Sache aus Heidelberg, Wiesloch und von hier besucht war. Der Vorsitzende sprach in längerem Vortrage über die Arbeiterbewegung und legte den Heidelberger Arbeitern den Wunsch nahe, ebenfalls zu einem Vereine zusammenzutreffen, zu der geistigen und sittlichen Fortbildung. Die Herren Wenzel und Bomarius vom Mannheimer Verein sprachen im gleichen Sinn herzliche Worte und hatte man die Freude, daß sofort sich 120 Arbeiter durch Unterschrift für die Gründung eines Arbeiterbildungsvereins in Heidelberg aussprachen, den die anwesenden Hrn. Dr. Mittermaier, Dr. Busch, Fabrikant Metz, Mühlenbesitzer Genz, I. A. Kircher ihre Beihülfe freundlichst in Aussicht stellten. Die weiteren Verhandlungen berührten die nähere Organisation des Vereins und auch kurz die Aufstellungen von Lassalle. Dieselben sollen auf dem nächsten Arbeitertag, der voraussichtlich in Weinheim stattfinden wird, näher besprochen werden, und wurde dem Ausschuß Vollmacht erteilt, denselben zu geeigneter Zeit zu berufen."

Den ersten Vorsitz des gegründeten Vereins übernahm Pickford bis zu seinem Weggang im Herbst 1863, wobei der Posten des Ersten Vorsitzenden bis zur Wahl Wundts im November gleichen Jahres vakant blieb. Die obengenannten Herren waren sozusagen die Vereinsgründer par excellence. Sie hatten Routine in der Organisation und gaben derartigen Veranstaltungen die nötige Würde. Denn die Vereine lebten finanziell von einer großen Zahl inaktiver aber beitragzahlender Bürger aus der Mittelund Oberschicht, denen der wohltätige Zweck solcher Gründungen zweifelsfrei und die politisch gemäßigte Kontinuität gesichert erscheinen mußte.

Um den roten Faden von Wundts Eintritt in diesen Verein mit den Heidelberger Verhältnis-



Wundts Forschungsstätte 1858-1863 ehem. Physiolog. Institut, "Haus Riesen"

Foto: I. Klinger

sen zu knüpfen, soll kurz auf den genannten Eduard Pickford eingegangen werden (1823 geboren in Heidelberg, 1866 in Konstanz gestorben). Er war eine wenig seßhaft-bürgerliche Erscheinung und in seinem Verhalten annähernd das Gegenteil des haushälterisch-trockenen Wundt. Gleichzeitig war er der Anreger Wundts in vielen politischen Aktivitäten jener drei Jahre, wenngleich ein Streit über den Gewerbeschulzwang, den Wundt mit der ,Konstanzer Zeitung' (Herausgeber Pickford) ausfocht, das Einvernehmen etwas trübte. Pickfords Begeisterung für die "Sache der Arbeiter" hat eine Vorgeschichte, die auf seine Bekanntschaft mit Lassalle zurückgeht. Sie waren beide in Leipzig zur Schule gegangen und trafen sich 1863 in Frankfurt am Main auf dem Arbeitertag. Außerdem war Pickford, dessen Vater aus Manchester nach Heidelberg gezogen war, auf einer Reise durch England zum überzeugten Anhänger J. St. Mills geworden, mit dessen Ideen Wundt später geradezu bösartig ins Gericht ging. Pickford war Kaufmann, studierte Nationalökonomie, war Herausgeber zweier Zeitungen und der Vorgänger Wundts in der II. Kammer. Er begründete mit Anderen zusammen den Arbeiterbildungsverein, den Gewerbeverein, den Vorschußverein, den Nationalverein. Für seine Beliebtheit sprach, daß er 1865 von den Wahlmännern in Heidelberg einstimmig wiedergewählt wurde. Als sein Nachfolger erreichte Wundt im April 1866 von 58 Stimmen 45, sieben Wahlmänner waren der Abstimmung ferngeblieben.

Pickford arrangierte also zunächst die Vereinsgründung. Man nahm sich die Satzung des Mannheimer Arbeiterbildungsvereins vor und korrigierte einige Passagen. Fremdwörter wurden unter dem Einfluß des "Vereins für Reinheit der Deutschen Sprache' übertragen. (Der Vorsitzende dieses Vereins, Dr. Brugger, hielt in den folgenden Jahren Vorträge im Arbeiterbildungsverein.) Eine Passage aus der Satzung des Mannheimer Vereins wurde verdeutlicht und daraus erhellt die damals schon krisenhafte Situation in der gespaltenen Arbeiterbewegung. Statt "confessionelle und politische Erörterungen" sind unzulässig, heißt es jetzt in der Heidelberger Satzung: ,, . . . wobei jedoch kirchliche und alle auf Staatsform und Staatsverfassung bezüglichen Erörterungen ausgeschlossen sind." Ein solcher Passus mußte in die Satzung aufgenommen werden, weil 1. das badische Vereinsgesetz es so vorschrieb, und 2. um den Mitgliedern, vor allem den Arbeitern, die politische Strategie des Vereins zu verdeutlichen, in dem Sinne, daß es hier strikt gegen Lassalle und seine Agitation ging. Als im Januar 1866 verschiedene Arbeiterbildungsvereine für ein Allgemeines Wahlrecht votierten und eine 'Adresse' im Ständeparlament einbringen wollten,

verhinderte dies Wundt in Heidelberg mit dem Hinweis auf eben diese Satzung.

Durch den Fortgang Pickfords im Herbst 1863 wurde eine Neuwahl im Arbeiterbildungsverein notwendig. Im November sieht der Vorstand folgendermaßen aus:

1.	Vorsitzender	NN	
2.	Vorsitzender	Herr Dr. Wundt	Privatdozent
3.	Rechner	Ebner	Schuhmacher
4.	Bibliothekar	Ulbricht	Schneider
5.	Verwalter	Buchmüller	Schuhmacher
6.	Beisitzende	Prof. Cantor	Universitätsprofessor
		Prof. Holtzmann	Universitätsprofessor
		Kirschler	Schneider
		Dr. Hausrath	Privatdozent
7.	Schriftführer	Kirn	Buchhändler

In die Unterschriften geriet noch die des Schneiders Ebert, dessen Funktion nicht näher beschrieben wurde.

Das Programm des Heidelberger Vereins orientierte sich zu Anfang an dem schon bestehender Arbeiterbildungsvereine in Baden, dann, nach dem Vereinstag des Verbandes Deutscher Arbeitervereine (7. Juni 1863), an dessen Vorschlägen: Bildung der Arbeiter in den Elementarfächern, Geselligkeit, Vorträge auf allen Wissensgebieten, Genossenschaftswesen auf der Grundlage der Überzeugung Schultze-Delitzschs. Dieser Vereinstag ist ein besonderes Datum in der Geschichte der Arbeiterbildung. Dem Treffen in Frankfut am Main folgen fünf Jahre "enger Zusammenarbeit zwischen bürgerlichen ,linksliberalen' Demokraten und Angehörigen des IV. Standes, die von beiden Seiten mit Enthusiasmus und gutem Willen getragen war." (K. Birker: Die Deutschen Arbeiterbildungsvereine 1840-1870, Berlin 1873.)

Januar 1864 wird mit zähem Beharren eine Hilfskasse gegründet, die kranken Arbeitern eine Unterstützung gewährt, allerdings in einer Höhe, die eher einem solidarischen "Vergelt's Gott' entsprach, da die Beiträge nur mit Mühe einzutreiben waren. Der Diener Leise, der zu diesem Zweck angestellt war, wurde wegen schlampiger Arbeit entlassen. Er wird oft auf leere Geldbeutel hingewiesen worden sein. Noch im Gründungsjahr entsteht eine Gesangsgruppe, die bei festlichen Gelegenheiten auftritt und deren Sänger öffentlich gelobt werden. Theaterstücke werden inszeniert. Sicher hat Wundt dabei zumindest Hilfestellung geleistet. Sein Faible fürs Theater ist bekannt, zeitlebens hat er Shakespeare immer wieder studiert und kommentiert: schon 1862 erschien aus seiner Feder eine Reihe Theaterrezensionen in der von Pickford geleiteten ,Volkszeitung für Süddeutschland'.

Nach einem halben Jahr gibt es massenhaft Austritte aus dem Verein. Unerfüllte Hoffnungen und die Einrichtung eines strengen Unterrichtsplans sind die Gründe. Nicht so sehr die pädagogischen Versuche der Dozenten und Lehrer diverser Schulen an erwachsenen Handwerkern ist die Ursache als vielmehr die zeitliche Überlastung der Arbeiter. Bei einer täglichen Arbeitszeit von 13 bis 15 Stunden und mehr war das abendliche Pensum nicht zu schaffen. Im Winter 1863/64 begann ein von Wundt ausgearbeitetes Unterrichtsprogramm, das alle Wochentage einschloß.

"Abends 8½ Uhr' wurden Deutsche Sprache, Buchführung, Rechnen und Schreiben, ab Januar '64 zusätzlich Zeichnen und eine weitere Schreibstunde angesetzt. Dazu kamen Vorbereitungen für Veranstaltungen, der Gesangsabend und die wöchentlichen Sitzungen des Vereins mit oft ermüdenden akademischen Vorträgen.

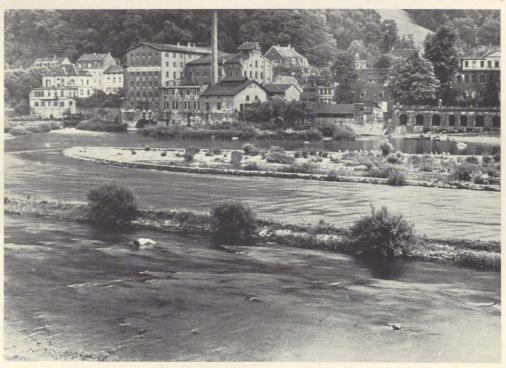
So treten aus dem Verein bis Frühjahr 1864 ca. 200 Mitglieder wieder aus, bei einer anfänglichen Gesamtzahl von ca. 300. Davon sind freilich ungefähr 100 Wandernde, die zum Teil später wieder eintreten. Insgesamt schrumpft der Verein auf eine Mitgliederzahl von 80 bis 100. Ungefähr 30 Arbeiter beteiligen sich regelmäßig aktiv im Arbeiterbildungsverein.

Innerhalb der ersten zwei Jahre nehmen Verhandlungen über Fragen der Arbeiterbewegung, des Vereinswesens, einer Sparkasse, der Wanderunterstützung und der schon genannten Hilfskasse den größten Raum ein. Sichere Wandermöglichkeit war ein sehr wichtiges Thema nicht nur innerhalb der Arbeiterkreise Badens. Nach der Verordnung der Badischen Regierung, Anfang 1863, zur Regelung des Paßwesens für Dienstboten, Arbeiter und Gewerbegehilfen (einschließlich Lehrlinge), war die Freizügigkeit der Arbeitssuche und des Aufenthaltes erweitert worden, aber es blieben immer noch genügend Härten, wie zum Beispiel die Einigung mit dem Meister oder Unternehmer über das "Arbeitszeugnis' etc.

Um einen geregelten Unterricht, einen festen Ort der Begegnung zu finden, wurde nach halbjährigem Suchen im "Weißen Schwan" (Hauptstraße), dem sogenannten Eisenhardt'schen

Das ,industrielle Heidelberg' im 19. Jahrh. Die "Herrenmühle"

Mit freundl. Gen.: Stadtarchiv Heidelberg



Bierkeller, ein Zimmer ,neben der Küche' gemietet.

Wundt sammelte in Heidelberg Lehrbücher und Belletristik für eine Arbeiterbibliothek, die dann einige Zeit zum Streitobjekt zweier Vorstände wurde, den Schneidern Ulbricht und Kirschler – aus unerforschlichem Motiv –. Der Begründer der Freiwilligen Feuerwehr Badens, Metz, – er stellte auch die Feuerlöschgeräte her –, bedrohte die beiden Schneider mit der 'Ausstoßung', obwohl er selbst nicht im Vorstand war, aber an den Vorstandssitzungen regelmäßig teilnahm.

Die Vorträge in den Jahren 1863/64, die politisch-historische Themen zum Inhalt hatten, befaßten sich mit der Geschichte Badens und Preußens vom Beginn des 19. Jahrhunderts an. Auch aktuelle Ereignisse wurden diskutiert wie zum Beispiel die politische und militärische Situation in Schleswig-Holstein. Eine Reihe technischer und naturwissenschaftlicher Vorträge hielten Wundt und der Mathematiker Moritz Cantor. Wundt vermittelte z.B. in vier Abendvorträgen das neuere Bild der Physik und Chemie, Cantor belehrte über Telegraphie und die Erfindung der Lokomotive. Über Auswanderung und ihre Probleme wurde gesprochen, dazu hielt 1864 Professor von Langsdorff den Vortrag über "Astor oder der rechte Weg aus Noth zu Ehre und Glück". Schließlich regte Wundt im ersten Halbjahr zwei Vorträge an, über ethnografische Themen; die Konzeption zur ,Völkerpsychologie' war in jenen Jahren entstanden, wie oben schon angemerkt wurde. Bis zum Jahr 1864 hatte der Arbeiterbildungsverein Heidelberg das volle Programm anderer badischer Vereine erreicht. Die Mitgliederzahl hatte sich um 90 eingependelt. Das bedeutete im badischen Durchschnitt immer noch eine beachtliche Zahl. Zum Vergleich: Freiburg 102, Lahr 180, Furtwangen 54 (Stand Januar 1865). Über die Zeit der Gründungsjahre der Arbeiterbildungsvereine schreibt Wundt: "Ein charakteristischer Zug dieser Vereinigung" war, "daß anfänglich politische Gegensätze gar keine Rolle spielten. So entsinne ich mich einer Zusammenkunft von Vorständen über ganz Baden verstreuter Arbeiterbildungsvereine, die aus einem Freiburger Landgerichtsrat, einem Pforzheimer Gymnasialdirektor, einem späteren Mannheimer Sozialdemokraten und mir selbst bestand, während ihr außerdem der auf der Durchreise befindliche Begründer der "Frankfurter Zeitung' angehörte" (Erlebtes und Erkanntes, S. 18). Es handelte sich um den Kreisgerichtsrat Eimer und Direktor Rohreck, den Schuster und Redakteur der "Deutschen Arbeiterhalle' Eichelsdörffer, Initiator des Heidelberger Arbeiterbildungsvereins, und Leopold Sonnemann.

Wundt bleibt bis zu seiner Berufung nach Zürich, 1874, Mitglied des Vereins.

#### Wundt als Deputierter der Stadt Heidelberg in der II. Ständekammer in Karlsruhe

In seiner Lebensbeschreibung vermerkt Wundt, daß es kein großer Schritt war vom Vorsitzenden des Arbeiterbildungsvereins zum Abgeordneten im Landtag. Seine politische Arbeit brachte zwar eine Einschränkung der wissenschaftlichen Tätigkeit mit sich, aber deren publizistische Seite wurde deshalb nicht geringer. Der Schwerpunkt des wissenschaftlichen Interesses verlagerte sich immer stärker von der Physiologie auf Probleme der Psychologie. Auf diese Veränderung in der geistigen Entwicklung Wundts im Zusammenhang mit seiner politischen Arbeit wird hier nicht weiter eingegangen.

Von 1866 bis 1869 gehört Wundt der II. Ständekammer in Karlsruhe an. Er hat auch die für Heidelberg aufregende Zeit des Preußisch-Österreichischen Krieges miterlebt, was gerade in Heidelberg nicht immer einfach war (W. Wundt: Baden im Kriegsjahr 1866, Leipzig 1919). Auf einer Volksversammlung in Offenburg am 15. April 1866 sprach Wundt neben A. Goegg, von Feder, Venedey und Kiefer über ein "Deutsches Parlament" und eine "Volkstümliche Zentralgewalt". Das bot ihm auch Anlaß heftig gegen Bismarck ins Feld zu ziehen. Kurz darauf

wurde er als Abgeordneter der Stadt Heidelberg von seinen Wahlmännern für den verstorbenen Pickford am 26. April gewählt.

Nach drei Jahren politischer Betätigung, 1869, ist er mit den politischen Zuständen in Baden durchaus nicht zufrieden. Anläßlich einer Diskussion in Heidelberg über das Verhältnis der Nationalliberalen zur Badischen Regierung erklärt er im Mai 1869, Jolly (Ministerpräsident) behandele die Beschlüsse der Volksvertretung "vielfach mit einer Mißachtung, welche Zweifel an den aufrichtigen konstitutionellen Gesinnungen derselben aufkommen ließen." (Heidelberger Journal: 22. 5. 1869.) Als illegal empfand er die Einrichtung des Militärstrafrechts unter Umgehung der Kammern. "Der Satz, daß eine Regierung gegen den Willen des Volkes auf die Dauer in einem constitutionellen Lande unmöglich ist, gilt mir als der Grund- und Eckstein jedes Verfassungsstaates." (Heidelberger Journal ebenda.)

Wer im Lande Baden die nationale Aufgabe lösen wolle (die deutsche Einigung), müsse vor allem das badische Volk für sich haben, sagte er auf derselben Versammlung. Nach der für die Innenpolitik Badens folgenschweren Offenburger Versammlung im Mai 1869 entfremdete sich Wundt von den krisengeschüttelten Nationalliberalen; aus Heidelberg waren nach Offenburg beordert: Bluntschli, Holtzmann, Regensburger, Blum, Mays, Sachs, von Treitschke und Schenkel. Dem im Juni 1869 gegründeten Ortsverein Heidelberg gehörte er nicht mehr an. Und im Juli legte er sein Mandat nieder; den Zeitpunkt hatte er nicht früher gewählt, damit in der Offentlichkeit nicht das Bild entstehen sollte, er liege mit seinen Parteifreunden im Ha-

Der Dirigent im Orchester der aktiven Liberalen Heidelbergs war zweifellos Bluntschli. Nach Hausraths Auffassung war mit diesem ruhelos-geschäftigen Mann nicht immer leicht auszukommen. Bluntschli verteilte die Rollen und Wundt ist sehr wahrscheinlich durch ihn in die politischen Geschäfte eingeführt worden. Da Wundt in keiner Weise eine Konkurrenz für Bluntschli darstellte, mag er auch nicht unter dem 'ôtez-vous que je m'y mette' gelitten haben, wie Hausrath sich ausdrückte.

Im Frühjahr 1866 drohte die Kriegsgefahr. Thorbecke hielt im Arbeiterbildungsverein einen Vortrag mit dem beziehungsreichen Thema "Die Zerstörung Heidelbergs". Ängstliche Unternehmer in Mannheim entlassen Anfang Mai über 800 Arbeiter. Ein Arzt schreibt eine "Diagnose" über Bismarcks geistigen Zustand ins Heidelberger Journal, die sehr psychiatrisch ausfällt. Der Frankfurter Abgeordnetentag findet statt, in allgemeiner Aufregung und Verunsicherung; unter den 35 Abgeordneten aus Baden befindet sich auch Wundt.

Wundt verehrte den Chef der Badischen Regierung. Im Mai 1866 reiste er mit einer Abordnung aus Heidelberg nach Karlsruhe und überbrachte Lamey einen silbernen Lorbeerkranz, dazu eine kunstvoll gearbeitete Schrift mit dem Verzeichnis aller Reformgesetze, die unter seiner Regierung verabschiedet worden waren. Noch im Jahr 1920 erinnert sich Wundt: "das badische Gesetzgebungswerk war in ein beschleunigtes Verfahren gekommen. Es war in jenen Jahren inspiriert von dem genialen Lamey, der soeben von der Stellung eines Freiburger Professors zum leitenden Staatsmann berufen war und ein gewaltiges Reformwerk während weniger Jahre bewältigte." (Erlebtes und Erkanntes, S. 20.) Mag dies für den Innenpolitiker Lamey gelten, so meinte Treitschke, das damalige enfant terrible nicht nur der politischen Landschaft Badens: "Lamevs Ansichten über große Politik stehen auf dem Niveau der Bierbank, dazu dieser Tropf Edelsheim!" (Außenminister der Regierung), (A. Hausrath: H. von Treitschke usw., S. 19.)

Zu Beginn bestand für Wundt kein Zweifel, daß die freisinnige Regierungsarbeit mit seinen eigenen politischen Anschauungen kongruent war. Im Konflikt Preußen-Österreich trat er für eine bewaffnete Neutralität ein. Daß sich der Hof in Karlsruhe schon für einen 'milden' Krieg entschieden hatte, konnte er wie auch einige Regierungsmitglieder nicht wissen.

In jener Vorkriegszeit brodelte es in Heidelberg. Die Demokraten gründeten einen Volksverein. Flugblätter gegen Bluntschlis politische Vergangenheit wurden auf den Straßen verteilt. Die Katholische Volksbewegung agitierte für den engen Anschluß an Österreich. Wundt wollte zwar ein Deutschland mit Preußen, aber zuerst sollte das System Bismarcks gestürzt werden. Im Museum fanden im Juni 1866 mehrere Versammlungen statt, auf denen Wundt einen Volksentscheid über die außenpolitische Richtung empfahl. Er hatte die Unentschiedenheit der Politiker in Karlsruhe während einer erweiterten Kabinettssitzung erfahren. Aber die Kriegsvorbereitungen waren schon in vollem Gange.

Wundt hatte den kommenden Krieg - etwas mißverständlich - mit dem Befreiungskampf gegen Napoleon verglichen, und einen Volkskrieg gegen Preußen nicht ausgeschlossen. Deshalb kursierte in Heidelberg das Gerücht, er sei ein blinder Preußenfeind. Dies weist er mit guten Gründen im Heidelberger Journal (Juli '66) scharf zurück, schreibt aber trotzdem im gleichen Artikel: "Bismarck will keineswegs die Einigung Deutschlands, nur die Erweiterung der Hegemonie. Bismarck steuert wahrscheinlich auf einen militärischen Einheitsstaat zu." Ende Juli bildete sich in Heidelberg eine Gruppe von Bürgern, deren politisches Ziel es war, Baden in Preußen-Deutschland zu integrieren (W. Hoffmeister, Holtzmann, H. A. Pagenstecher, L. Spitzer, L. Rougé und F. A. Keppler). Schließlich versammelten sich nach Ausbruch des Krieges verschiedene Abgeordnete, unter ihnen Wundt, und richteten eine Adresse an den Großherzog, mit der Bitte um Einstellung der Kämpfe. Als der Einmarsch preußischer Truppen im Juli drohte, regierte in Heidelberg die Angst, eine preußenfreundliche Versammlung wurde in der ,Harmonie' arrangiert, um die künftige Besatzungsmacht konziliant zu stimmen. Handel und Gewerbe hatten schwere Einbußen erlitten, die Arbeitslosigkeit nahm rapide zu; nur die Zuckerfabrik in Waghäusel erweiterte ihre Produktion. Am 1. August besetzten preußische Soldaten die Stadt und verließen sie schon am 29, wieder.

Die Landtagsession im Spätjahr 1866 stand noch unter den Auswirkungen des Krieges. Im Oktober wurde Wundt in die ,Commission für den Waffenstillstand und Friedensvertrag' gewählt, zusammen mit Lamey, der wieder Abgeordneter war, Kusel, Mohl, Turban, Pagenstecher, Eckhard, Friedrich, Kirsner, Kiefer und Oberkircher. Unter der neuen Regierung Mathy überprüfte diese Kommission die Verträge. Die Verhandlungen im Parlament gaben Wundt Gelegenheit, noch einmal auf die Gefahr der Hegemonie Preußens hinzuweisen. Deshalb wandte er sich gegen die sofortige Umstellung der badischen Kontingente auf das preußische Heeressystem. Und als Linksliberaler trat er für ein Volksheer ein mit allgemeiner Wehrpflicht. Die Folgen der Heeresreform bescherte dann Heidelberg eine heftig geführte Diskussion um den Standort einer Kaserne. Unter anderem war längere Zeit ein Garnisonsbau auf dem ,Zimmerplatz' vorgesehen, dort, wo heute die Stadthalle steht.

Mit der Landtagsession 1867 beginnt für Wundt eine arbeitsreiche Zeit in verschiedenen Ausschüssen. Um die vielfältigen Aktivitäten Wundts zusammenzufassen, soll hauptsächlich auf drei Sachgebiete eingegangen werden, auf denen sich Wundt hervortat:

- 1. Die Militärgesetze
- 2. Das Schulwesen
- 3. Die akademische Gerichtsbarkeit

Für Heidelberg stand die Stationierung einer Garnison in Frage. 1866 waren ca. 4600 Personen aus Baden ausgewandert, darunter meist Ledige, die der Konskription entgehen wollten. Auch für Heidelberg war es keineswegs eine Ehre 'Soldatenstadt' zu werden. Die Stimmen gegen eine Garnison mehrten sich. 'Die Ruhe verschwindet, die Moral der unteren weiblichen Personen leidet'.

Kriegspräsident Ludwig versuchte eine vorsichtige Reform und Annäherung der Heeresstruktur an Preußen. Wie überhaupt in jenen Jahren



Die Ständekammer in Karlsruhe

Mit freundl. Gen.: Stadtarchiv Karlsruhe

bis zur Reichsgründung jedes Gesetz in Baden ängstlich daraufhin abgeklopft wurde, ob es eventuell mit einem entsprechenden im Norddeutschen Bund existierenden in Widerspruch stehen könnte. Das nahm zum Teil skurrile Formen an: Als Wundt im Januar 1868 die Aufhebung der Spielbank in Baden-Baden forderte, erklärte Staatsminister Jolly, man müsse darüber erst eine Übereinkunft mit Preußen erzielen.

Wundt wollte sich 1856 nach dem Examen als Militärarzt bewerben, wurde aber durch Freunde überzeugt, daß diese Karriere wenig Aussicht auf Erfolg hätte. Er war nie Soldat, interessierte sich aber seit jener Zeit für militärische Fragen. Im November 1867 unterschrieben 308 Heidelberger Bürger eine Petition gegen die dreijährige Militärpflicht, die für viele Familien den Verlust eines oder mehrerer Verdiener bedeutete. Wundt als zuständiger Abgeordneter bringt die Petition in die Kammer ein. Die Angleichung des badischen Militärwesens an Preußen ist ihm nicht geheuer, deshalb votiert er gegen die Stelle eines badischen Militärbevollmächtigten in Berlin; 1868 hat Baden dann einen Kriegsminister, Generalleutnant von Beyer, der selbst Preuße ist. Im November 1867 aber verwendet er sich vor der Kammer, in der Debatte über ein neues Wehrgesetz, für eine Einigung mit dem Norddeutschen Bund in dieser Frage. Gleichzeitig macht er den Vorschlag, daß Kandidaten und Praktikanten der Medizin ihren einjährig-freiwilligen Dienst in den Spitälern leisten sollten. Schließlich ist er vollkommen umgestimmt. Im Januar 1868 erntet er in der Kammer Bravo-Rufe, als er sagt, alle müßten ihre persönlichen Ambitionen hintan setzen und einstimmig für ein Wehrgesetz sein, das zum Wohl des Vaterlandes geschaffen wird. Seine Bedenken gegen die lange Wehrpflicht und mögliche Bestimmungen über frühzeitige Beurlaubungen werden von der Regierung nicht geteilt. Und als die Garnison definitiv nach Heidelberg gelegt werden soll, votiert er dafür, verkneift sich aber nicht den maliziösen Grund anzugeben, daß dann nämlich auch alle Studierenden aus den Nordbundstaaten in Heidelberg dienen könnten. Sein letzter Antrag auf diesem Gebiet, am 12. 2. 1868, zur Besserstellung der Militärärzte und zur Berufung eines Generalstabsarztes ins Kriegsministerium werden abgelehnt.

Die Einmischung des Staates in die den Kirchen traditionell vorbehaltene Schulerziehung wurde von katholischer Seite mit Volksversammlungen beantwortet, sogenannten Wandernden Casinos. Sie waren von dem Heidelberger Kaufmann Jakob Lindau ins Leben gerufen worden. Nach handfesten Auseinandersetzungen und Provokationen auch von politischen Gegnern wurden sie schließlich 1865 von der Regierung verboten. Sie waren eine echte Volksbewegung, die ihresgleichen, besonders in ländlichen Gebieten, bei den Nationalliberalen nicht hatte. Die liberale Partei blieb in Baden eine Honoratiorenpartei, auch dann noch, als sich die politischen Mittel der Werbung und Agitation vollständig geändert hatten (Lothar Gall: Der Liberalismus als regierende Partei, Wiesbaden 1968, S. 451). Im April 1864 hatten vier Adelige der I. Kammer ihr Mandat niedergelegt, weil sie das Vorgehen in der Schulfrage nicht befürworten konnten (Friedrich Dor: Heinrich B. von Andlaw, Freiburg 1910). 1866 sprach Wundt auf mehreren Versammlungen zur Schulfrage und zur Einführung der Zivilehe zugunsten der Regierungspolitik. Er wandte sich gegen die ,Ultramontanen', deren Umtriebe in Baden und in höhnischen Worten gegen den rückschrittlichen katholischen Adel. Die Österreichische Regierung nannte er in diesem Zusammenhang ein "Pfaffenregiment". Der ideelle Hintergrund von Wundts Einstellung ist wohl offenkundig.

Um nicht die ganze Genealogie des Schulstreites aufzurollen, soll nur kurz beschrieben werden, an welchen Stellen Wundt in dieser Frage eingegriffen hat. Vor der II. Kammer referierte Wundt 1867, die Familienväter sollten frei und ohne Zwang ihres Bekenntnisses, die Wahl der Schule für ihre Kinder erhalten. Dieser Antrag. zu den Paragraphen 5-13 des Schulgesetzes, den Wundt mit anderen Parteifreunden eingebracht hatte, wurde mehrheitlich verworfen. Auch sein Antrag über die Einrichtung von Simultanschulen durch die Gemeinden wird abgelehnt. Den gleichen Gang nimmt ein Antrag Wundts zu Paragraph 14 (Ortsschulräte), der vorsah, daß die Ortsschulräte, falls sie sich untereinander einigten, nur einen einzigen "niedersetzen" mußten. Im Dezember 1867 verwendete sich Wundt in einer längeren Rede vor der II. Kammer für die Ausbildung von Lehrerinnen für die unteren Knabenklassen und Mädchenschulen. Weiter setzte er sich für die Verringerung der Religionsstunden ein, wobei er durch diesen Alleingang sich zwischen alle Stühle gesetzt sah. Das Schulgesetz wurde am 19, 12, 1867 gegen die Stimmen von Lindau, Mühlhäuser und Rosshirt, der katholischen Phalanx in der II. Kammer angenommen. Zwei Jahre später diskutierte Wundt vor großem Hörerkreis in Heidelberg über die Einrichtung der gemischten Schule, die dann im gleichen Jahr noch eingerichtet wurde. Damit war der geistlichen Schulaufsicht ein Ende gemacht, wie er selbst in seinen Lebenserinnerungen schreibt (Erlebtes und Erkanntes, S. 21).

Als eines der letzten Gesetze innerhalb des Reformkatalogs, der unter der Regierung Lamey in Angriff genommen worden war, stand noch die Abschaffung der akademischen Gerichtsbarkeit aus. Bei der Behandlung dieser Frage in den Kammern ging der 'Riß' quer durch die Parteien. Die konservativen Korporationen und die liberaleren Burschenschaften hatten

ihre ,Alten Herren' aufgeboten, um das Privileg der Universitätsgerichtsbarkeit entweder zu erhalten oder sich künftig als normale Bürger des Landes zu betrachten. Für Heidelberg als Duellantenstadt war das Problem besonders delikat. Zunächst legte Prälat Holtzmann in der I. Kammer im September 1867 einen Gesetzesentwurf vor, der nach allgemeiner Auffassung so wenig an der bisherigen zopfigen Gerichtsbarkeit der Universitäten änderte, daß man es hätte beim Alten belassen können (Heidelberger Journal, 29. 9. 1867). Die I. Kammer nahm die Vorlage einstimmig an. In der II. Kammer wurde Wundt in die Kommission zur Überarbeitung des Gesetzes gewählt. Im November legt er den druckfertigen Bericht ,Die Rechtsverhältnisse der Studierenden betreffend' vor. Er hatte das ganze Gesetz überarbeitet und rigoros modernisiert. Die Privilegien wurden abgeschafft, und die Hoffnung wuchs, daß zumindest die Duellexzesse aufhören würden. Die konservative Fassung der I. Kammer wurde, wie die liberalisierte Neufassung von Wundt, von je einer Eingabe Heidelberger Studenten unterstützt. Da Wundt recht wenig mit dem traditionellen Verbindungswesen verbunden war, konnte er frei und eindringlich für die Rechtsgleichheit der Akademiker vor dem Gesetz eintreten. Nach mehreren Änderungen, die den Tenor seiner Vorlage nicht berührten, wird das Gesetz in der II. Kammer im Febsruar 1868 gegen eine Stimme verabschiedet. Die liberale Auffassung hatte sich durchgesetzt.

Im Juli 1869 legte Wundt sein Mandat nieder. Er hatte als Hauptmotiv für seine politische Arbeit den "unverzüglichen freisinnigen Ausbau unserer Verfassung und Gesetzgebung' genannt. Für seinen Rücktritt gibt er an, daß er zu viel Zeit in der Politik statt in der Wissenschaft verbringe. Dennoch scheint das nicht der eigentliche Grund gewesen zu sein, denn fünfzig

Jahre später, in seinen Erinnerungen, schreibt er, daß ihm die Tätigkeit in Karlsruhe immer unerträglicher geworden sei, weil kein Fortschritt in der Einigung Deutschlands erzielt wurde. Noch einmal, im November des gleichen Jahres, spricht er auf einer Versammlung der Nationalliberalen Partei über eine Petition zum Allgemeinen Wahlrecht. Die Meinungsverschiedenheiten mit den Anwesenden ist aber schon so deutlich, daß sein Rückzug ins private Leben durchaus verständlich ist.

1870 arbeitete er als Lazarettarzt. Ein Jahr später wurde er als Schöffe in Heidelberg erwählt, amtierte aber nicht.

Nach der Berufung auf den Lehrstuhl für 'Induktive Philosophie' 1874 an die Universität Zürich und ein Jahr darauf auf den Lehrstuhl für Philosophie in Leipzig ist seine über zwanzig Jahre dauernde Heidelberger Zeit noch nicht völlig abgeschlossen. 1903 erbte er das Haus Plöck Nr. 48, das kürzlich einem Parkund Wohngebäude weichen mußte. Dort verbringt er bis zum Jahre 1917 fast regelmäßig seine Sommerwochen; 1912 feierte er in Heidelberg seinen 80. Geburtstag.

Wundt schreibt im Vorwort zu seiner Autobiographie:

"Sollte er selbst das Motiv in den Vordergrund stellen, das für ihn sein Leben lang das wirksamste war, so ist es nicht zu jeder Zeit, aber auf den Höhepunkten dieses Lebens das politische, die Teilnahme an den Interessen von Staat und Gesellschaft gewesen, die den Schreiber dieser Zeilen gefesselt hat." (Erlebtes und Erkanntes, Stuttgart 1920.)

Für wertvolle Hinweise und Hilfe danke ich den Damen und Herren des Stadtarchivs und der Universitätsbibliothek Heidelberg, sowie Herrn Professor Wolfgang Bringmann, Mobile, USA.

#### Der Vogel singt

Der Vogel singt sagt man Um zu verteid'gen Sein Revier Säng er nicht auch aus Lust an Sang und Leben? Ich singe so, wie mir gegeben aus Lust an Sang und Leben! Und hört mich keiner Zieh ich mich zurück mit meinem Singen um zu verteid'gen mein innerstes Revier!

G. A. Rapp

## Die Westbefestigungen der Kurfürstlichen Residenz Heidelberg

Ludwig Merz, Heidelberg

"Heidelberg ist ein Städtlein, welches weil schlecht verwahret, desto weniger Mühe zu erobern kosten wird." Diese Auffassung herrschte zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges im gegnerischen Lager. Ob die Stadt wirklich so "schlecht verwahret" war, soll das Thema der folgenden Untersuchung sein. Warum gerade die Westbefestigungen besonders betrachtet werden, hat folgenden Grund: Sie setzten der Entwicklung der Stadt die Grenzen und waren mitbestimmend für das alte Stadtbild. Man möge bedenken, daß die Stadt bis 1860 nicht über die heutige Sofienstraße hinausreichte.

Das mittelalterliche Heidelberg erstreckte sich bis zum Ende des 14. Jh. von der heutigen Grabengasse ostwärts bis zur Plankengasse (vergl. Bad. Heimat Nr. 1/2, 63). Es war befestigt mit Toren, Türmen und Mauern und lag im Schutze zweier Burgen, Die Obere Burg oder "Das alte Schloß" lag auf dem kleinen Gaisberg an der Stelle der heutigen Molkenkur (vergl. Bad. Heimat Nr. 2, 77). Im Jahre 1537 wurde die Burg, die damals als Arsenal und Pulvermagazin für das Kurfürstliche Schloß diente, durch Blitzschlag zerstört. Dieses Schloß hat sich entwickelt aus der Unteren Burg auf dem Jettenbühl in Stadtnähe. Als wachsende Universitätsstadt und Kurfürstliche Residenz wurde die Stadt zu eng. Deshalb entschloß sich Ruprecht II. im Jahre 1392, die Stadt zu erweitern. Günstig erschien als westliche Grenze der vergrößerten Stadt der Talausgang. Zudem bot dort eine natürliche Stufe, entstanden durch eine Verwerfung, ein erhöht liegendes Niveau für die neu zu errichtende Stadtmauer. Die Bevölkerung für diesen neuen Stadtteil kam aus dem deshalb aufgegebenen und niedergelegten Dorf Bergheim in der Ebene am Neckar. Die westliche Vorstadt zeigte damals eine aufgelockerte und von Gärten durchzogene Bebauung, Sie bot für manchen Herrenhof eine günstige Baugelegenheit. Ein Blick vom Philosophenweg auf dem rechten Neckarufer ermöglicht einen Vergleich der engbebauten Kernaltstadt mit der immer noch grüne Flecken aufweisenden westlichen Vorstadt. Ungünstig stand es jedoch mit der Verteidigung der westlichen Vorstadt gegen Angriffe von den Bergen herunter, wie wir noch sehen werden. Die Hauptangriffe waren von Westen, von der Ebene her zu erwarten. Deshalb hatten die Westbefestigungen sowohl die der Kernstadt, als auch die der Vorstadt große Bedeutung. Ihre Erkundung stützt sich auf zeitgenössische Berichte, Bildmaterial und auf Ergebnisse von Aufschlüssen durch Tiefbauarbeiten. Das "stadtgeschichtliche Puzzlespiel" erstreckt sich bereits über zwei Jahrzehnte und ist seit Ende 1977 nahezu zusammengesetzt. Die Untersuchung der Westbefestigungen Heidelbergs beginnt mit der staufischen Kernstadt vor 1400. Der westliche Abschluß dieses Stadtteils lag an einem in der Bodengestalt günstigen Platz im Taltrichter. Hier hatte der von Süden aus dem Klingenteich kommende Bach einen hohen, nahezu hochwasserfreien Schuttkegel angehäuft. Daher rührt auch das Gefälle zwischen dem Universitätsplatz und der Schiffgasse. Die Ausschachtungen ergaben Aufschüttungen zur Planierung des Straßengrundes bis zu 1,50 Meter. An der höchsten Stelle dieses Schuttkegels steht die Peterskirche. An seinem



Die Heidelberger Westbefestigung vor 1400

nördlichen Ende errichtete man das Haupttor der Kernaltstadt, das Untertor (später Mitteltor). Es war ein nahezu quadratischer Turm mit einer spitzbogigen Einfahrt, gesichert durch eine Zugbrücke und ein Fallgatter. Vier vorgebaute Erker in der Mitte der Dachkanten dienten als Ausguck und Schutz der Turmseiten. Vom Untertor zog der nördliche Teil der Stadtmauer uferwärts bis zur nordwestlichen Uferbefestigung. Es waren Zwillingstürme, verbunden durch ein niedrigeres Gebäude. Der Turm am Ufer hieß Frauenturm oder Käfig. Er diente zur Unterbringung von Frauen, die sich hatten etwas zuschulden kommen lassen. Sie saßen im Erdgeschoß hinter Gittern (Käfig) und verrichteten gemeinnützliche Arbeiten. Die Wehranlage wurde im Pfälzisch-Orléansschen Erbfolgekrieg 1689/93 teilweise zerstört. Zwischen den stehengebliebenen Mauern errichtete man beim Wiederaufbau ein neues Gebäude aus Steinen von Trümmern und sogar aus Quadern vom Schloß. Der neue, turmlose Großbau diente als Lager für Vorräte und heißt seitdem "Heuscheuer". In unserer Zeit erwarb die Universität das Gebäude und baute es für Hörsäle aus. Beim Umbau ergaben sich stadtgeschichtlich wichtige Aufschlüsse u.a. über die alte Stadtmauer. Sie war nicht in ihrer ganzen Stärke massiv, sondern zeigte Ausfüllungen zwischen der äußeren und der inneren Seite. Dadurch wurde beim Ansetzen eines Rammbockes (Widder) verhindert, daß die eingestoßenen äußeren Steine sofort die inneren mit hinausstießen. Beim Umbau ging man geschichtsbewußt zu Werke. Die neue freitragende Treppe führt an dem alten rohen Mauerwerk vorbei, ermöglicht den Einblick in den ehemaligen Turmzugang und schließt sich an die Stadtmauer aus der staufischen Zeit an. Nach Süden zog die Stadtmauer bergwärts zum Hexenturm. Dieser bildete den Schutz der Südwestecke der Stadtbefestigung. Er steht "übereck" zum Winkel der West- und Südmauer und richtet so seine Hauptfront auf den Ausgang des Klingenteiches. Somit überwachte er den Einschnitt des Tales, in dem Angreifer u. U. unbehelligt an die Stadt hätten herankommen können. Vor 1400 war der Hexenturm nach der Stadt zu offen. Für den Fall, daß ihn ein Angreifer eingenommen hätte, konnte er sich in dem offenen Raum nicht verschanzen und einen Stützpunkt bilden. Nach der Stadterweiterung nach Westen wurden die Bogen zugemauert und der Turm als Gefängnis für "Malefizverbrecher" ausgebaut. Deshalb hat er auch neben der Bezeichnung "Hexenturm" den Namen "Diebsturm". Mit zugemauerten Arkaden ist er noch auf dem Kupferstich Merians von 1620 zu sehen. Beim Wiederaufbau der Stadt nach 1700 erhielt der Wehrturm die heutige Gestalt mit einem Barockdach. Im Jahre 1727 beabsichtigte man, den Turm abzutragen, um mit dem Material die Befestigungen von Mannheim auszubauen. Auf Einspruch der Bürger und im Hinblick auf die immer noch notwendige Wacht des Turmes an der Klingenteicheinmündung unterblieb der Abbruch. Lange Zeit dienten die Räume zur Aufnahme von Archivmaterial, Beim Bau der neuen Universität an der Südseite des Universitätsplatzes wurde der Turm als Treppenhaus mit einbezogen. Seine seitlichen Stützpfeiler fügen sich in den Neubau ein. Die zugemauerten Bogen wurden wieder geöffnet und das 1. Stockwerk nach oben erweitert. Die so entstandene offene Halle wurde Mahnmal für die gefallenen Studenten und Dozenten des Ersten Weltkrieges. - Die Gedenktafel der Ruperto Carola für die Opfer des Zweiten Weltkrieges ist in die Außenseite des Chores der Peterskirche eingefügt.

Die Bergstadt entlang dem heutigen Schloßberg war durch eine Wehrmauer mit der Kernaltstadt verbunden. Ihre Westmauer wurde in unserer Zeit neu gefaßt und bildet den Rahmen für die Einfahrt der Südtangente zum Karlstor und für die Ausfahrt aus der Altstadt hinter der Peterskirche. Ihr Westtor war der Ende des letzten Jahrhunderts abgetragene Keltertorturm, an den sich einst die Stadtkelter anschloß. Das heutige Klingentor wurde erst nach 1620 erbaut, ist also auf dem Merianschen Kupferstich nicht zu sehen. Der mittelalterliche Stadtgraben führte

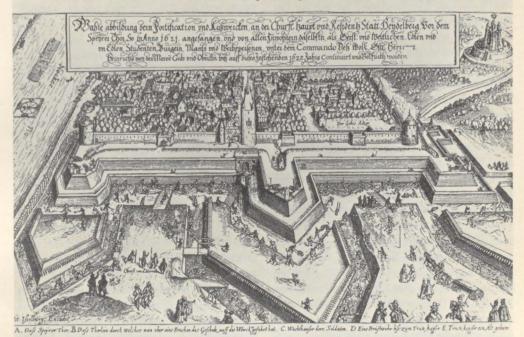
nicht bis hinauf zur Bergstadt. Er begann vor dem Hexenturm und zog unter der heutigen Grabengasse entlang am Untertor vorbei bis zum Frauenturm am Neckarufer. Sein äußerer Rand ist etwa drei Gehwegbreiten von der heutigen Häuserfront entfernt, und seine Tiefe dürfte etwa zwei Kellerhöhen betragen. Bei den Tiefbauarbeiten 1977 stellte sich folgendes heraus: In einer Entfernung von 7 m vom Untertor (Mitteltor) kamen die Mauerreste eines 4 m breiten mit Erde aufgefüllten Steinsockels zutage. Auf ihm lag einmal die Zugbrücke des Tores auf. Zwischen Brückenauflage und Torfuß war das Grabenstück ausgemauert als solider Bodenbelag. Er sollte verhindern, daß man von unten her den Torfuß unterminieren konnte. Von der Brückenauflage spannte sich dann vermutlich eine abwerfbare 11 m lange Brücke bis zur äußeren Grabenmauer, die ebenfalls angeschnitten wurde. Aus allen Maßen ergibt sich für den alten Stadtgraben eine Breite von etwa 22 m.

Nach der Stadterweiterung 1392 wurde der Graben südlich des Tores bis hinauf zum Hexenturm zugeschüttet. Lediglich ein Dohlen führte Bergwasser bis zum Neckar. Nördlich von dem nunmehr als Mitteltor bezeichneten ehemaligen Untertor wurde der Graben erweitert und durch Mauern gesichert, wie es der Kupferstich von 1620 zeigt. Zwischen Frauenturm und Marstall lag der alte Turnierplatz, auch als Schießgraben für die Armbrustschützen verwendet. Nach dem Wiederaufbau der Stadt im 18. Jahrhundert wurde auch noch dieses Grabenstück zugeschüttet und überbaut. Auf dem neckarwärts liegenden Ende der Aufschüttung liegt die heutige Marstallstraße. Mauern und Mauerstützen traten bei Tiefbauarbeiten bereits vor längerer Zeit zutage. Der ehemalige Verteidigungsplan bestimmte, daß die Mauern der Innenstadt von den Zünften und im Universitätsbereich von den Studenten verteidigt werden mußten. Die regulären Truppen hatten die Außenwälle am Talausgang um das Speyerer Tor zu besetzen, auf die wir jetzt zu sprechen kommen.

#### Die Westbefestigungen Heidelbergs nach der Stadterweiterung

Nachdem Ruprecht II. die Stadt hatte nach Westen erweitern lassen, bedurfte es dort einer starken Befestigung. Die Stelle am Talausgang war günstig, weil sich dieser vom Fluß bis zu den Bergen sperren ließ. Sehr gut veranschaulicht das die Darstellung des Zeichners Isselburg über die Schanzarbeiten vor dem Speyerer Tor 1621/22. In der Mitte der Stadtbefestigung steht das Speyerer Tor. Seine Verteidigungskraft liegt in dem hohen quadratischen Turm. Von ihm spannt sich der Torbogen über die Hauptstraße zu einem kleineren runden Treppenturm. Bergwärts und flußwärts zieht die Stadtmauer zu den beiden äußeren Flankentürmen. Der rechte Turm ist der Blaue Turm, der gleichzeitig als Pulverturm diente, der am Neckar der Rote Turm. Die Stadtmauer hat einen steinernen gedeckten Wehrgang mit Schießnischen. Drei Bastionen sind aus der Mauerflucht herausgesetzt und dienen als Mauerstreiche, vielleicht auch als Geschützstand. Der Verlauf der Stadtmauer an der Rückseite der heutigen Häuser an der Sofienstraße ist durch mehrere Aufschlußstellen belegt. Zwei Grabungen des Kustos am Kurpfälzischen Museum Dr. B. Heukemes vermitteln einen Einblick in die Bauweise der starken und tief im Grund verankerten Stadtmauer. Soweit die Befestigung der mittelalterlichen Stadt.

Als es 1621 gewiß wurde, daß die kaiserlichen Truppen versuchen würden, die Kurfürstliche Residenz des böhmischen Königs, weiland Friedrich V. von der Pfalz, einzunehmen, wuchs die Sorge um den Verteidigungszustand der Stadt. Aus einem Briefwechsel zwischen dem in Holland im Exil weilenden Friedrich V. und seinen Räten in Heidelberg geht hervor, wie ernst auch der Fürst die Lage der Stadt bei einem drohenden Angriff sah. Er ordnete an, welche Maßnahmen zur Verbesserung der Verteidigung getroffen werden sollen und ließ sich einen Plan davon schicken, der erhalten geblieben ist. Im westlichen Vorgelände der Stadt



Schanzarheiten 1621/22 vor der Stadtmauer von 1392

wurden Vorwerke errichtet. An den der Stadt zugewandten Berghängen errichtete man Viereckschanzen für eine Rundumverteidigung. Insbesondere richtete man das Augenmerk auf das Gelände über dem Schloß. Im Fasanengarten wurden Befestigungen angelegt. Das Ruinengelände der Oberen Burg auf dem kleinen Gaisberg (Molkenkur) wurde mit deren Trümmersteinen zu der widerstandskräftigen Burgschanze ausgebaut. Auf einer oberhalb von ihr liegenden Felsplatte entstand eine Schanze, "Affennest" genannt. Schließlich wurden auf der rechten Neckarseite im Neuenheimer Bergund Ufergelände Schanzen errichtet. Alte Befestigungen wurden wiederhergestellt und verstärkt.

Wenden wir uns wieder der Darstellung der Schanzarbeiten vor dem Speyerer Tor zu. In der rechten Ecke steht der "Trutzkaiser". In seiner ursprünglichen Fassung mit seinem sternförmigen Grundriß wurde er bereits von Friedrich dem Siegreichen 1462 errichtet. Wie der Name sagt, geschah dies zu einer Zeit, als Friedrich mit dem Kaiser in Fehde lag. Die Aufgabe des Turmes war eine doppelte. Er diente als Wachturm und ermöglichte einen weiten Blick hinaus in die Ebene. Gleichzeitig stand er in Sichtverbindung mit dem taleinwärts liegenden Schloß. Als Wehrturm hatte er die Aufgabe, Angriffen von den Bergen herunter auf die Südseite der Stadt zu begegnen. Im Laufe der Zeit zerfiel jedoch der Turm und war zur Zeit Merians nach dessen Beschreibung, nur noch ein alt Gemäuer". Angesichts des zu erwartenden Angriffes wurde er wiederhergestellt. An Stelle seines früheren Spitzhelmes trägt er auf der Abbildung (rechts oben) eine Kampfplattform mit vier Wachtürmchen. Ein Wehrgang verbindet ihn

mit der Südwestecke der Stadt am Blauen Turm. Durch ein "geheim Pförtlein" konnte die Besatzung hinter die Stadtmauer gelangen. Der Trutzkaiser trägt oben einen Mast mit einem runden Gebilde. Bei genauerem Hinsehen erkennt man eine Krone. Nach einer zeitgenössischen Beschreibung ist es die böhmische St. Wenzels-Krone. Als 1622 die Kampfhandlungen begannen, wurde sie hochgezogen als Zeichen, daß die Verteidigung der pfälzischen Residenz des Königs von Böhmen beginnt. Nach der Abbildung ist die Befestigung am Flußufer schwach. Hinter dem Roten Turm hat man eine Geschützbastion aufgeworfen als Schutz gegen Angriffe vom Fluß her. Ansonsten ist das Ufer nur durch Palisaden geschützt. Der Schwerpunkt der Verteidigung wurde vor den alten Stadtgraben gelegt. Es entstehen drei gestaffelte Vorwerke, eines vor dem Speyerer Tor und die beiden anderen vor dem Blauen und dem Roten Turm. Tiefe Gräben werden ausgehoben, und horizontal in ihre Böschungen eingesetzte Palisaden sollen das Überklettern verhindern. Auch gegen die Berghänge sind Bastionen vorgeschoben. Vor dem Speyerer Tor erkennt man ein Grabentor. Es liegt unter dem Stadtniveau und führt von der Sohle des Stadtgrabens durch den Wall zu den vorgelagerten Bastionen. Zwei Toröffnungen führen durch die trapezförmige Vorderseite. Das hohe Tor diente als Durchlaß für Geschütze und Kriegsmaterial. Die kleinere Pforte war für die Besatzung bestimmt für den Fall, daß das Haupttor bereits verschlossen war. An der Decke des Tordurchganges ist eine quadratische Öffnung. Durch sie konnte man dem Gegner einen "heißen Empfang" bereiten. Unter dem Deckenvorsprung sind links und rechts Löcher für die Ketten der Zugbrücke. Es ist einem günstigen Umstand zu verdanken, daß bei der Erneuerung von Kanälen vor 15 Jahren gerade an dieser Stelle ausgeschachtet wurde. So konnte der obere Teil der Grabenpforte freigelegt werden. Ein Vergleich mit der Darstellung von Isselburg zeigt, daß die Decke, das
halbrunde Deckengesims, die Setzung der
Quader und die Schräge der Torkante mit der
Zeichnung übereinstimmen. Die Gesamthöhe
dürfte 4 m sein. Das Grabentor liegt noch unverändert kaum dreiviertel Meter unter dem
Niveau des Bismarckplatzes. Die Schanzarbeiten stehen unter der Aufsicht des Gouverneurs
van der Merve. Er ist gerade dabei, Vermessungen des Geländes zu überwachen (im Bild links
unten).

Die weiteren Ereignisse der Belagerung und Einnahme Heidelbergs im September 1622 werden in einem zeitgenössischen Bericht "Relatio historica posthuma obsidionis heidelbergensis" geschildert. Mathaeus Merian hat in einem Kupferstich den entscheidenden Augenblick der Einnahme der Stadt festgehalten. Man sieht, daß zum gleichen Zeitpunkt der Angriff auf die Stadt von der Ebene her, von den Bergen herunter und über den Fluß einsetzt. Kroatische Reiter wagen auf einer Furt im Neckar den Ritt durch den Fluß. Brandreiter mit Fackeln und Pechkränzen zünden die Häuser hinter der Front der Verteidiger auf den Wällen an. (Fahrtgasse und Ziegelgasse.) Das Feuer zwingt diese, die Mauern zu verlassen und sich in die Innenstadt abzusetzen. Bedrängt von den kroatischen Reitern ziehen sich die Verteidiger auf das Schloß zurück. Mangel an Munition und die gebrochene Widerstandskraft der an für sich schon schwachen Besatzung zwingen den Kommandanten van der Merve zur Übergabe. Er erwirkt für die Besatzung einen ehrenvollen Abzug mit allen Waffen unter wehenden Fahnen. - In der Stadt beginnt die Plünderung ohne Brandstiftungen. Die Bitte der Bürgerschaft um Schonung wird von Tilly mit dem Bescheid,, zu spät!" abgetan.

## Von Jägern und Treibern aus Kurpfalz

H. Paul Treiber, Stuttgart

"Ein Jäger aus Kurpfalz, . . . " - wer kennt es nicht, das frisch-fröhliche, alte Volkslied mit seinem wiederkehrenden Weckruf! Man hat schon gesagt, daß das Bild des im Wald munter dahinreitenden Jägers am besten den Pfälzer in seiner Unbeschwertheit kennzeichne. Überlegt man sich, wie es zu diesem Sinnbild gekommen ist, dann muß man sich vergegenwärtigen, daß die Jagd in der Feudalzeit stets ein Vorrecht gekrönter Häupter und des grundbesitzenden Adels gewesen ist. Wie an allen Fürstenhöfen des Mittelalters und der neueren Zeit, so war auch bei den pfälzischen Wittelsbachern beim Waldreichtum ihres Landes die Jagd eine der hauptsächlichsten Liebhabereien und Vergüngungen. Ihre Bedeutung kann kaum überschätzt werden. Die Geschichte eines halben Jahrtausends, wie sie sich auf dem Heidelberger Schloß oder später in der Barockresidenz zu Mannheim abspielte, kennt zahlreiche Herrschergestalten, die sich als Jäger hervortaten. So weiß man von Friedrich I., dem streitbaren "Pfälzer Fritz", daß er ein großer Nimrod war, der keine Gefahr scheute, ebenso von Ludwig V., der, von Baulust erfüllt und der Jagdleidenschaft ergeben, besonders die Reiherbeize liebte. Ging er seinen Jagdfreuden nach, dann durfte ihn niemand auf Regierungsgeschäfte ansprechen, weil man wußte, "daß er über dem waidwerck niemandts gerne hörete oder umb sich hette, der etwas von wichtigen sachen mit ihm handeln wollte." Ottheinrich, der Freund der Gelehrten und der Musen, berichtet in seinem Tagebuch, daß er in jungen Jahren - damals noch weniger beleibt - oft und gern auf die Pirsch gegangen sei. Und schließlich der trinkfreudige Kurverweser Johann Casimir, der Erbauer des ersten Großen Fasses, war als treffsicherer Schütze so von der Jagd besessen, daß er

sich selbst einen "Waldvogel" nannte. Sein "Schies-Register" ("was ich mit aigen hand geschossen") ist uns noch erhalten. Im Liede vom "Jäger aus Kurpfalz" lebt nach dem Volksglauben dieser Fürst als Urbild des Jägers fort. – Im Tagebuch seines Nachfolgers, Friedrichs IV., ist nicht nur eingetragen, wann er wieder "fol gewesen" oder wann er "einen rausch gehabet", sondern seine Pirschgänge sind auch darin vermerkt: "Bin ich naus hetzen gezogen" oder "haben wir ein fuchsjagen gehabet" oder "auf die seuyacht gezogen". Selten nur schreibt er "hab ich geschwitzet", was besagen will, daß er gelegentlich auch regiert hat, was ihn offenbar sauer genug ankam.

Die Pfälzer Fürsten jagten mit Vorliebe in der Rheinebene, in der Schwetzinger Hardt. "Schossen und jageten füchs... auf dem hordt", so schreibt der junge Ottheinrich, womit der Hardtwald gemeint ist.

Die Wittelsbacher hatten schon seit 1350 in Schwetzingen, inmitten der Wälder ihr Jagdschloß, das ihnen dann über 450 Jahre lang verblieb. Wie anders aber sah es vor Jahrhunderten in dieser Landschaft aus! Wie die Überlieferung berichtet, konnte der Pfälzer Fritz in der Schlacht bei Seckenheim (1462) seine Gegner nur dadurch überraschend schlagen, daß ihm die Wälder zwischen Leimen und Seckenheim die nötige Deckung boten. Wo sich heute Tabak- und Spargelfelder oder Wohnsiedlungen ausdehnen, erstreckten sich einst ringsum weite Laubwälder mit großen Beständen an Eichen und Buchen mit dichtem Unterholz, ein wahrhaft ideales Jagdrevier, reich an Hoch- und Niederwild aller Art. In der Hardt wurde der letzte Bär 1492 erlegt, der letzte Wolf 1550. Umgeben von Wäldern lag das kurfürstliche Gestüt Bruchhausen mit der Fasanerie, wo auch

Jagdhunde gezüchtet wurden. Der Hardtwald war von zahlreichen Rheinarmen und anderen Wasserläufen sowie von Sümpfen durchzogen, die nicht nur die Vegetation des großen Waldgebietes förderten, sondern auch allerlei Wasservögeln das Leben ermöglichten. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde an diesen Wäldern Raubbau getrieben, wovon sie sich erst allmählich erholten. Hinzu kamen ausgedehnte Rodungen und Trockenlegungen, um mehr Acker- und Wiesenland für die meist aus Kleinbauern bestehende Bevölkerung zu gewinnen. Hatte dies alles schon ein Absinken des Grundwasserspiegels zur Folge, so vollendete die Rheinkorrektur, Ende des 18. Jahrhunderts begonnen, die Entwicklung. Mit dem Wald ging auch der Wildbestand zurück. Man begann später, Kiefern anzupflanzen, wodurch der ursprüngliche Charakter des Hardtwaldes verlo-

Schreibt man über die Fürstenjagd in der Hardt, dann muß man auch die Bauern erwähnen, die im Jagdgebiet ansässig waren, nämlich in Schwetzingen, Plankstadt, Wieblingen, Eppelheim, Oftersheim und in den anderen Hardtdörfern. Dies waren alles arme Orte, deren in dürftigsten Verhältnissen lebende Bewohner neben anderen die drückenden Lasten der Jagdfron jahrhundertelang zu tragen hatten. Die Bauern dieser Dörfer waren zwar keine Leibeigenen, aber sie mußten Fronarbeiten aller Art für den Landesherren verrichten. Ihre Freiheiten waren mit der Einführung des römischen Rechts immer geringer geworden. So rissen die Klagen der geschundenen Landleute über ihre verwüsteten Äcker und ihre vernichteten Ernten nie ab. Bald machte sich das Wild über die Feldfrüchte her, bald waren es die fürstlichen Jagdgesellschaften, die rücksichtslos über die bestellten Felder ritten. Diese Drangsale brachten den Bauern Hans Eysengrein so auf, daß er 1603 den Kurfürsten Friedrich IV. mit gezogenem Messer anfiel, als dieser mit seinem Gefolge wieder über seinen Rübenacker ritt. Im Turme Seltenleer auf dem Heidelberger Schloß wurde dieser Nachzügler des Bauernkrieges in

Ketten gelegt und ist dann "also abgeschafft worden, daß er nicht mehr ans liecht oder zu schein khomen ist."

Die Jagdfron bedeutete einen harten Eingriff in das Leben der ohnedies durch Steuern und Abgaben sowie Brandschatzungen in Kriegszeiten geplagten Bauern. Wie schwer die Dorfbewohner unter den viele Tage des Jahres fordernden Frondiensten zu leiden hatten, dies kann man in den anschaulich geschriebenen Dorfchroniken von Oftersheim und Plankstadt ausführlich nachlesen. Zu hunderten mußten die Bauern alljährlich zur Durchführung der Hofjagden zum Wolfstreiben, zur Hirschfeist, zur Fuchsjagd oder zur Sauhatz - mit ihren Gespannen als Spannfröner samt den "Jagdrequisita" (Tücher, Netzen, Stangen usw. zum Einkreisen des Wildes) zur Stelle sein oder als Handfröner den Jagddienst versehen. Die Handfröner setzte man vor allem als Treiber und "Buschierer", d. h. als Helfer bei allen möglichen Verrichtungen ein, z. B. zum Führen der Hunde, zum Instandhalten der Wildzäune oder zur Wildpfle-

Die Jagdfron muß den Bauern dieser Gegend schon sehr frühzeitig von den Pfalzgrafen auferlegt worden sein. Dies geht daraus hervor, daß der Familienname Treiber, wie Dr. Meinrad Schaab feststellt, "zu der ältesten im Umkreis bekannten Namensschicht" gehört. So wird schon von 1360-1420 in Seckenheim ein Hans Dryber in einer Urkunde erwähnt. Im ältesten kurpfälzischen Einwohnerverzeichnis, dem Schatzungsbuch von 1439 (registrum exaccionis) finden wir mehrfach den Namen Treiber und zwar in Oftersheim, Grenzhof, Wieblingen, Seckenheim, Ilvesheim und wenig später auch in der Ortsakte Lußheim, also ausschließlich in Dörfern am Rande der großen Jagdgebiete. Die Steuerbeamten jener Zeit schrieben den Namen damals Triber, Driber, Trewer oder auch Drewer. Es handelt sich demnach, nach allem, was wir wissen, um einen von der Tätigkeit des Treibers als eines Helfers bei der Jagd herrührenden Familiennamen, der noch heute in diesem Landstrich sehr verbreitet ist.

Nach dem oben Gesagten ist klar, daß nicht alle, die den Namen Treiber tragen, miteinander verwandt sind, es sei denn, man kann dies durch Urkunden belegen. Es ist auch nicht auszuschließen, daß dieser Familienname anderwärts einen anderen Ursprung hat, d. h. aus anderen landschaftlichen und sprachlichen Gegebenheiten zu gleicher Namensbildung führte. Für die Neckarpfälzer Treiber steht die Herkunft ihres Namens somit in geschichtlicher Beziehung zur Landschaft. Im Jahre 1439 trugen noch nicht alle Untertanen des Kurstaates feststehende Eigennamen, d.h. Familiennamen, wie die Steuerverzeichnisse deutlich ausweisen. Aber zunehmend ist ausgangs des 15. Jahrhunderts die Festlegung von Familiennamen mit wachsender Organisation dieses Staatswesens zu erkennen.

Mit dem Ende der Kurpfalz hörten auch die Hofjagden in der Hardt auf. Die Jagdfron, eine sog. "Pläsierfron", die auf dem Leben unserer Vorfahren so drückend gelastet hatte, wurde erst im Großherzogtum Baden im Jahre 1833 abgelöst. Aber die Treiber behielten ihren Namen bis zum heutigen Tag und erinnern damit an die Zeit, als ihre Vorfahren als Jagdfröner für

die Pfalzgrafen und Kurfürsten Dienst tun mußten.

Das Jagdwesen der Kurfürsten Carl Philipp und Carl Theodor trieb in den Prunk- und Parforce-Jagden seine letzten entarteten Blüten. Am wehrlosen, eingefangenen Wild wurde die Machtstellung der Fürsten jener Zeit auf brutale Weise sichtbar. Ein "Lustjagen" nannte man es, wenn hunderte von verängstigten Tieren, auf engstem Raum zusammengetrieben, zum Ergötzen der auf der Tribüne sich drängenden Zuschauer so lange gepeinigt wurde, bis es Serenissimus oder einem Jagdgast gefiel, den Fangschuß abzugeben. Bei den Parforce-Jagden durchschnitt man den von Piqueuren und ihren Hunden aufgespürten Hirschen die Sehnen, bevor man die abgehetzten Tiere mit dem Hirschfänger abstach. Im Schwetzinger Schloß kann man solche grausamen Vergnügungen, die nichts mehr mit ritterlichem Waidwerk zu tun hatten, heute noch im Bilde sehen.

Golo Mann hat in seinem ,,Wallenstein" das treffende Wort gefunden, wenn er sagt:

"Wie lustig man es doch einen Orts treiben kann, während an anderen, garnicht so weit davon, Hunger, Angst und jederlei Elend herrscht."

## Familienkundliche Suchanzeigen

- 1) Johann Michael Spengel, Bürger und Tuchscherer in Mannheim. Sein Sohn Johann Friedrich Spengel heiratete in Mannheim am 11. Januar 1702. Woher stammte der Vater Johann Michael und wer war seine Frau?
- 2) Woher stammte das Ehepaar Ludwig Schmitt, Fischermeister und Eva Katharina Kraft in Neckarsteinach, dem am 22. Febr. 1800 der Sohn Johannes geboren wurde?
- 3) Johann Martin Kräckel (Gröckel), Metzger in Heidelberg. Am 19. März 1702 wurde ihm die Tochter Anna Maria geboren. Wer waren seine Eltern und seine Frau?
- 4) Woher stammte der Wirt auf dem "Haarlaß", Johannes Philipp Haas, der 1736 heiratete? Sein Vater Johannes Georg, soll aus Kahl a. Main stammen; dort nicht zu finden.
- 5) Sybilla Günther heiratete am 7. 7. 1733 in Ladenburg den Claudius Böllinger und starb dort 14. 12. 1763. Soll aus Dossenheim stammen; dort nicht zu finden. Woher stammt sie?
- 6) Die Frau des Schulmeisters Johann Andreas Feigler († Söllingen b. Karlsruhe 14. 6. 1739) hieß Susanna Regina N.; das Ehepaar hat vor 1702 geheiratet. Susanna Regina könnte eine geborene Kirchner gewesen sein. Ort und Tag der Hochzeit gesucht.

Alle Personen evangelisch mit Ausnahme von 4) und 5); diese katholisch.

Antworten werden erbeten an:

Wilh. Spengel

7500 Karlsruhe 41 / Grünwettersbach Wingertgasse 35

## "Oben am Schelcher"

Eine Neuenheimer Wingertsbezeichnung, hinter der sich eine Bluttat verbarg

Otto Jaeger, Heidelberg

Neuenheim, nördlich von Heidelberg gelegen und mit diesem durch drei Brücken über den Neckar eng verbunden, wurde als Gemeinde bereits im Jahre 765 im Lorscher Codex<sup>1</sup>) genannt. Die reiche geschichtliche Vergangenheit dieses Bauern- und Wingerterortes, angefangen von den Siedlungsfunden aus der jüngeren Steinzeit über die 250 Jahre bestehende römische Siedlung, der kurpfälzischen Herrschaft bis hin zur Eingemeindung nach Heidelberg im Jahre 1891 haben in der heimatkundlichen Literatur und insbesondere in der amtlichen Kreisbeschreibung<sup>2</sup>) eine eingehende Würdigung gefunden.

Die in der Dorfgeschichte von Neuenheim<sup>3</sup>) ausgewiesenen Flurnamen sind, da es sich hier nicht um eine spezielle Flurnamensammlung handelt, nicht komplett und bedürfen einer Vervollständigung, an der der Verfasser dieses Artikels arbeitet. Neben den in den Archiven. Grundbüchern, Katasterplänen etc. vorkommenden Namen gilt es auch denen nachzuspüren und sie der Nachwelt zu erhalten, die unter Bauern und Wingertern zur näheren Bezeichnung der einzelnen Liegenschaften üblich waren. Erschwert wird diese Arbeit allerdings dadurch, daß in dem Stadtteil Neuenheim seit der Eingemeindung nach Heidelberg die bäuerliche Wirtschaft zum Erliegen kam durch die Inanspruchnahme eines Großteils der vorhandenen Äcker und Weinberge für Wohnbauten und privater zweckentfremdender Aufkäufe. In den letzten Jahren wurden den noch vorhanden gewesenen bäuerlichen und Gartenbaubetrieben die Existenzgrundlage vollends durch Wegnahme des Geländes für Universitätserweiterungen und Klinikneubauten entzogen.

Ein Rätsel besonderer Art war die Bezeichnung "Schelcher" für einen Weinberg, für die es weder durch die Besitzer, noch die Umgebung oder archivarisch eine Entschlüsselung zu geben schien. Über den Weinberg ist im "Lagerbuch der geistlichen freyen gütter zum Closter Neuburg gehörig, wie solche in anno 1716 vndt 1717 gerichtlich Renovirt vndt befunden wurden" verzeichnet:

"item 7 morgen Weingart im Rödelstein gelegen ziehen oben an den heyligen Berg vndten an gemeinen Weeg, den Schnockenflug, geforcht nacher Handtschuchsheim zu der Pfleg Schoenaw nacher Heydelberg den Müllerweeg genandt. In der Renovation de AO 1609 finden sich bei den 7 morgen Weingart im Rödelstein folgende Worth: Vndt hat das Closter Lorsch den Zehenden in dießem Wingert, von ohndenklichen Jahren hero aber ist solcher weder gefordert noch gegeben worden."4) Ein reiner Zufall brachte dann doch die Aufklärung des Wortes Schelcher und die damit verbundene Überlieferung, daß da oben in dem so bezeichneten Wingert ,, einer umginge und nachts rufe: oh weh, mein armer Vadder". Es handelt sich um eine Bluttat, die der Verfasser des Schriesheimer Zentbuches<sup>5</sup>), der Zentschreiber Johann Friedrich Zauhn in dem Abschnitt "Formula, Centh undt Bluthgericht zue hallten" genau beschrieben hat. 6)

Im März 1687 war der alte Nikolaus Schölcher, ein Wingerter und Tagelöhner aus Neuenheim, zusammen mit seinem Sohn Friedrich damit beschäftigt, den Boden des genannten Weinberges "umzurühren", d. h. mit der "Rührhaue", einer schweren Hacke, zu lockern. Im Verlauf

der Arbeit gerieten sie am Nachmittag in einen derart hitzigen Streit, daß der Sohn Friedrich seinen Vater mit der Hacke schlug und ihm unter anderen eine schwere, blutende Wunde am linken Bein beibrachte. Friedrich Schölcher floh in den angrenzenden Heiligenbergwald, während in der Nähe arbeitende Wingerter den schwerverletzten Nikolaus nach Neuenheim in seine Behausung brachten, wo er nach einigen Stunden verstarb. Am andern Tag wurde er auf dem reformierten Neuenheimer Friedhof durch Rektor Romberg von dem Stift Heiliggeist in Heidelberg beigesetzt. Wenig später wurde Friedrich Schölcher in der Nähe der Ruine des Michaelsklosters gefangen, nach Handschuhsheim gebracht und vom Centhgebüttel mit bewaffneten Neuenheimer Bürgern als Bewachung nach dem Sitz der Zent in Schriesheim gebracht. Im Turm über dem Dossenheimer Tor wurde er als schwerer "Maleficant" mit Hand und Fuß an die Wand gefesselt und scharf bewacht. Alsbald wurde auf dem Rathaus in Schriesheim durch den Centhgrafen in Anwesenheit des Centhschreibers, der Centhschöffen, dem Ankläger des kurfürstlichen Hofgerichts und eines öffentlichen kurfürstlichen Verteidigers die Untersuchung des Falles aufgenommen. Da der Angeklagte nach Androhung der Folter geständig war, konnte das Blutgericht der Centh bereits auf den 17. Juni 1687 vor das Rathaus in Schriesheim zur Urteilsverkündung einberufen werden. Das Gericht erkannte nach angehörter Klage "Rede undt Widerrede" und dem Geständnis des Angeklagten zu Recht, daß dieser

",der Churpfaltz Landrechten und malefiz ordnung gemees dem Nachrichter an die Handt gestellet, von demselben gebunden, an die gewöhnliche Wahl- und richtstatt geführt, undt
nachdeme Ihme daselbsten die linke Handt mit
deren Er die böße That verrichtet, abgehawen,
folgends mit dem Schwerdt vom Leben zum
Todt gerichtet, alsdann der Cörper auf das Radt
geflochten undt das Haubt, sambt der abgehawenen Handt oben darüber an einem pfahl
aufgerichtet werden solle, Ihme zue einer wohl-

verdiensten Straff, andern aber zue einem abschäwlichen exempel."<sup>7</sup>)

Dieses Urteil wurde am gleichen Tag noch mit einem Boten nach Heidelberg gebracht um dem Kurfürsten Philipp Wilhelm zur "gnädigsten approbation undt ratification" vorgelegt zu werden.<sup>8</sup>)

"Unßeren gnädigsten gruß Zuvor, Edlen, auch Ehrsammen, liebe getrewen" beginnt das Antwortschreiben des Kurfürsten vom 28. August 1687 "an den Centhgraf undt sambtlichen Centhschöpfen der Schriesheimer Centh" in welchem er mitteilt, daß er "ermelltes Urtheil aus Bewegenden ursachen dahin gnädigst gemildert, daß der Delinquent mit dem Schwerth vom Leben zum Todt hingerichtet werden solle. Es ist Unser gnädigster Befelch, daß Ihr solches gebührendt exequiren undt welcher gestallten Ihr es Vollzogen, wiederumb berichten sollet. Undt Wir seindt Euch mit gnaden gewogen."9)

Am "6ten Septembris ao. 1687 ist das Urtheil publiciret worden", daß die Hinrichtung am gleichen Tag auf einem Acker vor dem "Leuthershaußener thor" stattgefunden habe.<sup>10</sup>)

Der Bürger und Müller Hanns Graff von Schriesheim hatte als Erbbeständer der Schriesheimer ,, Kellerey undt anderer Churpfaltz gütter" den Richtstuhl, die Werkzeuge und den Sarg auf den Richtplatz zu befördern. "Nach deme der Delinquent mit dem Schwerth gerichtet worden hat Hanns Graff die todtenladen mit dem Cörper darinnen, welcher zwei frembde bettelmänner darain gelegt, nacher Hendtschuchsheim auf den Kirchhoff gefahren, weil der Friedrich Schölcher Vor seinem endt sich zue der Römischen Catholischen Religion bekennet hat. Die zwei frembde Bettelmänner haben ihn droben begraben, davor sie 3 Rthler zue lohn gehabt undt 10 Creützer daneben verzehret, so die Centh bezahlen muß." 11)

#### Anmerkungen

1) Codex laureshamensis, herausgegeben von Karl Glöckner, Darmstadt (1929–1936) Urkunde 274

- 2) Die Stadt- u. Landkreise Heidelberg u. Mannheim, Amtl. Kreisbeschreibg. Bd. I u. II, Herausg. Staatl. Archivverwaltg. Baden-Württemberg 1966 Bd. II S. 129 ff.
- 3) Neuenheim, Vergangenheit einer Pfälzer Dorfgemeinde in Verbindung mit der Geschichte der Heimat von Heinrich Schmith, 1928
- 4) "Leibgeding, erb, undt temporal beständt so zum stifft Neuburg gehörig, nach der renovation de annis 1716 undt 1717. Pro commodiore usu p. procuratoris collegij societatis Jesu Heidelbergae anno 1723."

Orig. Benediktiner Abtei Neuburg (gegr. 1130) und Sillib, Stift Neuburg bei Heidelberg, seine Geschichte und Urkunden, 1903. Rödelstein = Fl. N. von Rötel (rote Kreide, Rotstein, feinerdiger, abfärbender roter Toneisenstein)

5) GLA Berain 66/7761, Seiten 257-286. Nach der Pfalzzerstörung von 1689 und 1693 wurde in diesem, ursprünglich über 1500 heute noch 1462 Seiten, umfassenden Folioband eine genaue Beschreibung der Schriesheimer Zent und ihrer Ortschaften, sowie Verwaltungs- und Rechtsverhältnisse niedergelegt. Hermann Brunn, ,,1200 Jahre Schriesheim" S. 119 ff. 1964. Karl Kollnig in "Die Weistümer der Zent Schriesheim" 1968 Bad. Weistümer und Dorfordnungen 2. Band S. XVIII.

6) Johann Friedrich Zauhn von 1682-1696 Zentgraf und Zentgerichtsschreiber in Schriesheim, zugleich auch Gerichtsschreiber in Neuenheim, Feudenheim, Käfertal und Wallstadt † 16. 3. 1697 in Schriesheim.

- 7) GLA Berain 66/7761 Zentbuch S. 263 ,,Der genaue Modell eines Urtheils über einen Maleficanten." 8) wie vor S. 264 "Bericht hierauf an Churfürst Philipp Wilhelm"
- 9) wie vor S. 266 "Hierauf ist gedachtes Urtheil folgender gestallten publiciret worden."

  10) wie vor S. 270 ,,Hochgericht undt darzue gehö-
- rige Instrumente betr."

11) wie vor S. 271.

#### Nächt'ge Dämmerung

Wenn der Abend neiget nieder sträubt der Nachtmahr sein Gefieder über Wald und Feld Über Augen und Gemüte Nebelwolken schleiern bleiern trübe über aller Welt. Nur im Drinnen noch das Fünklein aus dem ew'gen Sein Bleibt im Glüben Wie das Blühen heimlich unter Erd und Stein.

G. A. Rapp

## Klug oder töricht, das ist hier die Frage

(Frei nach Hamlet)

Das Hölderlin-Gymnasium in Heidelberg konnte im Oktober des vergangenen Jahres seinen 100. Geburtstag feiern. Der Landesverein "Badische Heimat" gratuliert zu diesem denkwürdigen Ehrentag sehr herzlich und hofft, mit dem folgenden Beitrag, "Klug oder töricht, das ist hier die Frage", sowohl den jetzigen als auch den ehemaligen Schülerinnen und Schülern eine Freude machen zu können.

Eine ehemalige Primanerin schildert im folgenden Bericht, wie im Jahre 1927 der fünfzigste Geburtstag der Hölderlin-Schule gefeiert wurde. Das damals aus diesem Anlaß aufgeführte Mysterienspiel war auf eigentümliche Weise mit der Lebensgeschichte der damaligen Primanerin verknüpft, was verständlich macht, daß sie nicht mit Namen genannt werden möchte. Jedenfalls aber sei ihr für den wertvollen Beitrag sehr herzlich gedankt.

Ernst Bozenhardt, Schriftleiter

Welches Mädchen würde heutzutage nicht jenes Mysterienspiel der klugen und törichten Jungfrauen belächeln, das 1927 Unterprimanerinnen der Hölderlinschule anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums in der Stadthalle aufführten? – Damals lächelte niemand.

Auch im Publikum nicht. Den dramatischen Höhepunkt bildete der bacchantische Tanz der Törichten. In roten Gewändern ihre brennenden Lampen schwingend, wirbelten sie über die Bühne, bis sich plötzlich das Himmelstor auftat und der Sendbote Gottes aus ferner Sternenhöhe herabschritt.

Von Reue ergriffen flehten die Törichten um Erbarmen. Vergeblich. Die Wehklagenden mußten zusehen wie der Chor der Klugen auf dem Weg zum geöffneten Paradies ihnen den Rücken zukehrte, während über den Häuptern der Begnadeten die Lichterkrone ihrer aufleuchtenden Lampen schwebte, die sie, in blauen Gewändern aufwärtsschreitend, mit ineinander verschränkten Armen emportrugen. Feierliche Musik begleitete ihr fernes Entschwinden. Dann schloß sich die Pforte wieder. Es wurde dunkel. Nach einem letzten verzweifelten Aufschrei der Törichten schienen ihren

kraftlosen Händen die ausgebrannten Lampen zu entgleiten und man sah ihre stummen Klagegebärden im gedämpften Purpurrot ihrer Gewänder verglühen.

Es lag etwas von der Wehmut sterbender Tulpen darin, wenn sich ihre flammendroten Blüten erstmals wie mit einem stummen Freudenschrei dem Himmel öffnen, bevor ihre auseinandergefalteten Blätter in jener unaufhaltsamen Hingabe an die Vergänglichkeit alles Schönen lautlos zu Boden fallen.

In dem Mysterienspiel vollzog sich dieses sinnbildlich ausgedeutete Naturgesetz als vorzeitige Folge der übermütigen Ungeduld, mit welcher die ihr jugendliches Feuer versprühenden Tänzerinnen das Schicksal herausforderten:

"Entfesselt seien Fluten hellen Lichts Wir opfern uns, sind alles erst, dann nichts"

Der ausgelassene Freudentanz, mit dem sich die ihrem Lebensdurst Verfallenen dem Nichtsein entgegenwarfen, ihre plötzliche Reue am Rande des Abgrunds, die Trauer und Verzweiflung um den erloschenen Sinn ihres Daseins, wirkte in dieser tragisch ausklingenden Szenenfolge bestürzend! Es herrschte Totenstille. Niemand in



Prof. Dr. Eugen Ehrmann (1867–1946), Initiator des Mysterienspiels. Auch als genialer Pädagoge in der Hölderlinschule sehr beliebt und verehrt

dem vollbesetzten Saal wagte zu klatschen. Erst als sich der Vorhang gesenkt hatte, brachen spontane Beifallsstürme los.

Initiator des Festspiels war "Nathan der Weise", wie die Primanerinnen ihren menschenkundigen Deutschlehrer Dr. Eugen Ehrmann zu nennen pflegten. Er erklärte ihnen die uralte Lebensweisheit des biblischen Gleichnisses: Ein Mädchen, das seine Jugendkraft leichtsinnig vergeude, am Ende vielleicht sogar pfennigweise, könne nicht zur Entfaltung bringen, was ihm von Natur gegeben sei. Es gleiche einem jungen Baum, der keine Früchte tragen könne, weil er vorzeitig Blüten treibe, denn jede Entwicklung verlaufe nach einem angeborenen

Rhythmus, dessen Zeitsignale man nicht ungestraft überhören könne, sondern geduldig abwarten müsse.

Aus der Ehrfurcht alter Kulturvölker vor diesem ungeschriebenen Gesetz erläuterte Professor Ehrmann seinen Schülerinnen auch die Entstehung des berühmten Mysterienspiels: Als es in der Blütezeit des staufischen Rittertums und Minnedienstes in Kirchen und Burgen zur Aufführung kam, soll die Klage der Törichten den Landgrafen von Thüringen so tief erschüttert haben, daß er, vom Schlag getroffen, zu Boden gesunken sei.

Für das Jubiläum der Hölderlinschule wurde eine neuzeitliche Wiedergabe des Spiels von O. Bruder aus den Münchner Kreisen der deutschen Jugendbewegung gewählt.

Einer der Unterprimanerinnen, die im Chor der Klugen durch das Himmelstor schritten, war die Aufgabe zuteil geworden, für das Spiel eine dramatisch gestaltete Folge von zwölf Szenenbildern zu entwerfen und den Reigen der Törichten einzustudieren. Da ihre eigene Lebensgeschichte auf seltsame Weise mit dem tieferen Sinn des zugrunde liegenden Gleichnisses verflochten war, konnte sie darin gestalten, was sie selbst im Innersten bewegte:

In ihre frühe, ungewöhnlich glückliche Kindheit strahlte noch der letzte Glanz des deutschen Kaiserreichs, ehe am Ende des Ersten Weltkriegs die Throne stürzten. Wie eine der vielen hart getroffenen Kriegswaisen mußte sie - in den Wirren des allgemeinen Zusammenbruchs geordneter Lebensverhältnisse - die einst so schöne Geborgenheit ihres Elternhauses entbehren. Ohne angesichts des damaligen Großstadtelends der Kunststadt München in einer fremden Umgebung heimisch werden zu können, begann sie der trostlosen Atmosphäre des Verfalls und der Not durch Malen, Theaterspielen, Musizieren und Tanzen zu entrinnen. Das ging von Jahr zu Jahr so weiter. Der Auftrieb, den sie dadurch im Glauben an ihre eigene Zukunft gewann, ließ ihr die Schule immer nebensächlicher erscheinen. Eines Tages, in ihrem dreizehnten Lebensjahr, drohte sie: "Wenn ich

Aufführung des Mysterienspiels in der Stadthalle 1927 anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Heidelberger Hölderlinschule

Die Klugen Die Törichten



Als "Kluge" die "Törichten" dirigierend:

"Entfesselt seien Fluten hellen Lichts, Wir opfern uns, sind alles erst, dann nichts"

#### Zwei der zwölf Entwürfe



Reigenbeginn



Schluß-Szene

nicht Tänzerin werden darf, springe ich in die Isar!" Damit hatte sie sich den ersehnten Weg zur Bühne gebahnt, der ihr zugleich ein von jeglichem Schulzwang befreites Leben auf dem Lande vergönnte. Auf Jahre hinaus fühlte sie sich dort in der stillen Natur dem hektischen Zeitgeschehen entrückt. Auch auf der Bühne, wenn sie auf Tanzreisen war, blieb ihre arkadische Traumwelt von der Außenwelt abgeschirmt.

Eine Wende trat erst in ihrem Leben ein, als sie bei ihrer Patin in Capri zu Gast weilte, deren hoch über dem Meer gelegene Villa inwendig mit zauberhaften Malereien javanischer und balinesischer Tänzerinnen ausgeschmückt war. Beim Anblick der paradiesischen Schönheit und Farbenpracht, die sich dem sechzehnjährigen Mädchen in diesen Gemälden auftat, bedauerte es immer wieder, dort nicht geboren zu sein. Ihre Patin, die Malerin, hatte sich jahrelang von dem Liebreiz dieser tropischen Märchen-Inseln nicht trennen können. Immer wieder erzählte sie von der Eigenart ihrer Bewohner: "Ihre Tempeltänze gleichen getanzten Gebeten, mit denen sie die göttlichen Segensmächte beschwören und Unheil stiftende Dämonen abwehren. Aber nach einer uralten religiösen Vorschrift dürfen die jugendlichen Tänzerinnen nur bis zu ihrem sechzehnten Lebensjahr auftreten, weil dann die Frau in ihnen zu reifen beginnt. Ihr erwachtes Bewußtsein gleicht dann einem Spiegel, in dem sie ihre Grazie und Schönheit erblicken. Die Unschuld des Tanzes geht dadurch unwillkürlich verloren und damit auch sein innerer Einklang mit der Schöpfung, in dem nur Kinder und Tiere leben." - Je mehr das Mädchen über den Sinn dieser rituellen Vorschrift nachdachte, wenn sie in Capri zwischen Weinbergen und Olivenhainen auf den dort immer noch lebendig gebliebenen Spuren antiker Kulturen wandelte, desto stärker regte sich in ihr der Wunsch, Versäumtes nachzuholen. Gelegenheit dazu bot ihr in Heidelberg ihr Großvater, ein vielgereister Altertumsforscher mit weitem Weltblick. Er riet ihr, noch einmal die Schule zu besuchen. So kam es, daß sie eines

Tages in der Unterprima des Hölderlingymnasiums saß, allerdings zum Entsetzen einer mit ihr befreundeten russischen Tänzerin, die sie unter heftigen Vorwürfen von ihrer "spießbürgerlichen Kapitulation vor den deutschen Bildungsphilistern" abzubringen versuchte, indem sie ihr von Hamburg aus ein telegraphisches Angebot vermittelte, in einer Tanzgruppe der Hamburger Kammerspiele mitzuwirken. Ihrem Lehrer entging es nicht, daß es der Unterprimanerin nach ihrer nur mühsam erreichten Rückkehr zur Schulbank schwer fiel, der unerwarteten Verlockung zu widerstehen. Um sie im Durchhalten zu bestärken, verwies er sie auf das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen. Zugleich bot er ihr durch das von ihm geplante Mysterienspiel eine sehr verlokkende künstlerische Aufgabe. Sie übernahm sie begeistert. Ihre Entwürfe für die Bühnenbilder kamen ihr wie im Traum, auch der Tanz der Törichten. Musiklehrer Müller komponierte die Musik dazu. Die Regie führte Professor Ehrmann, unterstützt von Helene Michaeli, die sich vortrefflich auf die fließenden Übergänge der dramatischen Handlung von einem Bühnenbild zum anderen verstand.

Die Festaufführung in der Stadthalle wurde zu einem Ereignis. Um Wiederholungen im Stadttheater wurde gebeten. Anfragen aus allen Richtungen kamen, eine sogar aus Nürnberg. Aber Professor Ehrmann lehnte grundsätzlich ab. Das Mysterienspiel sollte nicht Routine werden, sondern seinen Schülerinnen ein einmaliges Erlebnis bleiben.

Ein Jahr später war aus der Unterprimanerin eine Studentin der Kunstgeschichte geworden. Gleich zu Anfang ihres Studiums mußte sie sich wieder mit den klugen und törichten Jungfrauen befassen, während die Heidelberger Wälder ringsum ihre Kronen schüttelten und die Vögel zwitscherten, als ob sie sich lustig machen wollten: "So was hat es bei uns nie gegeben, klug oder töricht. Wir leben!" Bald darauf stand die Studentin an der Paradiesespforte des Magdeburger Domes. Schwere Glockenschläge hallten über den verschneiten Domplatz, wäh-



Schluß-Szene des Heidelberger Mysterienspiels aus dem Jahre 1927

rend ein eisiger Wind den Schnee in die heulenden Gesichter der Törichten fegte. Kein Bildhauer in der abendländischen Geschichte der Kunst hatte jemals einen so herzzerreißenden Ausdruck des Heulens in Stein gemeißelt darzustellen vermocht.

Ihnen gegenüber lächelten die Klugen so erwartungsvoll, als hörten sie hinter der Paradiesespforte schon die glückverheißenden Schritte ihres himmlischen Bräutigams, der sie zum Tanz auf den Gefilden der Seligen führe. Im Unterschied zu der vornehmen Zurückhaltung der ernsten "Klugen" des Straßburger Münsters und des jungfräulichen Stolzes der griechischen Weisheitsgöttin Athene, den die Heidelberger Primanerinnen zur Schau trugen, lächelten die Magdeburger kindlich frohlockend und die junge Studentin wünschte sich damals, sie hätte sich ihren Kinderglauben an ihr künftiges Le-

bensglück auch so unbeirrt bewahren können. Plötzlich ertönten hinter der Paradiesvorhalle aus dem Innern des Domes schwere Schritte, begleitet von Schlüsselgerassel und heraustrat, wie vom Hades ausgespieen, ein mürrisch umherblickender, grauhaariger Pförtner: "Raus da", befahl er mit rauher Stimme, "hier haben Kinder nichts zu suchen!" - "Sie irren sich! Ich bin eine Studentin aus Heidelberg und brauche eine Leiter, um an den Statuen Vermessungen vorzunehmen!" - ,, Was? Das fehlte noch! Mit einer Leiter zu den Jungfrauen hochsteigen? Was fällt Ihnen ein? Seit sieben Jahrhunderten hat wohl noch kein Mensch einen so verrückten Einfall gehabt! Steigen Sie zum Mond hinauf, wenn Sie wollen, aber hier kommen Sie nicht hinauf! Da bin immer noch ich Herr im Hause!"

Die aus dem Magdeburger "Paradies" Vertrie-

bene fragte sich draußen, ob sie über diese sonderbare Begegnung mit dem "Bräutigam" der Jungfrauen weinen oder lachen sollte. In ihrem Hotel am Domplatz, einem christlichen Hospiz, fand sie bei der energischen Herbergsmutter, einer schon ergrauten, stattlichen "Klugen" verständnisvolle Hilfsbereitschaft: "Merken Sie sich, mein Kind, was ich in meinem Leben erfahren habe. Männer, die immer gleich losbrüllen, geben sich oft stärker als sie sind. Dem werden wir sogleich mit meiner alten Feuerwehrleiter zu Leibe rücken!" - Bei diesen Worten schien sie das Format einer nordischen Walküre anzunehmen, deren stahlblaue Augen siegesgewiß blitzten, als sie drohend hinzufügte: "Der soll nur wagen, mir, der Tochter des verstorbenen Magdeburger Dompastors, den Eintritt in die Paradiesvorhalle der Jungfrauen zu verwehren! Da kann er was erleben!" - Sie warf sich einen weiten schwarzen Mantel um. holte die Leiter und befahl: "So, jetzt gehen Sie wie ein Page vom Heidelberger Schloß voran und ich folge!" - Dann trug sie, ohne die verdutzten Blicke der Vorübergehenden zu beachten - Schlag zwölf Uhr - wie eine stolze Stauferfürstin mit dem Mädchen die große Leiter über den Domplatz. Ihre strafenden Blicke ließen den von ihr herausgeklingelten Kirchendiener verstummen. Er bot sich sogar höflich an, die Leiter zu dem Statuenportal der Jungfrauen zu tragen. Doch die zur Selbsthilfe gegriffene Pastorstochter lehnte kühl ab: "Wir brauchen Ihre Hilfe nicht mehr. Schließen Sie der jungen Dame aus Heidelberg nur schleunigst die Paradiesvorhalle auf, damit sie ihre Vermessungen vornehmen kann!" Er gehorchte bereitwillig

und dann verlief alles reibungslos. Bald darauf erschien im Jahrbuch der Kunstwissenschaft 1930 als Erstlingsarbeit der einstigen Tänzerin eine Abhandlung über die "Klugen und törichten Jungfrauen des Magdeburger Domes."
"Klug oder töricht" blieb aber danach für sie, wie Hamlets Frage nach dem Sein oder Nichtsein, noch lange ungelöst im Raum stehen. Auch die mythische Urmutter der Jungfrauen, die Himmelskönigin auf der Mondsichel, ihre spätere Doktorarbeit, lüftete nicht den Schleier über dem Geheimnis. Nur der erste Astronaut stellte am 21. Juli 1969 fest, als er sich in die goldene Himmelsschaukel schwang: "Der Mond sieht aus wie ein großer runder Käse."

Aber es fragt sich, ob er damit den Schleier gelüftet hat, denn das einstige Mädchen fühlt sich mit den Gestirnen durch die alten Mythen immer noch vertrauter als die Raumfahrer mit ihren modernen Meßgeräten. Nach wie vor findet sie vielmehr alles, was seit Jahrtausenden die Menschen beim Anblick der Gestirne im Innersten bewegt hat, bei den Dichtern, aus deren uralter Zwiesprache mit den Mysterien auch Hölderlins Hymnen entstanden. Nur die auf weichen Gefilden der Seligen wandelnden Götter Griechenlands sah er der Macht des Schicksals enthoben, iener rätselhaften Macht, die den Menschen in Freude und Leid erst zum Bewußtsein bringt, daß sie eine Seele haben, in der sich immer wieder die Flügel der Sehnsucht nach einer befreienden Harmonie mit der Schöpfung regen:

"Das Leben suchst du, suchst, und es quillt und glänzt

Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir . . . "

## Neckarsteinachs romantisches Tal

Lili Fehrle-Burger, Heidelberg

Die ursprüngliche Naturschönheit des heutzutage teilweise schon zersiedelten Steinachtals ist durch eine farbige Skizze von Charles de Graimberg mit der Unterschrift überliefert: "Ansicht des Tales von Neckarsteinach bei Heidelberg, auf dem Wege von Schönau her gezeichnet. – Den Herrn Akademikern an der Universität Heidelberg gewidmet von Carl von Graimberg." Das anmutige Bild wurde von seinen Freunden T. A. Leger und Lemaitre zum Zweck der Vervielfältigung in die landschaftliche Perspektive übersetzt und gestochen.

Es entstand im Sommer 1815, als in Heidelberg vor dem letzten Befreiungskampf von der napoleonischen Gewaltherrschaft das weltgeschichtliche Völkertreffen stattfand. Als prominente
Gäste in der Gemäldesammlung der Brüder
Boisserée mochten dabei Monarchen und Generäle mit den goldblitzenden Orden auf ihren
Gala-Uniformen in einen seltsamen Gegensatz
zu der weltentrückten Stille mittelalterlicher
Andachtsbilder geraten sein. Angesichts jenes
unvermeidlichen Schaugepränges militärischer
Machtentfaltung neigten damals Maler und
Dichter dazu, wie Brentano, "auf der Suche
nach dem verlorenen Paradies in sich hinabzusteigen". Graf von Graimberg, der feinsinnige
französische Flüchtling, dem Heidelberg die



kunstgerechte Erhaltung des Schlosses verdankt, entdeckte in jenen Sommertagen seine Paradiese auf seinen Wanderungen durch den Odenwald mit Zeichenstift und Pinsel, darunter eine seiner entzückendsten Landschaftsidyllen – das Steinachtal, zur gleichen Zeit, als Goethe während seines letzten Aufenthalts in Heidelberg in der persischen Traumwelt seines westöstlichen Divan sich der säbelklirrenden Wirklichkeit enthoben fühlte.

Graf von Graimberg wählte die charakteristische Ansicht des Steinachtals, wenn sich auf dem Weg von Schönau her auf dem Westufer die bewaldete Felswand des Vierburgenbergs in das Blickfeld schiebt, jene, mit dem ritterlichen Namen der Landschads verbundene Landscheide zwischen Steinach und Neckar. Sie wird in der Ferne von dem zugleich auf dem jenseitigen Ufer des Neckars auftauchenden Dilsberg überragt.

Im Mittelpunkt der zierlichen Komposition wirkt der talauswärts fließenden Bewegung der Steinach die Ruhe der Herdentiere entgegen, die zu Füßen ihres Hirten lagern, dessen violetter Mantel der arkadischen Stimmung einen malerischen Reiz verleiht.

Violett leuchtet auch über den Bäumen des Bergwaldes, der den Fluß beschattet, die lichtdurchflutete Burgruine des Harfensängers Bligger von Steinach in den Himmel hinein.

Dort oben musizierte einst jener weltkundige, tiefsinnige Hofdichter der Stauferkaiser in der Märchenpracht seines goldenen Zierrats und der orientalischen Wandbehänge und Teppiche seines Rittersaales, umgeben von einer begeistert lauschenden Schar von Freunden, zu denen auch Gottfried von Straßburg und Rudolf von Ems gehörten. Sie rühmten vor allem sein leider später verlorengegangenes Epos, den "Umhang", worin Bligger die Liebesgeschichte eines sagenhaften Königs besungen hat. Dabei stand ihm die weithin glänzende Mauerkrone des Dilsberges vor Augen, dem die Natur einen blühenden Mantel aus Wiesen und Kornfeldern gewoben hat. In Bliggers hoher Auffassung von

Anmut und Würde des Menschen soll auch seine 1193 erfolgte Begegnung mit dem edelmütigen, weisen Saladin in Jerusalem nachgewirkt haben.

Unter den 1653 ausgestorbenen Nachkommen jenes vielgepriesenen Minnesängers von Nekkarsteinach trat der mit Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen befreundete Hans von Landschad als eine der charaktervollsten Gestalten der deutschen Reformation hervor. In der Geschichte der Kurpfalz hat sich von ihm das erste schriftliche Bekenntnis zu Martin Luther erhalten. Der pfälzische Kurfürst Ludwig V. mußte sich von ihm die verblüffend mutige, aber zugleich vergebliche Ermahnung gefallen lassen, nach dem Reichstag von Worms seiner Überzeugung treu zu bleiben und mit den offenbar ebenfalls tief beeindruckten Gefolgsleuten seines Hofes nicht wieder "umzufallen".

Mit ihrer unbestechlichen Charakterfestigkeit vereinten noch die späteren Ritter von Landschad einen ausgeprägten Sinn für Poesie, so auch der anmutige junge Bligger von Steinach, der 1612 den Heidelberger Kurprinzen zu seiner Braut nach London begleitete, der englischen Königstochter Elisabeth Stuart. Ihn sah man im Februar 1613 im glänzenden Hochzeitsgefolge des Brautpaares schreiten. An einem festlichen Sommerabend des gleichen Jahres, als man in Heidelberg die Ankunft der Königstochter mit einer erstmaligen Schloßbeleuchtung feierte, trat er auf einer Neckarbühne in einer Schar von zwölf griechischen Rittern in silberner Rüstung auf, um in einer opernartig aufgeführten Barockpantomime unter Posaunenklängen und dem Feuerregen von Raketen die "schöne Helena" aus einer schwimmenden Trojaburg zu befreien.

Aber bei aller Vorliebe für glanzvolle Feste, Theater, Poesie und Kunst empfanden die aufrechten Ritter von Landschad den von Wäldern umrauschten Stammsitz ihres berühmtesten Ahnherrn in Neckarsteinach als ihre stille Heimat, der sie immer treu blieben.

## Chronist mit Zeichenstift und Feder

Zum Wirken Ludwig Scharfs im Frankenland

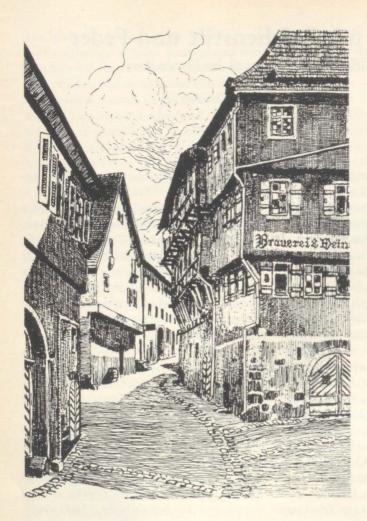
Peter Assion, Freiburg/Walldürn

Der hintere Odenwald, das Bauland, der Taubergrund und das Gäu bilden zusammen das badische Frankenland, das jedoch erst seit 1806 "badisch" und seit wenig mehr als hundert Jahren "gut badisch" ist. Die alten Oberzentren waren Mainz und Würzburg, auch Heidelberg und Wertheim gewesen: mit der neuen Hauptstadt Karlsruhe freundete man sich erst allmählich an, was auch umgekehrt galt und mit dem bösen Wort vom "badischen Sibirien" zu belegen ist, mit dem in den städtischen Amtsstuben eine Gegend bezeichnet wurde, in die man nur äußerst ungern versetzt werden wollte. Dazu paßt, daß das Frankenland auch recht lange auf seine künstlerische Entdeckung warten mußte. Während der Schwarzwald schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts seine Zeichner und Maler gefunden hatte und während auch die Reize des Neckartales und des vorderen Odenwaldes von den Heidelberger und Darmstädter Künstlern der Romantik entdeckt waren, lebte das Land zwischen Neckarknie und Tauber unbekannt und unberühmt für sich: als stilles, auch rückständiges Land, dessen Zeit erst noch kommen sollte (daran war man gewöhnt, und man beließ es dabei).

Erst einer Art "zweiter Romantik" war die künstlerische Entdeckung des Frankenlandes vorbehalten: sich ankündigend in der Stadtund Atelierflucht jener Karlsruher Maler, die von 1906 bis zum Ersten Weltkrieg das Odenwalddörfchen Hollerbach zu ihrem "Worpswede" machten¹) und den Mudauer Lehrerssohn Arthur Grimm zu den ihren zählten, einen Künstler, der dann eigene Wege ging, aber auch später noch bevorzugt im Odenwald seine schwermütigen Landschaftsbilder gemalt hat.

Als typische Nachkriegsromantiker aber verklärten daneben Emil Baader (bis 1934 Lehrer in Bretzingen bzw. Buchen) und der durch Baader gewonnene Hermann Eris Busse<sup>2</sup>) das Frankenland zum "Madonnenland": literarisch zwar, aber mit Breitenwirkung und auch die bildende Kunst beeinflussend. Dazu war nun die Zeit in der Tat "reif", und seit den 1920er Jahren schwoll nicht nur die Literatur über das Frankenland und seine altertümlichen Reize an: auch Maler und Zeichner - z. T. von weither durchstreiften das "Bauernland" um Tauber und Main mit den altfränkischen Fachwerkstädtchen und malerischen Burgruinen und hinterließen bemerkenswerte Zeugnisse ihres Fleißes, so daß heutige Suche nach älteren Bilddokumenten dieser Gegend sich hauptsächlich von einer Zeit belohnt sieht, in der selbst ein Wissenschaftler wie Max Walter zum Zeichenstift gegriffen hat und in seinen Büchern neben den Skizzen volkskundlicher Objekte Ortsansichten und Landschaftsbilder überlieferte<sup>3</sup>).

Diese Bilderfülle ist systematisch noch nicht erfaßt, geschweige kunstgeschichtlicher Betrachtung unterzogen worden. Mit der auch im Frankenland fortschreitenden Veränderung des alten Orts- und Landschaftsbildes tritt jedoch immer deutlicher zumindest ihr dokumentarischer Wert ins öffentliche Bewußtsein, und diesem Umstand verdankt als Mann jener Zeit auch ein bedeutender Zeichner seine Wiederentdekkung: Ludwig Scharf. Dem Kenner lokalgeschichtlicher Literatur war er wohl vor allem als Illustrator der kleinen Stadtgeschichte "Mosbach im Elz- und Neckartal" von 1927 geläufig, und manchem Besucher des Heimat- und Wall-

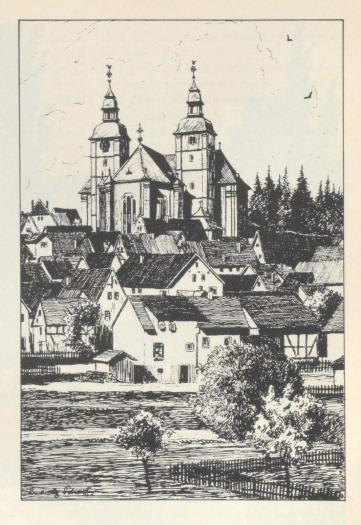


Blick in die Mosbacher Schwanengasse, festgehalten von Ludwig Scharf für den Mosbacher Stadtführer 1927. Die Fachwerkhäuser rechts fielen inzwischen einem Brand zum Opfer

fahrtsmuseums Walldürn fiel vielleicht seine hier im Original vorhandene Serie mit Walldürner Altstadtmotiven auf: sorgfältig ausgeführte Federzeichnungen von ansprechender Gesamtwirkung, wie sie auch jener Mosbacher Publikation ihr bibliophiles Gepräge geben. Wer Scharf aber war, wo er lebte und arbeitete, was er sonst noch schuf, das galt als unbekannt. Im gedruckten Walldürner Museumskatalog von 1965 heißt es über ihn nur vage: "um 1930 Maler in Bödigheim"<sup>4</sup>). Daß es richtigerweise "Wölchingen" hätte heißen müssen, wurde erst im Anschluß an eine kleine Mosbacher Ausstel-

lung bekannt, die auf Initiative von Rektor Werner Haas 1976 zustande kam und dem Thema "Der Mosbacher Marktplatz im Bild" gewidmet war. Bei dieser Ausstellung waren auch Scharf-Bilder vertreten. Sie weckten neu die Erinnerung an einen der besten und produktivsten Zeichner des Frankenlandes und bewirkten, seinen Spuren gezielt nachzugehen<sup>5</sup>), so daß nun genauere biographische Nachrichten und eine erste Würdigung vorgelegt werden können.

Friedrich Ludwig Scharf war kein gebürtiger Franke, sondern teilte mit den meisten FranDie Altstadt von Walldürn mit der berühmten Wallfahrtsbasilika "Zum Heiligen Blut", die 1978 das 250. Jubiläum ihrer Konsekration feierlich begehen wird. Original-Zeichnung um 1927 von Ludwig Scharf, Heimatmuseum Walldürn (26 × 18 cm)



kenland-Freunden seiner Zeit das Merkmal auswärtiger Herkunft. Er war am 29. Februar 1884 in Münster in Westfalen zur Welt gekommen, als Sohn des Kammermusikers und Musiklehrers Friedrich Christian Scharf, und vom Vater hatte Ludwig Scharf offenbar seine künstlerischen Talente geerbt, seine Musikalität – er ist auch noch als hervorragender Sänger in Erinnerung – und jenen musischen Sinn, der sich dann allerdings zeichnerisch weiter entfalten sollte. Als bürgerliche Laufbahn schien diejenige eines Architekten für ihn passend, und nach der üblichen Schulzeit kam Ludwig Scharf

in seiner Heimatstadt in die Lehre, um das technische Zeichnen zu erlernen. Er blieb aber nicht bei diesem Metier, sondern suchte – wie auch später immer wieder – das freiere Leben, indem er den "bunten Rock" anzog, d. h. Berufssoldat wurde. Er trat beim 14. Mecklenburgischen Jägerbataillon (Gardetruppenteil) ein und blieb durch die guten und die schlechten Jahre hindurch notgedrungen Soldat bis zum Ende des Ersten Weltkrieges.

Aus der Berufswahl ergaben sich weitere Konsequenzen: das dünn besiedelte Frankenland war zur Kaiserzeit bevorzugtes Manövergelän-



Niklashausen im Taubertal, die Heimat des bekannten "Pfeiferhänsleins", eines Vorboten des Bauernkrieges. Ludwig Scharf zeichnete das Dorf 1924 für einen Heimatkalender, der dem Gedächtnis dieses Krieges gewidmet war

de, und so kam auch Ludwig Scharf anläßlich eines Manövers 1908 erstmals hierher, und zwar in die Boxberger Gegend, wo er Quartier bezog. Dieser Aufenthalt wurde insofern für ihn wichtig, als er in Elise Quenzer aus Wölchingen seine künftige Frau kennenlernen sollte. Das Paar heiratete 1913 und wurde zuerst in Colmar (Elsaß) ansässig, wo sich damals Ludwig Scharfs Garnison befand. Mitte Juli 1914 übersiedelte die Familie nach Heidelberg: Standort des Ersatztruppenteils des Mecklenburgischen Jägerbataillons. Schon bei Kriegsausbruch wurde Scharf dann schwer verwundet. Er erlitt eine Rückenverletzung, wurde im Lazarett in Schwäbisch Hall wieder gesund gepflegt, um nach erfolgter Genesung nach Rußland geschickt zu werden, wohin inzwischen sein Truppenteil verlegt worden war. Die weiteren

Ereignisse verschlugen ihn bis nach Finnland. Als Offizier-Stellvertreter avancierte er zum Kompanieführer der 8. Kompanie des Helsingforser 1. Jägerregimentes.

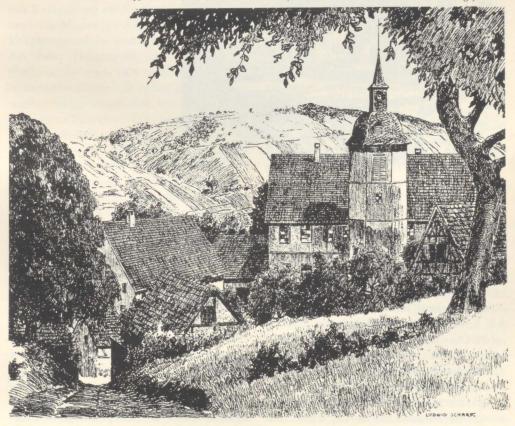
Die Familie war während des Krieges in Heidelberg geblieben. Von dort kehrte man im Frühjahr 1920 zurück nach Wölchingen (heute Boxberg-Wölchingen), und Ludwig Scharf fand eine neue Anstellung beim Finanzamt in Osterburken. Die täglichen Bahnfahrten und langen Arbeitszeiten waren für ihn jedoch auf die Dauer nicht tragbar, litt er doch noch immer an seiner schweren Kriegsverletzung. So entschloß er sich 1923 zur Berufsaufgabe und etablierte sich in Wölchingen als freischaffender Künstler.

Daß ihm dies möglich war, verdankte er seiner schon genannten künstlerischen Begabung so-

wie technischen Fähigkeiten, die er sich die Jahre durch als Autodidakt erworben hatte. Es wird berichtet, daß Ludwig Scharf während seines ganzen Lebens, auch im Krieg, überall gezeichnet und gemalt hat. Wenn er in der Landschaft einen markanten Baum, ein auffälliges Bauwerk oder auch nur eine schöne Blume erblickte, so konnte er nicht umhin, umgehend davon eine Skizze zu fertigen, selbst wenn er müde war. Er wurde zum "Maler aus Passion", und er bildete sich nicht nur als Zeichner weiter, sondern beherrschte auch die Ol- und Aquarellmalerei, den Kupfer- und Stahlstich, den Holzschnitt, die Kohlezeichnung, den Scherenschnitt usw. Am ausgiebigsten hat er sich jedoch als Federzeichner betätigt, und als solcher leistete er wohl auch sein Bestes, wie die nach 1920 im Frankenland entstandenen Arbeiten bezeugen.

Im Fränkischen hatte er schon 1908 gezeichnet und gemalt, stimuliert von den Reizen der dortigen Landschaft und beeindruckt von der Eigenart ihrer Bewohner. Daran konnte er nun wieder anknüpfen, und Zeichenfahrten führten bald von Wölchingen aus in die weitere Umgebung, Kontakte zu Gleichgestimmten stellten sich her, und auch Abnehmer der Bilder und Auftraggeber fanden sich. 1925 waren es 400 Jahre, daß der Bauernkrieg durchs Land gegangen und im Frankenland zuletzt bei Königshofen blutig niedergeschlagen worden war. Anton Sack, Heimatdichter und Kalendermann zu

Oberschüpf bei Lauda im Taubergrund, von Ludwig Scharf gezeichnet zum gleichen Zweck wie die Ansicht von Niklashausen. Zu Oberschüpf hatte sich 1525 der "Helle Haufen" revoltierender Bauern zusammengefunden





Das obere Tor zu Lauda, ein Rest der mittelalterlichen Stadtbefestigung. Eine Scharf-Illustration zur "Lebensbeschreibung Götz von Berlichingens" 1939 (wie auch die Ansichten von Boxberg und Wertheim)

Tauberbischofsheim, würdigte dieses Ereignis mit dem "Fränkischen Heimat-Kalender für das Jahr 1925" (Deutscher Verlag Würzburg), dem Thema "Der große Bauernkrieg in Franken" gewidmet, und als Illustrator findet man nicht nur einen so bekannten Künstler wie Rudolf Schiestl (Nürnberg/Würzburg), sondern neben Otto Rükert, Karl Sigrist und Conrad Scherzer auch Ludwig Scharf. Er steuerte Zeichnungen des Wartturms auf dem Turmberg bei Königshofen, des alten Schlosses zu Oberschüpf, der Stadt Krautheim an der Jagst und des Dorfes Niklashausen an der Tauber bei

(siehe Abbildungen anbei), außerdem Skizzen revoltierender Bauern mit dem aufgesteckten Bundschuh auf der Stange bzw. mit der Bundschuhfahne. Dazu ist von Interesse, daß Scharf auch ausgeprägte historische Neigungen hatte (deshalb wohl auch der richtige Mann war, als Chronist im doppelten Sinne Schauplätze der Historie im Bild festzuhalten), daß er ein guter Heraldiker und ein Kenner alter Uniformen und Waffen war, so daß er sogar von Film- und Theaterleuten immer wieder um Auskünfte angegangen wurde und für das "Deutsche Soldatenbuch" des F. W. Deiß<sup>6</sup>) Beiträge hatte ma-

chen können. (Seine eigene große Waffensammlung ging später zur Zeit der amerikanischen Besatzung verloren.) Vor allem aber belegt der Kalender, daß Scharf nun als Künstler öffentliche Beachtung fand. Sie wurde ihm auch von den Kollegen zuteil, und zu Schiestl soll Scharf ein gutes Verhältnis unterhalten, ja sogar Bilder mit ihm getauscht haben. Schiestl war übrigens von Emil Baader für das badische Frankenland interessiert<sup>7</sup>) und seinerzeit mit einer Bretzinger Ausstellung geehrt worden; so sind auch Querverbindungen von Scharf zu Baader denkbar<sup>8</sup>).

Sein wichtigster Partner aber wurde Jacob Renz, der langjährige Bürgermeister von Mosbach und Chronist dieser Stadt9). Schon als Renz fortsetzungsweise seine "Chronik der Stadt Mosbach" veröffentlichte, brachte er darin Scharf-Zeichnungen (Heft 2, 1925/27): von Zwingenberg am Neckar (von Süden gesehen), von Mudau (Strohdächer um 1750), vom Uenglertsgrund im hinteren Odenwald, von Adelsheim (Hauptstraße) und von Walldürn (Rathaus). Renz war 1924 in den Ruhestand getreten und widmete sich seither ganz der Heimatforschung; Scharf aber wurde sozusagen sein "Hausillustrator". Dies bezeugt auch der erwähnte Stadtführer "Mosbach im Elz- und Neckartal" zum 1200jährigen Bestehen Mosbachs 1927, den zwar Renz' Nachfolger Dr. Boulanger herausgab, in dem ansonsten aber "die Hand von Jacob Renz deutlich zu spüren"10) ist. Scharf steuerte, sicher durch Renz veranlaßt, 17 ganzseitig wiedergegebene Federzeichnungen mit Motiven der Mosbacher Altstadt bei, und wenn er das Prädikat "Chronist mit Zeichenstift und Feder" verdient, dann mit Sicherheit aufgrund dieser Arbeiten. Sie geben getreu das Mosbacher Stadtbild der 1920er Jahre wieder, und zwar auch abseits von Marktplatz, Kirche und Rathaus: jene Gäßchen und Winkel, in die sich damals noch kaum ein Fotograf "verirrte" oder die zumindest noch nicht fotografisch dokumentierbar waren, sondern allenfalls "künstlerisch" in verfeinernder Zeichnung. Sieht man von diesem romantisierenden Moment ab, so dürfen Scharfs Beiträge zum Mosbacher Stadtführer gleichwohl als wertvolle, unwiederholbare Bilddokumente angesprochen werden, denn trotz (und z. T. wegen) historischer Bestrebungen hat sich auch Mosbachs Stadtbild inzwischen verändert, sind Häuser verschwunden oder haben ihr Aussehen verändert (Fachwerkfreilegungen der 1930er Jahre), so daß man für die ältere Zeit immer wieder auf die Zeichnungen Scharfs zurückgreifen wird. Das gilt z.B. für Scharfs Ansicht der Schwanengasse (im Stadtführer S. 22 f., siehe auch Abbildung anbei) mit der Brauerei Schumacher und dem alten "Schwanen": beide Gebäude sind am 21. März 1961 abgebrannt, und heute befindet sich an gleicher Stelle ein Parkplatz 11). Auch die von Scharf gezeichnete untere Kronengasse mit dem für Mosbachs Altstadt typischen kleinen Platz (S. 20 f.) hat ihr Aussehen verändert. Das Fachwerkhaus rechts im Bild - laut Inschrift 1710 errichtet von dem Scharfrichter I. M. Wiedmann - steht zwar noch, ist im Untergeschoß aber modernisiert worden, während das Nachbarhaus 1971 abgebrannt ist, die links mit Mauer und Traufe angedeuteten Häuser 1975/76 abgerissen wurden und das Fachwerkhaus in der Bildmitte nach 1960 einem modernen Geschäftshaus (!) hat weichen müssen. Das Bild der Frohndbrunnengasse (S. 14 f.) überliefert noch eine Teilansicht der Mosbacher Synagoge: niedergebrannt 1938 in der sog. "Kristallnacht". Die Ansicht der Oberen Schwanengasse hielt auch die Rückseite des 1961 abgebrannten alten "Schwanen" für die Nachwelt fest (S. 38 f.: "Malerischer Winkel"). Und sind diese Zeichnungen auch nicht im Original erhalten, so doch in vorzüglichem Druck, für den Karl Haas als Inhaber der Buchdruckerei und Stempelfabrik Jacob Haas (gegr. 1882) verantwortlich zeichnete.

Ein weiteres Buch von Jacob Renz, die 1939 bei H. Eiermann in Mosbach gedruckte "Ausführliche Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen", ist Beleg für die Tatsache, daß Scharf auch später noch, nachdem er das Frankenland wieder verlassen hatte, Beziehungen zu

Mosbach und zu Altbürgermeister Renz unterhielt. Neben Fotos und Reproduktionen alter Stiche enthält jenes Buch ein weiteres Mal ausschließlich Zeichnungen von Ludwig Scharf, wobei wieder das ganze Frankenland vertreten ist. Den Schauplätzen entsprechend, von denen der Text handelt, finden sich mit ihren historischen Bauwerken Grünsfeld, Buchen, Krautheim, Lauda, Boxberg, Tauberbischofsheim, Wertheim, Mosbach sowie Burg Hornberg vertreten (siehe Abbildungen anbei). Scharf ist im Impressum des Buches zwar nicht genannt, doch wäre er als Urheber der Zeichnungen auch dann nicht zu verkennen, wenn er diese nicht jeweils signiert hätte. Sein Stil war inzwischen unverwechselbar geworden.

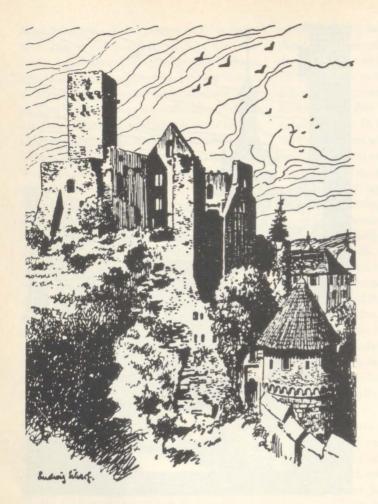
Scharf-Zeichnungen bestechen immer wieder durch ihre Präzision und weisen ihren Urheber als Meister der Tuschefeder aus, der jeden Strich sicher zu setzen wußte. Genauigkeit bis ins kleinste Detail schrieb ihm schon sein Sinn für das Historische vor: er hielt alles so fest, wie er es vor Augen hatte, nicht, wie es sich in seiner Phantasie formte, denn das "Schöne", das auch er suchte, lag für ihn schon im vorgefundenen Motiv, nicht erst in dessen künstlerischer Verklärung oder Verfremdung. So überwiegt in seinen Bildern das Dokumentarische, und das Inhaltliche hat Vorrang vor dem Formalen. Und doch führte neben dem Chronisten auch der Künstler die Feder. Durch die harmonische Verteilung von Licht und Schatten bei flacher Raumdarstellung, durch die Kombination exakt ausgearbeiteter Bildaufbauten mit Partien von flächenhafter Großzügigkeit steigerte er die Bildwirkung über das Dokumentarische hinaus und vermittelte er zur gesehenen auch die erlebte, die subjektiv empfundene Schönheit. Dabei frappiert Ludwig Scharf immer wieder durch die Vielfalt der ihm zu Gebote stehenden technischen Mittel. Wie er die Helligkeitsstufen seiner Bilder durch verschiedenartige Schraffuren wiedergegeben hat, wie er unterschiedliche Oberflächenstrukturen - Ziegeldächer, Mauerwerk, gepflasterte Straßen, die Vegetation von Wald und Feld usw. - in variantenreiche Strichzeichnung umzusetzen wußte: das hat ihm damals kaum ein anderer nachgemacht und das spricht für eine Qualität der Zeichnung, wie sie auch später in seinem fränkischen Arbeitsgebiet nicht mehr erreicht wurde. Künstlerische Einflüsse der Zeit hatte er dabei nur bedingt aufgenommen. In den linearen Elementen seiner Zeichnungen wird man Nachwirkungen des Jugendstils nicht verkennen können. Jedenfalls erinnert die Art, wie Scharf seine "Himmel" gezeichnet bzw. angedeutet hat mittels langgezogener rhythmischer Linien, an die Hochkunst der Jahre um und nach 1910, desgleichen die lineare Außenbegrenzung bei mancher seiner Zeichnungen. Was er sonst an künstlerischer Modernität vermissen läßt, macht andererseits den dokumentarischen Wert seiner Bilder aus und wird ihm gedankt vom Volkskundler und Historiker.

Die späten 1920er Jahre: sie waren schaffensreiche Jahre für Ludwig Scharf, dessen Arbeitsbereich sich von Wölchingen aus weit ausgedehnt hatte und schließlich ganz Nordbaden umfaßte zwischen Heidelberg und Wertheim. In Walldürn hatte er in Bürgermeister Dr. Arthur Trautmann (erste Amtszeit 1925-1929) einen Freund seiner Kunst gefunden; Trautmann ließ die fünf Tuschezeichnungen und das großformatige farbige Kreide-Bild mit einem Motiv aus der Walldürner Sandgasse ankaufen, die sich heute ebenda im Museum befinden (wie auch Tuschezeichnung "Drachenfels Rhein", die Elise Scharf handschriftlich der Stadt Walldürn gewidmet hat). Sonstige Originale sind erst noch aufzuspüren, wobei es interessant wäre, auch noch über den Aquarellmaler Scharf und dessen Verhältnis zur Farbe - jenes Walldürner Bild spricht für eine Vorliebe für Hell-Dunkel-Kontraste - Näheres zu erfahren. Das eine oder andere müßte sich noch in Privatbesitz befinden, denn Scharf-Bilder waren bei Kennern gefragt, und Scharfs Frau, die für den Verkauf zuständig war, hatte manchen Abschluß tätigen können, auch über das Frankenland hinaus. Da noch ein Holzschnitt von Meßkirch in Erinnerung ist, hat Scharf offenbar Blick auf Boxberg im Umpfertal Scharf-Illustration 1939



auch zu Motiven aus Gesamtbaden gegriffen. Hinzu kamen Gelegenheitsarbeiten aller Art, z. B. auch das Bemalen von Vasen, das Entwerfen von Mustern für Trachtenblusen, Tischdekken usw. Er war also schließlich Künstler "für alles": Graphiker und Designer würde man heute sagen.

Im Herbst 1929 schied Ludwig Scharf wieder aus Wölchingen, aus persönlichen Gründen, und ging zusammen mit seiner Tochter in seine Geburtsstadt Münster zurück. Vermutlich hat er auch weiterhin gezeichnet und gemalt, nur jetzt in anderen Landschaften, so daß uns sein weiterer Lebensweg hier nicht weiter zu interessieren braucht. Nachdem seine Frau 1935 in Wölchingen gestorben war, ging er noch einmal eine zweite Ehe ein. Am 27. Oktober 1965 starb er in Großfelden bei Marburg. Sein Wölchinger Nachlaß war im Haus Ortsstraße 28 verblieben, das jedoch zeitweise unbewohnt war, dann mit Evakuierten belegt wurde, so daß es zu großen Verlusten kam. Um so schätzbarer ist sein gedruckt überliefertes Werk: es wird ihm zweifellos im Frankenland, das nun seinerseits Ludwig Scharf für sich entdeckt hat, einen guten Namen sichern.



### Anmerkungen:

1) Vgl. Hans Schweizer, Das "Worpswede" des Odenwaldes, in: Badische Heimat 41, 1961, S. 94 ff.; Gernot Umminger, Hollerbach – "Mutterkirche" und "Worpswede" im Odenwald, in: Badische Heimat 49, 1969, S. 346 ff.

<sup>2</sup>) Vgl. Das badische Frankenland, Jahresband 1933 der Badischen Heimat, mit Busses einleitender Frankenland-Laudatio.

<sup>3</sup>) Max Walter, Die Volkskunst im badischen Frankenland (= Vom Bodensee zum Main 33), Karlsruhe 1927.

<sup>4</sup>) Peter Assion, Katalog der Bestände des Heimatmuseums, in: Walldürner Museumsschriften 2, 1965, S. 30 (Nr. 90–96).

<sup>5</sup>) Für Auskünfte stellte sich freundlicherweise Günther Scharf, Boxberg-Wölchingen, der Sohn des

Künstlers, zur Verfügung, wofür auch hier gedankt sei. Den Kontakt vermittelte Werner Haas, Mosbach, der auch sonst zuerst den Spuren Scharfs nachgegangen ist, ihn 1977 in Zeitungsbeiträgen würdigte und dem der Verfasser zahlreiche Hinweise und Auskünfte zu danken hat.

6) F. W. Deiß, Das Deutsche Soldatenbuch. Deutschlands Wehr und Waffen im Wandel der Zeiten, 2 Bände, Leipzig 1926 und 1927. Ludwig Scharf zeichnete für dieses Werk die wappengeschmückten Infanterie-Fahnen und Kavallerie-Standarten der deutschen Regimenter des Ersten Weltkrieges. Siehe Band 2, S. 111, 118/119, 136/137 und 292. Außerdem stammen vermutlich auch die gezeichneten Freikorps-Abzeichen S. 342–344 von seiner Hand.

7) Vgl. Emil Baader, Unser Briefwechsel mit Rudolf Schiestl, in: Die Pyramide 13, 1924, Nr. 10, S. 40 f. 8) In Baaders Heimatbuch "Land und Leute des Amtsbezirks Buchen" (Buchen 1928) ist Scharf jedoch auffälligerweise nicht vertreten. Dafür findet man dort weitere Zeichner mit z. T. guten Arbeiten vertreten, die noch der Wiederentdeckung harren: Ernst Schäfer, Karl Tschamber, Karl Otto Hartmann, H. G. Lehmann, Hermann Lauinger, Bernhard Löwenherz sowie Max Walter und Louis Walter.

9) Werner Hags Jacob Benz Moshachs erster Bernhard Light werden der Schaffer auch Benz Moshachs erster Benz M

<sup>9</sup>) Werner Haas, Jacob Renz, Mosbachs erster Berufsbürgermeister und Heimatforscher, in: Badische Heimat 57, 1977, S. 29 ff. Zu Scharf vgl. ebenda,

10) Ebenda, S. 36.

11) Freundl. Auskünfte durch Werner Haas, Mosbach. Die anbei wiedergegebene Ansicht von Ludwig Scharf erfolgt als Reproduktion aus dem genannten Stadtführer, die Ansichten von Niklashausen und Oberschüpf sind nach dem Kalender von 1925 und die Ansichten von Lauda, Boxberg und Wertheim nach dem Götz-von-Berlichingen-Buch von 1939 wiedergegeben (alle Aufnahmen: E. Hannemann, Mosbach). Die Ansicht von Walldürn reproduzierte H. W. Ströbel, Walldürn, nach dem Original.

## Der Odenwald

Zwischen Neckartal und Main Glänzt auf freien Höh'n Hell ein Land im Sonnenschein – Unaussprechlich schön.

Froher aus des Sängers Brust Klingt und schwingt sein Lied, Wenn er dort mit Wanderlust Seine Straße zieht.

Burgen, ein Jahrtausend alt, Stehen hoch im Tann. Mächtig zieht der Odenwald Dich in seinen Bann.

Seine Wälder rauschen leis' Wie vor alter Zeit Ihre weltverlor'ne Weis' Heil'ger Einsamkeit.

Wenn der Glocken Feierklang Ringsum widerhallt, Geht der Herrgott seinen Gang durch den Odenwald.

Arthur Trautmann

## Lied an Wertheim

Hoher Giebel, enge Gassen und in breiten Kellern Wein. Stadt, die Fluß und Strom umfassen, in der Hänge mildem Schein Dich umreigen die Gestirne sanftest durch das stille Jahr. Und es winkt das firnste Haar blondem Burschen, brauner Dirne.

Burg zu Häupten lang geborsten Feste, die dein Volk vergaß, doch in dem Getrümmer horsten Träume, die kein Blick ermaß. Träume ferner Wirklichkeiten, die in Nächten vollmondstill wirkend, was die Sehnsucht will durch den Schlaf der Gassen schreiten.

Nur des Stromes Flut des alten zieht von dannen ohne Kehr, nicht den Tropfen kannst du halten, stärker lockt das ferne Meer. Aber frische Fluten ziehen um der Hänge breiten Schwung ewig her und ewig jung, um dein Alter ist das Blühen.

Hans Boeglin

# Von Kröpfern, Steinkäuzen und Sackstoppern

Die Unnamen der Obrigheimer, Mörtelsteiner und Asbacher

Eckhard Hoffmann, Obrigheim

Zu allen Zeiten haben sich die Einwohner benachbarter Orte wechselseitig mit mehr oder weniger schmeichelhaften Über-, Spott- oder Spitznamen, Neck- oder Uznamen geneckt und gegenseitig geärgert. Dabei darf aber auch der Wahrheitsgehalt des Sprichworts ,, Was sich liebt, das neckt sich" nicht übersehen werden 1). Im Neckartal ist die entsprechende Bezeichnung "Unnamen"2), und so wird der Verfasser auch hier diesen Ausdruck verwenden. Daß solche Unnamen in aller Regel keine Phantasieprodukte sind, sondern durchaus einen geschichtlich und volkskundlich realen Hintergrund haben, soll hier am Beispiel der Gemeinde Obrigheim am Neckar mit ihren Ortsteilen Mörtelstein (seit 1. 1. 1971) und Asbach (seit 1. 1. 1973) dargestellt werden.

## Die Kröpfer

Am lebendigsten ist wohl noch heute in der Umgebung der Unname, "Kröpfer" für die Obrigheimer. Die Erklärung ist leicht zu finden, denn bis zur Zeit des Zweiten Weltkrieges war der Kropf in Obrigheim ein weitverbreitetes Übel. Im 19. Jahrhundert hat man sich über die Kropfkrankheit und ihre Ursachen beim Großherzoglichen Bezirksamt viele Gedanken gemacht, ohne eine Lösung zu finden. Hauptsächlich machte man das Trinkwasser (Jodmangel) verantwortlich. Die Tatsache, daß der Kropf in manchen Familien besonders häufig und auffällig auftrat, läßt nach Ansicht des Verfassers aber auch auf Inzucht schließen, wie dies auch aus anderen Gegenden bekannt ist. So wird auch eher erklärlich, daß das Bezirksamt Mosbach im Ortsbereisungsprotokoll 1876 eine recht deutliche Sprache führte. Danach war es "der in der Gemeinde heimische Cretinismus, der einer Besserung der Verhältnisse noch vielfach hindernd entgegentritt". Der Bericht fährt fort: "Unter der jüngeren Generation soll er zwar im Verschwinden sein, in den mittleren und höheren Altersklassen ist er aber in seinen verschiedensten Abstufungen vom gewöhnlichen Kropfe an bis zum ausgeprägten Blödsinn noch ziemlich zahlreich anzutreffen. Über die lokalen Ursachen dieser physischen Verkommenheit der Bevölkerung gibt es verschiedene Meinungen. Die einen wollen sie mit dem Trinkwasser in Verbindung bringen, die anderen mit der Lage im Neckartal, noch andere mit der ungesunden Beschaffenheit mancher Wohnungen"3). Wesentliche Faktoren waren also schon damals bekannt. Möglicherweise hat der großherzogliche Beamte mit dem "Cretinismus" trotzdem etwas zu starken Tobak geraucht, denn es fällt auf, daß in den folgenden Ortsbereisungsprotokollen die Kropfkrankheit überhaupt nicht mehr erwähnt wird, geschweige denn der "Cretinismus"4). Tatsache ist aber, daß der Kropf noch lange ein Problem war. Viele Einwohner starben daran, zumal man mit den risikoreichen Operationen meist zuwartete, bis es ohnehin zu spät war. Man verließ sich mehr auf die Vorbeugung, und so wurden noch im Zweiten Weltkrieg den Schulkindern prophylaktisch Jodpillen verabreicht<sup>5</sup>). Aber auch der 1876 beklagte "Cretinismus" war noch nicht ganz verschwunden. Tatsächlich gab es auffällig häufig geistig Behinderte unter völlig gesunden und oft besonders begabten Geschwistern, wie dem Verfasser in einigen Fällen noch aus eigener Anschauung bekannt ist. Heute allerdings ist in Obrigheim auch nicht mehr der kleinste Kropf zu sehen, ganz zu schweigen von den Prachtexemplaren, die man noch in den fünfziger Jahren vereinzelt bestaunen konnte.

Für den Volksmund waren die Obrigheimer Kröpfe natürlich ein "gefundenes Fressen", ganz abgesehen davon, daß auch der "Cretinismus" spöttisch registriert wurde<sup>6</sup>). Da waren der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Die "Owwrischer Krepfer", wie die Diedesheimer sagen 7), brauchten wirklich für den Spott nicht zu sorgen. Ihr Dorf wurde mit "Kropfingen" oder "Kropfheim" oder wegen der Atembeschwerden, die die armen Kropfkranken häufig hatten, auch mit "Schnaufheim" bezeichnet. Von da war dann kein weiter Weg mehr bis zur "Owweringer Lufdbumbe"8). Genüßlich wird erzählt, ein Fremder sei eines Sonntagmorgens durch Obrigheim gekommen und habe aus allen Häusern ein merkwürdiges Stöhnen, schreckliche Laute und Angstschreie vernommen. Dadurch mehr und mehr in Panik geraten, sei der Mann schließlich zum Gendarmerieposten im Rathaus gelaufen, um seine unheimlichen Wahrnehmungen zu melden. Seelenruhig hätte ihm der Gendarm aber geantwortet: ,,Des hot nix zu bedeite, die Owwrischer Weiwer kniee ihre Männer um die Zeid uff'm Hals, daß sie die Krareknepf zukrieje for in'd Kerch". Sogar in das Ortswappen von Obrigheim wollten die "lieben Nachbarn" den Kropf hineingeheimnissen, indem sie behaupteten, im unteren Feld des Obrigheimer Wappens (oben links die pfälzischen Rauten, rechts der pfälzische Löwe) befinde sich ein besonders geformter Kropf als Wahrzeichen des Dorfes<sup>9</sup>).

Daß der alte Volksbrauch des Unnamen-Gebens noch heute lebendig ist, zumal in der Gegend um Obrigheim, wo auch Einzelpersonen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit einen solchen "verpaßt" bekommen <sup>10</sup>), mögen folgende Beispiele beweisen: Kaum hatte sich Mörtelstein als erste Gemeinde im früheren Kreis Mosbach zur Eingliederung nach Obrigheim entschlossen, da wurde ihr

Dorf schon als "Neu-Kropfheim" oder "Neu-Schnaufheim" bezeichnet. Ebenso erging es später Asbach. Und scheinheilig bedauert man in der Umgebung nach dem völligen Aussterben des Kropfes in Obrigheim, "daß die Owweringer noch net emol fehig ware, den letschte Kropf wenigschtens in Schpiritus zu leje, daß sie ihre Kinner zeije kenne, wie en echte Owweringer auszusehe hott".

Aber die Obrigheimer haben längst gelernt, humorvoll zu reagieren. Nicht nur, daß sie 1977 an der Einfahrt zur neuen Freizeitanlage "Tanzplatz" einen Buchenstamm mit überdimensionalem Kropf aufstellten 11), jeder halbwegs beschlagene Obrigheimer hat auch die passenden Anekdoten zur Hand, wenn er auf das Thema "Kropf" angesprochen wird 12): Wie andernorts in Deutschland auch, hat man in Obrigheim aus der Not eine Tugend gemacht und den Kropf zu den "graden Gliedern" gezählt. So kam vorzeiten ein Handwerksbursche durch Obrigheim, der als Nicht-Obrigheimer naturgemäß keinen Kropf vorzuweisen hatte und darob von der Dorfjugend als "Glatthals" verspottet wurde. Eine alte Frau, die am prächtigen Rathausbrunnen von 1585 gerade Wasser holte, vermahnte die Kinder daraufhin mit den Worten: ,,Ihr Kinner, ihr Kinner, versindigt eich net, was kann dann der arme Mensch defor, daß er sei gsunde Glieder net all hot!"

Ein andermal ging ein Obrigheimer Bauer, der einen respektablen Kropf sein eigen nannte, ins benachbarte Mörtelstein, wo er eine Kuh kaufen wollte. Der Marsch auf der ansteigenden Dorfstraße in Mörtelstein machte ihm Beschwerden, weil sein Kropf gar zu sehr auf die Luftröhre drückte. So blieb er alle paar Meter stehen und schnaufte wie eine Lokomotive. Das belustigte nun wieder die Mörtelsteiner Gassenbuben, die sich über das Geschnaufe des "Kröpfers" schüttelten vor Lachen. Böse Blicke des Obrigheimers und sein Drohen mit dem Spazierstock halfen da nichts. Erst als der Ärmste sich keinen anderen Rat mehr wußte und schrie: "Wenn 'r jetzt net weggeht, freß i oon vun eich!", verschwanden die Buben hinter

der nächsten Scheune. Ein ganz beherzter kleiner Lausbub aber guckte gleich darauf ums Eck und rief: "Oh, schlugg doch erscht emol den annere nunner, wu d' noch im Hals schtegge hosch!".

#### Die Eselskerwe

Ist der Unname, "Kröpfer" in allen Variationen noch sehr lebendig, so kann man das von einer anderen Neckerei nicht mehr uneingeschränkt sagen, denn als "Eselfresser" sind die Obrigheimer heute weniger bekannt, wenn man einmal vom über dem Neckar an dessen rechtem Ufer liegenden Nachbardorf Diedesheim (heute Stadtteil von Mosbach) absieht, denn für die von den Obrigheimern liebevoll als "Diddesser Schnegge" (Diedesheimer Schnecken) bezeichneten Nachbarn spielt die "Eselskerwe" noch heute eine gewisse Rolle. Man versteht sich augenzwinkernd zwischen alten Obrigheimern und Diedesheimern, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß es zwischen beiden Dörfern nie ernsthafte Differenzen gab 13). So kann also der Diedesheimer, der mangels Kirche 14) auch keine eigene Kirchweih oder "Kerwe" hat, ruhig zur Kerwe nach Obrigheim kommen und im "Lamm", im "Wilden Mann" oder in der "Sonne" eine "Portion Esel" verlangen. Er bekommt ohne weiteres seinen Rinder- oder Schweinebraten serviert. Hier kommt tatsächlich das Verbindende zum Ausdruck, das auch in einer Ortsneckerei stecken kann 15). Früher allerdings mußten wohl auch die Diedesheimer etwas vorsichtiger sein, obwohl sie sicher auch damals schon ,,privilegiert" waren, was darauf zurückzuführen ist, daß sie gewissermaßen "Beteiligte" waren, wie unten darzustellen sein wird. ,, Nichtprivilegierten" jedenfalls erging es schlecht, wenn sie auf der Obrigheimer Kirchweih "Ii-Aa" schrieen oder gar das Taschentuch in Form eines Eselsohrs aus der Hosentasche hängen ließen. Das war dann sofort der Auftakt zu einer Schlägerei, die von auswärtigen Burschen oft auf diese Weise geradezu gesucht und provoziert wurde 16). Zuweilen hatten aber auch Unschuldige unter der "Empfindlichkeit" der Obrigheimer Burschen zu leiden. So erging es einem jungen Radfahrer, der versehentlich sein Taschentuch nicht richtig eingesteckt hatte, als er durch Obrigheim fuhr. Das "Eselsohr" wurde als "Kriegserklärung" aufgefaßt und der Radfahrer jämmerlich verdroschen<sup>17</sup>).

Wie kommt es aber zu der Bezeichnung "Eselfresser" für die Obrigheimer, und warum heißt ihre Kirchweih "Eselskerwe"? Ein Volkskundler wäre natürlich geneigt und versucht, hier Zusammenhänge zu suchen zu symbolischen Bedeutungen des Esels, zu Volks- und Rechtsbräuchen, wie etwa der bekannten "Eselshochzeit" von Hütten in der Eifel 18), doch lehrt uns die mündliche Überlieferung etwas anderes. In Obrigheim und Diedesheim ist gleichermaßen überliefert, daß die Obrigheimer einst einen klapprigen, abgemagerten Esel, der kraftlos im Neckar trieb, mittels einer langen Stange an Land gezogen haben. Das so gerettete Tier wurde dann gemästet und an der Obrigheimer Kirchweih geschlachtet und von den Bürgern verspeist 18a). Im Gegensatz zur Diedesheimer Überlieferung wird in Obrigheim aber von allen Erzählern hinzugefügt, und zwar nicht ohne gewissen Stolz, natürlich hätten die "Diedesser Schnegge" ebenfalls verzweifelt versucht, den Esel an ihr Ufer zu ziehen, aber die "Owwrischer" hätten eben die längere Stange gehabt! Deshalb werden die Neckereien der Diedesheimer Nachbarn von den Obrigheimern auch immer damit pariert, daß man antwortet: .,Oh, ihr Schnegge seid doch immer noch neidisch, weil mir domols e lengeri Schtange g'hatt hewwe!"

Für den Verfasser gibt es keinen Zweifel, daß die mündliche Überlieferung zuverlässig und die Episode nicht erfunden ist. Der älteste Informant des Verfassers, der aus dem früheren Gasthaus "Krone" stammende Philipp Peter Ernst III <sup>19</sup>) erzählte, auch die ältesten Leute hätten es schon in seiner Jugend "net anderscht gewißt". Geht man davon aus, daß selbst erlebte Vorgänge direkt über drei Generationen

hinweg vermittelt werden können<sup>20</sup>), dann kann man daraus schließen, daß das Ereignis, auf das unsere Geschichte zurückgeht sich mindestens im 18., wahrscheinlicher aber im 17. Jahrhundert abspielte. Da Obrigheim unter den in diesen beiden Jahrhunderten wütenden Kriegen wegen seiner Lage an der uralten Heerstraße vom Rhein nach Mitteldeutschland und am wichtigen Neckarübergang (bis 1830 Fähre) besonders zu leiden hatte, wäre auch erklärlich, daß der Esel verzehrt wurde, obwohl seit der Christianisierung der Genuß von Pferde- und Eselfleisch in Deutschland verpönt war 21). Not kennt eben kein Gebot! So wäre auch verständlich, daß auch die Diedesheimer auf den Braten erpicht waren. Dafür, daß die Obrigheimer Überlieferung stimmt, spricht im übrigen auch die Tatsache, daß das Thema "Eselskerwe" besonders zwischen Obrigheimern und Diedesheimern bis in unsere Tage lebendig ist.

Erwähnt soll hier noch werden, daß in Obrigheim, das kurpfälzisch und bis zu Gegenreformation rein evangelisch war, wo Fastnachtsbräuche deshalb nicht bodenständig sind, im Jahre 1936 ein großer Fastnachtsumzug stattfand, der seither in diesem Umfang nicht mehr wiederholt wurde. Der Mosbacher Elferrat war damals in Obrigheim zu Gast. In Anspielung auf den Mosbacher Unnamen "Kiwwelschisser"22) bekam jedes Mitglied des närrischen Rats von Mosbach einen kleinen gedrechselten Kübel, während dem Prinzenpaar ein großer Kübel überreicht wurde. Die Mosbacher revanchierten sich mit einer großen Flasche "Eselsmilch" und steckten den Obrigheimer Elferräten kleine Fläschchen mit dieser Aufschrift an's Revers. Auch an diesem Beispiel ist zu ersehen, daß Ortsneckereien und Unnamen immer wieder zu neuen Variationen verleiten.

#### Die Steinkäuzchen

Beruhen die Obrigheimer Unnamen bzw. Ortsneckereien, wie wir gesehen haben, auf "körperlichen Eigentümlichkeiten" und "anekdotischen Vorgängen", so haben wir es in

Mörtelstein ("Merdelstoi") ausschließlich mit Bezeichnungen zu tun, die sich aus den topografischen und geologischen Gegebenheiten und der daraus resultierenden Beschäftigung der Bewohner ergeben. Besonders deutlich wird dies an der beliebten Bezeichnung "Merdelstoi im Loch", die sich aus der Lage des Dorfes im engen Tal des Klingenbächleins, umgeben von hohen Steilhängen, erklärt. Schon immer hatte man seine Schwierigkeiten mit dieser Lage, zumal die Felder oben auf der Höhe lagen und nur schlecht zu erreichen waren. Resignierend berichtete der Schultheiß Georg Scholl am 22. Juli 1806 an das Fürstl. Leiningen'sche Justizamt in Mosbach: "Da das hiesige Ort beiterseits mit Bergen beschaffen ist, so kann auch für das Gemeine Eigenthum Nutzen nichts anwendbar befolgt werden"23). Kein Wunder, daß man zum Schaden noch den Spott der Nachbarn bekam!

Weiter tragen die Mörtelsteiner den Unnamen "Stoikeizlin" (Steinkäuzlein). Hierzu muß man wissen, daß die Gemarkung Mörtelstein (darauf deutet schließlich schon der Name) "steinreich" ist. Im vorhin bereits zitierten Bericht des Schultheißen von 1806 heißt es "Mauerund Kalchstein-Grüben sind hier vorhanden"23a). Diese Gruben wurden wohl meist im Nebenerwerb von Landwirten betrieben, aber immerhin verzeichnete das damals 212 Seelen zählende Dorf schon 1802 unter den "Professionisten" drei Maurer<sup>24</sup>, die wir wohl auch zu den Betreibern von Steinbrüchen zählen dürfen. Im 19. Jahrhundert gewannen dann die in der "Neckarhälde" am Steilhang des Neckars liegenden Steinbrüche größere Bedeutung. Sie wurden gewerblich betrieben und boten zahlreichen Arbeitern aus der Umgebung Verdienst. Die roten Sandsteine wurden zu Schiff hauptsächlich nach Heidelberg und Mannheim geliefert 25). Auf die Tatsache, daß in diesen Steinbrüchen nicht nur Taglöhner arbeiteten, sondern auch die Bauern an Fuhrleistungen verdienten, somit das ganze Dorf von den Steinbrüchen lebte, ist wohl der Unname zurückzuführen. Wann er genau entstanden ist,

läßt sich nicht mehr klären. Er spielt aber heute keine große Rolle mehr, zumal in keinem der Steinbrüche mehr gearbeitet wird. Der 1976 im Alter von 77 Jahren verstorbene Landwirt und Altgemeinderat Peter Keller II hatte noch bis vor wenigen Jahren den letzten Sandsteinbruch im Nebenerwerb betrieben. "Taufpaten" für den Unnamen waren die Steinkäuzchen, die in den steilen Felswänden nisteten und noch heute in Mörtelstein nachts zu hören sind <sup>26</sup>).

## Die Sackstopper

Der Ortsteil Asbach ("Aschbach") liefert uns den Beweis dafür, daß Unnamen als Folge "anekdotischer Vorgänge" auch noch in jüngerer Zeit nicht nur variiert wurden, sondern völlig neu entstanden sind. Auf besonders drastische Weise bewahrheitet sich hier das Sprichwort: "Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen".

Weniger bekannt ist heute noch der Unname "Ouwedroutlescher" (Abendrotlöscher). Unter Berufung auf seinen Gewährsmann, den 1882 in Asbach geborenen Wilhelm Schneider berichtet Wild: "An einem Sommerabend im Jahre 1890 ging die Sonne glühend rot in Richtung gegen die Ortschaft Helmstadt unter. Einige fürsorgliche Gemüter glaubten, daß es in Helmstadt brenne. Sofort wurde mit den Kirchenglocken Sturm geläutet. Alles rief: ,Es brennt'! Die Feuerspritze heraus, Pferde davor, Männer auf die Spritze und in stärkstem Galopp ging's nach Helmstadt. Dort angekommen wurde nach der Brandstelle gefragt. Erstaunen der Gefragten und schon äußerte sich ein Spottvogel: ,Ihr wellt woll des Ouwedrout lesche!'. Seit dieser Zeit besitzen die Asbacher den Spitznamen "Ouwedroutlescher"<sup>27</sup>). Auf einem Sängerfest im Daudenzeller Wald bei der "großen Buche" um 1895 soll der Gesangverein von Breitenbronn die ebenfalls anwesenden Asbacher Sänger mit einem Wechselgesang verspottet haben, der auf diesen Vorfall anspielte. Text und Melodie hat Wild leider nicht mehr ermitteln können.

Hatten die Asbacher auf den gutmütig-schadenfreudigen Unnamen "Ouwedroutlescher" allezeit gelassen reagiert, so wurden sie doch böse, wenn das Wort "Sackschtopper" (= Sackstopfer) fiel oder ihr Dorf als "Aschbach im Sack" bezeichnet wurde. Wohl deshalb durfte Wild es auch nicht wagen, diese Unnamen in seiner Ortsgeschichte zu erwähnen. Wenn der Verfasser es dennoch tut, so einmal, weil es hier um eine historische Begebenheit geht, die im Gegensatz zu allem was wir bisher gehört haben, sogar dokumentarisch zu belegen ist, und zum anderen, weil inzwischen ein weiteres Vierteljahrhundert verstrichen ist und man sich auch in Asbach heute frei von "Kollektivschuld" fühlen kann.

Es war in der Inflationszeit, genau am 17. September 1923, da fand man im Walddistrikt "Räderbüschel" einen Erhängten. Es handelte sich um den 47jährigen ledigen Dienstknecht Karl Zimmermann, gebürtig von Neckarwimmersbach 28). Er war bei einem wohlhabenden Asbacher Bürger 17 Jahre lang als Knecht tätig gewesen. Daß er sich wegen der "furchtbaren Teuerung" erhängte, wie die "Badische Nekkar-Zeitung" am 29. September 1923 berichtete<sup>29</sup>), erscheint wenig wahrscheinlich, denn wir werden später hören, daß er keinen Pfennig Lohn erhielt und somit die Geldentwertung nicht fürchten brauchte. Richtig hat das Blatt aber unter der Überschrift "Die Beerdigung im Sack" ausgeführt, daß der Selbstmörder nicht in einem Sarg, sondern sackartig eingenäht in eine Decke, beerdigt wurde. Die damals viel beachtete Zeitungsnotiz endet: "Die Erregung, die diese rohe Behandlung im Dorfe hervorrief, ist ungeheuer". Natürlich war Asbach damit in aller Munde und der Unname "Sackschtopper" geboren. Wie heute noch lebende Zeitgenossen wissen, konnte sich ein Asbacher damals nirgends sehen lassen, ohne mit Hohn und Spott überschüttet zu werden.

Da über die näheren Umstände Akten nicht mehr vorhanden sind <sup>30</sup>) und bei den noch lebenden Zeugen des Geschehens eine verständliche "Verdrängung" der unangenehmen Erinnerungen eingetreten zu sein scheint, muß bezüglich des gesamten Hergangs auf eine Pressemitteilung des damaligen Bürgermeisteramts Asbach zurückgegriffen werden. Diese Mitteilung erschien am 8. Okt. 1923 in der Badischen Neckar-Zeitung <sup>31</sup>). Da es sich dabei um ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Zeitdokument handelt, wird es nachstehend im vollen Wortlaut wiedergegeben:

### "Die Leiche im Sack.

Zur Aufklärung des Leserkreises schreibt uns das Bürgermeisteramt Asbach: Am 16. September erhängte sich der seit 17 Jahren im Dienste des Adlerwirts Georg Ernst befindliche Knecht Karl Zimmermann. Der Fall wurde dem Bürgermeisteramt am 17. morgens gegen 10 Uhr gemeldet. Vom Bürgermeister wurde sofort die Gendarmerie, die Staatsanwaltschaft und das Amtsgericht verständigt. Der Bürgermeister bat die Dienstherrin um eine Decke, damit die Leiche bis zur Ankunft der Gerichtspersonen bedeckt werden könnte, welche verweigert wurde mit dem Bemerken, er hätte keine verdient. Wir überlassen es dem Urteil des Leserkreises, ob ein Knecht, der 17 Jahre lang bei einer Herrschaft seine Kraft und Zeit vergeudete, keine Decke verdient, zumal derselbe keinen Lohn als Knecht erhalten hat und auch keine Marken für ihn geklebt wurden. Auch weigerte sich der Dienstherr, auf Anfrage des Bürgermeisters, die Leiche vom Tatort in den Friedhof zu überbringen. Es mußte alles auf Kosten der Gemeinde geschehen. Da dem Bürgermeisteramt keine Verwandten des Knechts außer einem unzurechnungsfähigen Bruder bekannt waren, wurde, laut Verordnung des badischen Ministeriums des Innern vom 27. Dezember 1851 No. 17546/53, an die Anatomie nach Heidelberg telephoniert, die sich auch sofort bereit erklärte einen Sarg zu schicken. Der Sarg traf aber erst am 19. mittags um 3 Uhr ein. Bis dahin war die Leiche schon stark in Verwesung übergegangen. Gleichzeitig telephonierte die Anatomie, wenn die Leiche schon in Verwesung übergeht, dürfe sie nicht mehr geschickt werden. Der Sarg

wurde zurückverlangt. Bis jetzt waren 2 Tage vergangen und immer noch keine Gerichtspersonen gekommen. Der Bürgermeister schickte darauf den Totengräber an den Staatsanwalt nach Mosbach, welcher ihm zur Antwort gab, das Reich will sparen, es komme niemand. Jetzt war es höchste Zeit die Leiche der Erde zu übergeben, zu einem Sarg machen war keine Zeit mehr.

Die Leiche wurde in eine große Decke doppelt eingenäht von der Frau des Totengräbers, der wir noch Dank schuldig sind, denn es wollte niemand die Leiche mehr anrühren. Es muß als eine Lüge bezeichnet werden, daß sich der Ortsgeistliche weigerte, die Beerdigung vorzunehmen. Der Pfarrer erklärte sich bereit mit den Worten, er mache keinen Unterschied, ob Reich oder Arm. Auch wurde der Dienstherrschaft die Zeit der Beerdigung angegeben, aber niemand fühlte sich bewogen, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Auch ist die Unruhe im Dorf nicht so groß, wie geschildert, sondern rührt nur von einigen Klatschmäulern her, die gern immer etwas anderen Leute am Zeuge flicken möchten. Dies ist der genaue Sachverhalt, wir werden auf weitere Anrempelung keine Antwort mehr geben."

Nach allem, was der Verfasser von Zeitgenossen erfahren konnte, dürfte der Kern der Darstellung stimmen. Man wird lediglich davon auszugehen haben, daß die Rolle, die das Bürgermeisteramt spielte, etwas "geschönt" dargestellt wurde. Zu deutlich liest man das Bestreben heraus, sich von Mitschuld reinzuwaschen! Verständlich erscheint das Bemühen, die ohne Zweifel vorhandene Erregung über den doch wohl einmaligen Vorfall auf den "Dienstherrn" abzulenken und ferner auf angebliches Fehlverhalten anderer Behörden hinzuweisen. Gelungen ist dem Bürgermeisteramt aber der Versuch nicht, denn zu deutlich hatte man vorher betont, es habe "alles auf Kosten der Gemeinde geschehen" müssen, als daß man noch abgenommen hätte, es sei "zu einem Sarg machen" lediglich keine Zeit mehr gewesen. Prompt hat dann auch die Staatsanwaltschaft in einer Pressemitteilung vom 19. Oktober 1923 betont, die Leiche sei entgegen der Darstellung der Gemeinde erst am 17. September 1923 gefunden und bei der klaren Todesursache noch am gleichen Tage die Beerdigungserlaubnis erteilt worden, die dem Bürgermeisteramt schon vorgelegen haben müsse, als der Totengräber nach Mosbach geschickt worden sei. Es wurde allenfalls eine Postverzögerung vermutet. Dies sei dem Totengräber mitgeteilt worden und nichts davon, "daß gespart werden müsse u.s.f.". Alles andere sei Sache der Gemeinde gewesen und die Staatsanwaltschaft habe deshalb dem Bezirksamt die Akten zugeleitet<sup>32</sup>).

So ist also nicht nur dem längst verblichenen "Dienstherrn", sondern dem ganzen Dorf bis heute der Spott geblieben. Daß man da nicht gern an die "Beerdigung im Sack" erinnert wird, ist wohl verständlich<sup>33</sup>).

Wenn mit diesem Beitrag, dem das Bestreben zugrundelag, die bisher fast ausschließlich mündliche Überlieferung der Unnamen in der heutigen Gemeinde Obrigheim schriftlich festzuhalten, zugleich ein Ansporn gegeben würde, auch in der näheren und weiteren Umgebung <sup>34</sup>) der Bedeutung von Unnamen und Ortsneckereien nachzuspüren, würde dies sicher manche Überlieferung der Nachwelt erhalten, die unterzugehen droht, wenn sie nicht niedergeschrieben wird.

#### Anmerkungen:

1) Oswald A. Erich und Richard Beitl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 3. Aufl. Stuttgart 1974; a) Stichworte "Okelname", "Ortsreime", "Übername"; b) Stichwort "Kropf"; c) Stichwort "Esel". – Vgl. auch Anm. 15a.

2) Der Begriff "Unname" ist im Neckartal noch lebendig, nicht nur als Orts- und Personen-Unname. Beispiel: Frieder führt Heiner sein reichlich bejahrtes Auto als seinen "Wagen" vor. Heiner: "Oh, gebb doch dem Ding keen Unnome!"

<sup>3</sup>) Zitiert nach *Fütterer*, Entwurf der Ortsgeschichte von Obrigheim, vervielfält. Manuskript, 1965. Das Protokoll ist im Gemeindearchiv nicht mehr aufzufinden. Vgl. auch Anm. 16.

<sup>4</sup>) Gemeindearchiv Obrigheim, Abt. A Nr. 48. Vgl. auch Anm. 15 c.

<sup>5</sup>) Der Verfasser wurde 1942 eingeschult und erhielt gegen seinen Protest ("In unsere Familje hot's koi Krepf") ebenfalls Jodpillen.

6) Der 1965 verstorbene Altbürgermeister von Hochhausen, Karl Krieger, ein waschechtes Original, hielt dem Verfasser noch Anfang der sechziger Jahre neckisch vor: "In Owweringe guckt doch in jedem zwette Haus en Dapp raus".

7) Die Obrigheimer selbst, die Diedesheimer und die Neckarelzer nennen das Dorf im Dialekt "Owwrische", während man sonst in der Umgebung "Ow-

weringe" oder "Owwringe" sagt.

8) Der Verfasser wurde als Kind bei seinen Ferienaufenthalten bei den Großeltern in Daudenzell von dem schon vor Jahren verstorbenen Landwirt *Philipp Leibfried* regelmäßig mit dem Ausruf begrüßt: "Oh, die Owweringer Lufdbumbe isch a widder do!"

9) Amtliche Beschreibung: ,, . . . aus einem silbernen Sparren wachsend drei silberne Kugeln in Kleeblattform" (Gemeindeakten 020.2). Ältere Formen (1742 Generallandesarchiv Karlsruhe Sign. 229/79090 und 1789 Gemeindearchiv Obrigheim Abt. R Nr. 2) lassen ein dreiblättriges Kleeblatt bzw. einen Baum, aus einem Dreiberg wachsend (?) erkennen. Möglicherweise handelt es sich dabei um ein altes Ortszeichen. Der "Kropf" ist hier also "angedichtet".

10) Obrigheim ist dafür besonders "berüchtigt". wohl auch wegen der Notwendigkeit der Unterscheidung vieler gleichnamiger Personen. Gerade bei den häufigsten Familiennamen Ernst, Eicher, Geier und Horn gab es oft bis zu vier Träger gleicher Vor- und Familiennamen. Amtlich erfolgte die Unterscheidung durch Hinzufügung römischer Zahlen, z. B. Georg Adam Ernst IV. In der Praxis bildeten sich kaum Hausnamen, wie z. B. Bienen-Eicher, weshalb man sich mit Unnamen half, die freilich der "Betroffene" nicht zu Ohren bekommen durfte. Dies führte z. B. nach der Ankunft der Heimatvertriebenen zu köstlichen Situationen, wenn diese einen Alt-Obrigheimer gutgläubig mit seinem Unnamen ansprachen! - Vgl. zu diesem Thema auch Karl Bertsche, Die volkstümlichen Personennamen einer oberbadischen Stadt. Diss. Tübingen 1906, sowie Herbert Schwedt, Zum informellen Namensystem einer württembergischen Landgemeinde, in: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971-1973, Stuttgart 1973, S. 75 ff.

<sup>11</sup>) Der Stamm kommt aus dem Mörtelsteiner Gemeindewald "Schollenrain", der früher zu Obrigheim gehörte, kann also seine wahre Herkunft nicht

verleugnen!

<sup>12</sup>) Die beiden folgenden Anekdoten scheinen wesentlich jüngeren Datums zu sein, als die Unnamen "Kröpfer", "Kropfheim" usw. Ein Gewährsmann, der 1881 geboren gewesene Philipp Peter Ernst III, als "Kronewerts-Ernschte-Philipp" bekannt, meinte, in

seiner Jugend hätte man "die G'schichtlin" noch nicht gehört; wann sie aufgekommen seien, wisse er nicht zu sagen. Nach Ansicht des Verfassers ist nicht auszuschließen, daß sie aus anderen "Kropfgegenden" stammen. Ob ein Teilnehmer am 1. Weltkrieg sie irgendwo gehört und auf sein Heimatdorf übertragen hat? Die Geschichte von dem Handwerksburschen soll jedenfalls auch im Schwarzwald und in Bayern geläufig sein (Hinweis von *Dr. Peter Assion*, Freiburg/Walldürn).

13) Im Gegensatz zum Verhältnis zwischen Obrigheim und Neckarelz, wo eine frühere Neckarinsel ("Wörth" oder "Werth") über Jahrhunderte Zankapfel war und allgemein "Haderwörth" genannt

vurde.

<sup>14</sup>) Diedesheim gehört kirchlich schon immer zu Neckarelz.

15) Brockhaus-Enzyklopädie, 1966–1976: a) Stichwort "Spitzname-Okelname". Danach entstehen diese nach "einer körperlichen Eigentümlichkeit, einer auffälligen Gepflogenheit oder infolge eines anekdotischen Vorgangs"; b) Stichwort "Ortsneckereien" als "Ausdruck nachbarlicher Rivalitäten zwischen einzelnen Dörfern oder Städten und gleichzeitig Zeichen eines Zusammengehörigkeitsgefühls"; c) Stichwort "Kropf". Als Ursachen der Kropfkrankheit sieht man heute an "Vererbung, Umweltfaktoren, Ernährungs- und Landschaftsbedingungen, . . . Arbeitshypertrophie der Schilddrüse, z. B. bei Jodmangel der Umwelt".

<sup>16</sup>) Mündlicher Hinweis von Altgemeinderat und Landwirt Friedrich Knaus, der solche "Schlachten" noch mitgeschlagen hat und davon viel zu erzählen

weiß.

<sup>17</sup>) Mündliche Mitteilung des Vaters des Verfassers, der dies noch in den 20er Jahren miterlebt hat.

18) Gerhard Lutz, Sitte, Recht und Brauch. Zur Eselshochzeit von Hütten in der Eifel, in: Zeitschrift für Volkskunde 56, 1960, S. 74 ff.; Brockhaus (wie Anm. 15), Stichwort "Esel". Vgl. auch Anm. 1c. 18a) Die Version, es habe sich um einen bereits toten Esel gehandelt, ist offenbar neueren Datums; sie wurde nach älteren Gewährsleuten früher nicht erzählt. Sie kann schon deshalb nicht stimmen, weil die mündliche Überlieferung nicht nachträglich verharmlost, sondern erfahrungsgemäß eher drastischer darstellt.

19) Deshalb "Kronewerts-Ernschte-Philipp", geb.

1881, gest. 1968.

<sup>20</sup>) Die 1853 geborene Urgroßmutter des Verfassers hat diesem noch 1944 genaue Einzelheiten des von ihr erlebten Baus der Odenwald-Eisenbahn 1861/62 und von Augenzeugen gehörte Episoden aus den Freiheitskriegen ("als die Russen 1813/14 da waren") erzählt.

<sup>21</sup>) Nur wegen dieser Ungewöhnlichkeit des Vor-

gangs konnten überhaupt Ortsneckerei und Unnamen entstehen und über viele Generationen überliefert werden.

<sup>22</sup>) Eine Anspielung auf die früheren sanitären Verhältnisse in dem engen Städtchen, wo man im Gegensatz zum Dorf nicht "über den Hof" gehen konnte!
<sup>23</sup>) Fürstl. Leiningen'sches Archiv Amorbach, Umfrage "Zur Hebung des Landes" 1806: "Beschreibung des gegenwärtigen Zustands dieses Orts und Vorschläge zu dessen Verbesserung", Antwort zu Frage 12.

<sup>23a</sup>) Ebenda, Antwort zu Frage 11.

<sup>24</sup>) Bericht "Zur Kenntnis des Landes" vom 13. 12. 1802, Fürstl. Leiningen'sches Archiv, Amorbach, Antworten 25 und 26.

<sup>25</sup>) Werner Haas, Steinhauerinschrift an der Mörtelsteiner "Neckarhelde", in: Der Odenwald 20, 1973, S. 100 ff. Vgl. auch Das Großherzogtum Baden, J. Bielefeld's Verlag, Karlsruhe 1885, fotomech. Nachdruck, Bissinger 1968, S. 484.

<sup>26</sup>) Mündliche Hinweise von Altgemeinderat Hermann Witter und Gemeinderat Emil Reinmuth, Ob-

righeim-Mörtelstein.

<sup>27)</sup> Heinrich Wild, Ortsgeschichte der Gemeinde Asbach, ca. 1955, als Manuskript vervielfältigt, dem Verfasser zur Verfügung gestellt durch Realschulkonrektor Günter Wittmann, Obrigheim-Asbach. Die erwähnte Spritze wird noch heute von der Abteilungsfeuerwehr Asbach gehegt und gepflegt!

<sup>28</sup>) Standesamt Obrigheim, Sterbebuch von Asbach, Eintrag Nr. 9/1923. Hinweis von Gemeindeoberin-

spektor Stech, Obrigheim-Asbach.

<sup>25</sup>) Badische Neckar-Zeitung (Untertitel: Odenwälder Bote – Mosbacher Tagblatt), 74. Jg. 1923, Nr. 226. (Das von der Kirschmer'schen Druckerei gedruckte und verlegte Blatt wurde durch Vermittlung von Rektor Werner Haas, Mosbach, zur Verfügung gestellt durch Druckereibesitzer Hans Kirschmer, Mosbach, wofür gedankt sei!)

30) Akten des früheren Bürgermeisteramts Asbach finden sich nicht im Archiv. Ebenso sind die einschlägigen Akten des früheren Bezirksamts Mosbach beim Landratsamt Neckar-Odenwald-Kreis nicht auffindbar. Die Staatsanwaltschaft Mosbach hat die Todes-

ermittlungsakten längst vernichtet.

31) Badische Neckar-Zeitung (wie Anm. 29), 74. Jg., Nr. 233. Die Pressemitteilung ging übrigens ausweislich des Portoverzeichnisses (Beilage 286 zur Gemeinderechnung 1923/24) auch noch an das Heidelberger Volksblatt, das Heidelberger Tageblatt und an die Heidelberger Neuesten Nachrichten. Diese Blätter hatten also wohl ebenfalls über die Sache berichtet.

32) Ebenda, Nr. 243.

<sup>33</sup>) Die Gemeinderechnung von Asbach für das Rechnungsjahr 1923/24, die im Gemeindearchiv Obrigheim, Abteilung Asbach, verwahrt ist, gibt übrigens Aufschluß darüber, welche Kosten der tote Knecht der Gemeinde verursacht hat. Es waren 26 Goldmark, die der Totengräber Mathäus Dafeldecker und seine Ehefrau Katharina, die als Putzfrau in Schulhaus und Rathaus tätig war, insgesamt an "Beerdigungskosten für Karl Zimmermann" erhielten. Damit war alles abgegolten, vom Abholen der Leiche aus dem Wald bis zur Schließung des Grabes, das Einnähen selbstverständlich ebenso eingeschlossen wie die "Dienstreise" zur Staatsanwaltschaft Mosbach, die im "Gebührenverzeichnis der Gemeindebeamten für auswärtige Geschäftsverrichtungen" nicht besonders erscheint! Die erste Rate von

6 Goldmark = 6 Billionen Papiermark, wurde von der Gemeindekasse am 6. Dezember 1923 ausbezahlt, und den Rest quittierte Dafeldecker am 25. Januar 1924 mit 20 Rentenmark, die inzwischen als wieder stabile Währung eingeführt worden waren. Immerhin war das kein schlechter Lohn, wenn man bedenkt, daß der ortsübliche Taglohn für einen Arbeiter damals 2,50 Mark betrug.

<sup>34</sup>) Allein in der Umgebung von Obrigheim gibt es so schöne Unnamen wie "Windbeutel" (Aglasterhausen), "Buschelprügel" (Hochhausen), "Knieschieber" (Kälbertshausen), "Hutzelbäuch" (Neckar-

zimmern) usw.

## Frankenland

Preist das Land der Alemannen, Seiner Hügel edlen Wein, Preist der Schwarzwaldberge Tannen Und das Land am jungen Rhein.

Freiburgs Münster, seit Jahrhundert Ragt es auf in stolzer Pracht. Gotik, von der Welt bewundert, Filigran aus Stein gemacht.

Auch vom Neckar sollt ihr singen, Von den Burgen hoch und hehr. Frohe Lieder müssen klingen. Heidelberg zu Ruhm und Ehr.

Mannheim dürft Ihr nicht vergessen Diese Stadt voll Kunst und Fleiß, Mächtig rauchen seine Essen, Bad'ner Landes Preis.

Uns'res Herrgotts schönstes Walten Wird in Blüten offenbar; An der Bergstraß' Sonnenhalden Prangt ein Paradies fürwahr.

Wo ihr schaut der Heimat Weiten, Freie Täler, stolze Höh'n Schenkt sie ihre Kostbarkeiten, Fruchtbar ist das Land uns schön.

Arthur Trautmann

Weitab von den lauten Wegen Ist ein tüchtig Volk zur Hand, Und es muß sich wacker regen Um sein schönes Frankenland.

Keiner soll dies Volk mir schelten, Höhnen seine Einsamkeit. Es wird dauern, es wird gelten, Dienend in Bescheidenheit.

Stolz und kernhaft sind die Franken, Bauernvolk am eig'nen Herd. Treu und gläubig, sonder Wanken Und im Daseinskampf bewährt.

Durch des Sommers Blumenreigen Wallen sie zum Heil'gen Blut, Um sich betend zu verneigen Vor dem wundersamen Gut.

Friedlich fließt durch's Tal die Tauber, Rebumkränzt, zum nahen Main, Und der Landschaft stiller Zauber Schließt geheimnisvoll Dich ein. Ihr mögt rühmen, ihr mögt preisen, Reich ist Euer Land am Rhein,

Dennoch will ich "Franke" heißen Und der Heimat treuester sein.

## Ein Barometermacher auf dem Dorf

Werner Haas, Mosbach

Das kleine Schefflenztal im Neckar-Odenwald-Kreis, ein typisches Tal des Baulandes 1), hat der Wissenschaft zwei Gelehrte von Weltgeltung beschert: den 1855 in Billigheim geborenen Botaniker Karl von Goebel und den 1873 zwar in Niederwasser bei Triberg geborenen 2), aber in Schefflenz groß gewordenen späteren Germanisten Dr. Edwin Carl Roedder 3).

Von dem letzteren erschien 1928 das Buch, "Das südwestdeutsche Reichsdorf in Vergangenheit und Gegenwart"4), in dem Roedder, der Ehrendoktor der Universitäten Ann Arbor (Michigan) und Heidelberg war<sup>5</sup>), die Geschichte des Baulandes und dessen Volkskunde am Beispiel von Oberschefflenz darstellt. In diesem Buch, mit dem sich Roedder als Volkskundler des badischen Frankenlandes qualifizierte, hat er auch über das "Gemeinschaftsleben" in Schefflenz geschrieben und besonders hervorgehoben, daß den Schefflenzern immer noch die alte Reichsfreiheit "nachzugehen" scheint und sie ihren besonderen "Stolz" hätten. Lang und breit schreibt er da, wem sich die Bauern dieses Tales "überlegen" fühlen, was sich sogar in einer Geringschätzung der - nach ihrer Meinung von den Städtern übertriebenen - geistigen Arbeit zeige: "Wie gelehrter, wie verkehrter!" Wörtlich lesen wir da: "Am gründlichsten verachtet er [der Bauer] den Meteorologen und den Astronomen, Wettermann und Sterngukker"6).

Und ausgerechnet in Schefflenz, zwar nicht im Heimatdorf Roedders<sup>7</sup>), sondern in Unterschefflenz, lebte im vergangenen Jahrhundert ein Mechaniker, ein Instrumentenmacher, der jene "Messer" herstellte, welche ein Meteorologe am ehesten braucht, nämlich den Schweremesser, den Druckmesser, eben das Barometer. Es gab also da einen Mechanikus, der auf

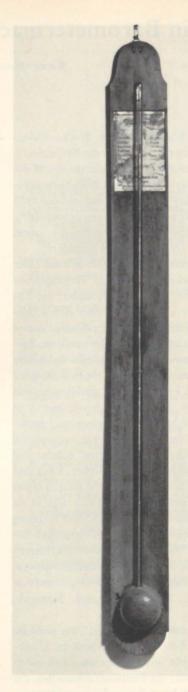
einfachste Weise Geräte zum Messen des Luftdruckes herstellte und den Roedder übersehen hat, was nicht verwunderlich ist, verbrachte er selbst doch fast sein ganzes Gelehrtenleben in den Vereinigten Staaten und nicht in der Heimat seiner Mutter, dem Schefflenztal<sup>8</sup>).

Von diesem Barometermacher, dem selbst in den Kirchenbüchern so genannten "Tausendkünstler", wollen wir berichten. Es war der 1809 geborene Karl Friedrich Schuhmacher, der bis 1877 in Unterschefflenz als Uhrmacher und Bauer lebte und dazu noch sieben Söhne zeugte, die sich guter Gesundheit erfreuten 9). Da und dort sind die einfachen Barometer, welche Schuhmacher aus gekauften Einzelteilen herstellte, in Stuben und Küchen zu sehen - und sie "gehen"! Dem Verfasser ist eines der Quecksilberbarometer genauestens bekannt - es hing lange in einer Schefflenzer Küche im Haus des Büchsenmachers Hamm, dessen Hausmarke zwei gekreuzte Pistolen - glücklicherweise erhalten ist 10). Leider hat sich beim Reinigen des alten Wetterglases eine Luftblase "eingeschlichen", welche die Quecksilbersäule im Glasrohr in zwei Teile getrennt hat; aber intakt ist das Barometer noch. Auf einer auf grünlichem Papier durch eine Glasscheibe geschützten "Wetterskala" ist der Hersteller vermerkt: "K. F. Schuhmacher, Unterschefflenz".

Schuhmacher baute seine Barometer noch ganz nach der Art des "Torricellischen Vakuums" <sup>11</sup>) als sogenannte "Phiolen-Barometer". Die einseitig verschlossenen, etwa 85 cm langen und 10 Millimeter starken Glasröhren, die am anderen Ende u-förmig gebogen waren und in einen Hals mit einer Erweiterung, eben einer Phiole, ausliefen, hat er von auswärts bezogen. Vom Dorfschreiner ließ er sich wohl die langen Brettchen (100 × 10 × 1 cm) aus Fichtenholz

anfertigen, auf die die Röhren montiert wurden. Das Quecksilber dürfte er aus einer der größeren Apotheken bezogen haben, und die Zettel, auf denen man den Barometerstand ablesen konnte, werden in Mosbach oder Adelsheim gedruckt worden sein. Alle anderen "Zutaten", die Glasscheibe zum Schutz der papiernen Skala, der Kupferdraht zum Befestigen der Glasröhre auf dem Brettchen bzw. zum Herstellen eines Aufhängers, die Watte zum Verstopfen der Phiole, dürften "Eigenbastelei" gewesen sein. Höchstens der hölzerne Schutz über dem Quecksilberspiegel, eine runde Halbschale, könnte die Drechslerarbeit eines "Lieferanten" gewesen sein. Waren die "Zutaten" vorbereitet, ist die "Fabrikation" denkbar einfach gewesen, wenn der Hersteller "gewußt hat, wie"!

Zur Zeit Schuhmachers im kleinen Unterschefflenz waren immerhin dreihundert Jahre vergangen, seit der berühmte Evangelista Torricelli an der Saugpumpe entdeckt hatte, daß die Luft ein Gewicht hat und eine 10 Meter hohe Wassersäule im Gleichgewicht halten kann 12). Als dann Torricelli seinen Schüler Vicento Viviani diese Beobachtung mit Quecksilber nachprüfen ließ, indem er eine etwa ein Meter lange einseitig verschlossene Glasröhre mit dem 13,5 mal schwereren "Stoff" füllen ließ, war 1643 das Barometer, das dreihundert Jahre später , kleine Leute auf dem Land" wie Schuhmacher noch nachbauten, erfunden. Viviani verschloß die Röhre mit dem Finger und stellte sie umgekehrt in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß. Gegen alle landläufige Meinung floß das Quecksilber nicht aus, es sank nur in der Röhre bis auf eine Höhe, die wir heute mit 760 Millimeter angeben, herab. Über der Ouecksilbersäule war so etwas wie ein Vakuum entstanden, das erste von einem Menschen erzeugte und deswegen mit Recht, das "Torricellische" genannt. Aber bis zur Erkenntnis - nach langen Beobachtungen -, daß die Quecksilbersäule Schwankungen unterworfen ist, daß demnach der Luftdruck nach Höhe und Wetterlage veränderlich sein muß und bis zu einer von jeder-



Barometer, hergestellt von K. F. Schumacher, Unterschefflenz Foto: E. Hannemann

mann ablesbaren und verstandenen Skala eines Barometers war es ein weiter Weg. Höchster Luftdruck, niedrigster Tiefdruck und die Eichung zwischen den Grenzwerten war Sache der Beobachtung. Schuhmacher hat sich wahrscheinlich ein "Mutterbarometer" geeicht. Von diesem konnte er die "Maße" abnehmen; die Glasröhre war ja über dem Meßbereich nach oben und unten verschiebbar. Schuhmachers Barometer war insofern "genau", weil der Hersteller ja die Eichung im Bereich seiner Kunden vorgenommen hatte. Wer wird denn schon sein Wetterglas gekauft haben? Die Leute im Schefflenztal oder in der allernächsten Umgebung. Schuhmacher ging von einem Meßbereich aus, den wir heute zwischen 650 und 800 Millimeter Quecksilbersäule festlegen würden. Die Einteilung Schuhmachers im Meßbereich war eine Grob- und Feineinteilung mit Strichen und volkstümlichen Bemerkungen (von oben nach unten): "Sehr trocken, Beständig, Schön Wetter, Veränderlich, Regen od. Wind, Viel Regen, Sturm". Dazu noch die Überschrift in schönen Buchstaben: "BAROMETER". Das mußte genügen, und es genügte, wenn die Käufer erst einmal gelernt hatten, das Wetterglas zu beobachten. Da wird es dann leicht verständlich, daß die "betuchteren" Bauern in den Ruch des Wettermachens kamen. Die Schadenfreude der ,, Nicht-Barometer-Besitzer", wenn eine todsichere Prognose nicht eingetreten war, kann man sich ausmalen. Vielleicht geht die vernichtende Kritik, die Roedder den Bauern "in den Mund gelegt" hat, daß die Wettermänner ganz unglaubwürdig seien, auf diese Schadenfreude zurück.

Jetzt noch die Frage, wie hat wohl Schuhmacher oder später sein Enkel und "Erbe" Karl Friedrich Wilhelm Schuhmacher 13), Quecksilber, das ja nicht ungefährlich ist, in diese schwierig zu füllende Glasröhre hineinpraktiziert? Vermutlich mit einem Schläuchlein und dadurch, daß er zum Schluß noch Quecksilber in die Phiole nachgefüllt hat. Die "Füllung" hat sicher nicht immer geklappt, weil vielleicht das Vakuum, wenn eine Luftblase sich einschlich, "zusammenfiel".

Es ist anzunehmen, daß nicht jeden Tag ein Barometer in Unterschefflenz gekauft wurde. Möglich ist, daß einige Instrumente fertig zum Verkauf und wegen des Nacheichens bei Schuhmacher in der Stube hingen, wobei sie sicher lange auf Käufer warten mußten oder gar Ladenhüter wurden. Vermutlich gab es auch Konkurrenz an manchen anderen kleinen Orten des Odenwalds und Baulandes; zusammenbauen konnten schließlich auch noch andere findige Köpfe. Tatsache aber bleibt, daß ein solches Quecksilberbarometer gar nicht so ungenau ist. Im Gegenteil, keine Wetterstation kann, weil Quecksilber sich gleichmäßig ausdehnt, auf solche Instrumente verzichten 14), und das trotz der einfacheren und heute überall gebräuchlichen Metall- oder Aneroid-Barometer, die zu Lebzeiten Schuhmachers erfunden wurden 15).

Die "überkommenen" Barometer aus der Hand eines Unterschefflenzers sind nun sozusagen ein Thema der Volkskunde u. a. als Beweis dafür, daß man sich auf dem Land zu allen Zeiten auf einfachste und billigste Weise zu helfen gewußt hat.

### Anmerkungen:

1) Zum Landschaftsbegriff vgl. Peter Assion, "Odenwald" und "Bauland". Zur Geschichte der beiden Begriffsbildungen, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften<sup>2</sup>), Reinheim 1977.

2) Der Vater von Edwin Carl Roedder war ein aus dem Rheinland stammender Bauingenieur, der am

Bau der Schwarzwaldbahn mitwirkte.

3) 1891 Universität Heidelberg, 1892 Universität Ann Arbor, Michigan, 1897 Promotion, dann bis 1929 Dozent an der Staatsuniversität Wisconsin, dann Dozent am City College, New York, gestorben am 20. 10. 1945, Beisetzung der Asche im Sommer 1948 im Waidachswald bei Schefflenz. - Siehe auch Ernst Ditton, Prof. Dr. Edwin Carl Roedder zum 100. Geburtstag, in: Badische Heimat 54, 1974, S. 24 ff.

4) Zweite (gekürzte) Auflage 1974 in: 774 - 1974, Gemeinde Schefflenz, Selbstverlag der Gemeinde

Schefflenz, S. 17-267.

- 5) Vgl. ebenda, S. 7.
- 6) Ebenda, S. 222/223.
- 7) Roedder hielt sich wegen seiner Studien und der Sammlung des Materials mehrmals in Oberschefflenz auf: 1905 und 1910 je ein halbes Jahr, 1922 das ganze Jahr.
- <sup>8</sup>) Roedder wohnte, außer der Unterbrechung von 1922, von 1892 bis 1945 in den USA.
- <sup>9</sup>) Karl Friedrich Schuhmacher (die Familie, die in Schefflenz heute noch lebt, hat sich später "Schumacher" geschrieben), geboren 1809 in Unterschefflenz, gestorben 1877 ebenda, ist im Heiratsbuch der evang. Kirchengemeinde Mittelschefflenz 1840 als "Mechaniker und 1000 Künstler", im Sterbebuch als "Mechaniker und Tausendkünstler" genannt. Er hatte sieben Söhne, die nacheinander, ohne daß ein Mädchen dazwischen war, von einer Frau geboren wurden und die lebten. Taufpate des siebenten Sohnes war deshalb der Großherzog. Die Angaben stammen von Hardy Körber, Mosbach, der sie mit Genehmigung von Pfarrer Paul Monninger den Kirchenbüchern von Mittelschefflenz entnahm, wofür beiden Herren zu danken ist.
- 10) Haus Augusta-Bender-Straße 8, Schefflenz 1, Hausmarke: Ludwig Hamm, 1830 (zwei gekreuzte Pistolen mit dem Lauf nach unten). Der Büchsenmacher Ludwig Hamm wanderte im Zuge der Folgen von 1848/49 nach Amerika aus. Der Verfasser erhielt das Quecksilberbarometer im Tausch gegen ein Dosenbarometer von Berta Banschbach, gest. 1973, im Jahre 1970. Das Barometer stammt vom Schwiegervater Karl August Banschbach oder dessen Mutter, einer geborenen Hamm.
- <sup>11</sup>) Evangelista Torricelli, Physiker, Mathematiker, geb. 15. 10. 1608, gest. 25. 10. 1647; er erkannte, daß die Luft ein Gewicht hat.
- <sup>12</sup>) Die Idee dazu stammte von Galilei, bei dem Torricelli 1641/42, kurz vor dessen Tod, in Florenz Sekretär war.
- <sup>13</sup>) Karl Friedrich Wilhelm Schuhmacher, geb. am 3. Januar 1843, gestorben am 4. April 1923, wohnhaft in Unterschefflenz Haus 136 (Angabe von Bg. Döttling, Schefflenz).
- 14) Dankenswerter Hinweis von Oberstudienrat Gerhard Fischer, Mosbach.
- 15) Dosen- oder Aneroid-Barometer, konstruiert 1847 von Vidi.

# Aus der Chronik des Karlsruher Schwedenpalais

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Als im Jahre 1970 das Wasserwirtschaftsamt sein Dienstgebäude in der Karlsruher Hans-Thoma-Straße, gegenüber der Staatlichen Kunsthalle, räumte, stand fest, daß das unter dem Namen "Schwedenpalais" bekannte Haus mit der vornehmen Fassade vom Einsturz bedroht, ja vielleicht abbruchreif war. Fünf Jahre lang stand es leer, aber Experten des Staatlichen Hochbauamts und Mitarbeiter des Landesdenkmalsamts führten darin regelmäßige Untersuchungen durch, kontrollierten Zustand und Veränderungen von Mauerwerk und Treppenhaus, um danach Pläne zur "Sanierung des Dienstgebäudes Hans-Thoma-Straße 1" auszuarbeiten. Diese Sanierungsarbeiten begannen 1976, und sie werden, ohne daß hier auf die Kosten und die bautechnischen Einzelheiten bis ins letzte eingegangen werden soll, erreichen: Das Schwedenpalais wird, was seine Fassade und das Treppenhaus betrifft, weiterbestehen! Damit wird das vertraute Aussehen eines Hauses erhalten, das zu den schönsten Zeugnissen der Karlsruher Bauepoche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehört - ein Haus auch, das mehr als einmal Schauplatz ungewöhnlicher politischer Ereignisse und ungewöhnlicher menschlicher Schicksale gewesen ist.

Nur eine Hausbreite davon entfernt, an der Waldgasse, befand sich in den ersten Jahrzehnten nach der Stadtgründung, ein Palisadenzaun. Er öffente sich nach außen mit einem einfachen Durchlaß, der durch eine hölzerne Schranke gesperrt werden konnte, und diese harmlose Barriere war das erste Linkenheimer Tor. Bis der junge Markgraf Karl Friedrich bald nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1746 drei wichtige Entscheidungen traf: Er wollte die von seinem

Großvater Carl Wilhelm in die Ebene gezirkelte Residenz auch seinerseits beibehalten, das Schloß neu und nunmehr in Stein aufführen lassen, und er wünschte, dementsprechend auch die ursprünglich hölzernen Häuser der Stadt durch modellmäßige Steinbauten allmählich zu ersetzen und zu ergänzen.

Da paßten hölzerne Tore nicht länger ins Bild, und deshalb unterbreitete der markgräfliche Bauinspektor Wilhelm Jeremias Müller am 3. November 1758 einen "unmaßgeblichen" Vorschlag, der mit den Worten begann: "Da Karlsruhe die Residenz eines Fürsten ist, so muß es keinen Eingang haben wie ein Bauernhof. Die Tore müssen in Proportion der Würde stehen, die der Stadt durch die Wohnung des Fürsten zuwächst."

# Modellmäßig mit "Wohlanstand und Zierlichkeit"

Doch es dauerte fast ein volles Jahrzehnt, bis Müller, der nun seit vierzehn Jahren in markgräflich-badischen Diensten stand, diesen Vorschlag, zunächst mit dem Linkenheimer Tor, verwirklichen konnte. Etwa an der Stelle, wo jetzt die Akademiestraße auf die Hans-Thoma-Straße trifft, entstand 1766/67 ein wohlausgewogenes Torgebäude mit drei Durchlässen und zwei anschließenden Flügelbauten - Stockhaus und Pagerie, ein etwas seltsamer Kontrast - von dem zwar noch Baupläne existieren, aber keine zeitgenössischen Abbildungen. Das Tor muß ein prächtiges Bild abgegeben haben, nahm es doch die volle Breite eines rechteckigen Platzes ein, dessen entgegengesetzte Schmalseite durch die Waldgasse begrenzt wurde. An der nördlichen, dem Botanischen Garten zuge-



Vom Linkenheimer Tor, das Wilhelm Jeremias Müller 1766/67 in den Formen des Spätbarock errichtete, gibt es keine zeitgenössische Darstellung mehr. Nur aus den Plänen läßt sich das Aussehen dieser repräsentativen Toranlage noch einigermaßen rekonstruieren

Zeichnung: H. L. Zollner

wandte Längsseite war die - allerdings erst 70 Jahre später von Heinrich Hübsch erbaute -Gemäldegalerie vorgesehen. Nur die südliche Längsseite war für bürgerliche Bauten bestimmt, die "nach denen gemachten Vorschriften und Reglements aufgeführt" werden, und bei denen "so viel als möglich und es die Umstände erlauben, auf den Wohlanstand und die Zierlichkeiten gesehen und aller Mißbrauch vermieden" werden sollte. Den Modellbau-Vorschriften von 1756 und damit der schlichten Noblesse Müllerscher Wohnbauten entsprach das an der Ecke mit der Waldgasse gelegene Gasthaus, das zuerst mit dem Schild "Zum Vogel Strauß" von dem Gastgeber David Keller betrieben wurde, später "Durlacher Hof" hieß, dann "Rotes Haus", nach 1933 kurze Zeit "Braunes Haus" und endlich, um nicht mit der Zentrale in der "Hauptstadt der Bewegung" verwechselt zu werden, in "Braunes Eck" umbenannt wurde. Modellmäßig "nach denen gemachten Vorschriften" waren an dieser Platzseite und gegen den Torbau zu auch die Häuser des Silberdieners Faber und des Hofsporers Brenner.

Daß dazwischen dann auch "Wohlanstand und Zierlichkeiten" zur Geltung kamen, dafür sorgte der Bauherr, der die noch freie Front von über 68 Schuh Länge überbaute.

## Nach dem Riß von J. Fr. Weyhing erbaut

Es war der Geheime Hofrat Georg Ludwig Ernst Preuschen, der sich im November 1767 dazu entschloß, den "zwischen der Durlacher Hofwirtin Kellerin und dem Lakai Faber dahier noch leerstehenden Platz am Linkenheimer Tor" zu bebauen, und zwar - denn sonst wäre er der Baugnade von drei Gulden je Schuh Länge verlustig gegangen – wiederum mit einem modellmäßigen Haus. Wenn hohe Regierungsbeamte bauten, arbeiteten die dabei mitwirkenden Amter schnell. In kürzester Zeit lieferte das Forstamt dem Herrn Hofrat,, das bereits bewilligte Eichen Holz zu dessen neuem Hausbau", der Zimmermeister Johann Ludwig Weinbrenner und seine Gesellen sputeten sich ebenfalls, und schon am 11. Oktober 1768 war Preuschens "neues Drev Stöckigt Modellmäßiges Hauß, so nach durch Rechnungs Rath Weyhing beschehenem accuratem Ausmessen 681/2 Schu lang ist, aufgebaut und . . . unter Tach gebracht." Das Datum der Fertigstellung ist nicht genau festzustellen, doch am 11. Juli 1770 erging an den beim markgräflichen Bauamt beschäftigten Baumeister Johann Friedrich Weyhing das Ersuchen, darüber zu berichten, "ob er vorhero, ehe er den Riß und Überschlag über das neu erbaute Preuschische Haus gefertigt, erforderliche Einsicht vom Platz genommen habe."

Erst diese "Einsicht vom Platze" bewirkte die Auszahlung der Baugnade, d.h. eines staatlichen Bauzuschusses, in Höhe von 204 Gulden 30 Kreuzer an den Bauherrn, nur diese Aufforderung zur "Einsicht vom Platze" brachte auch nach Fritz Hirschs Meinung in seinem bedeutsamen Werk ,,100 Jahre Bauen und Schauen" - die Gewißheit, daß nicht Wilhelm Jeremias Müller der Meister des Karlsruher "Schwedenpalais" gewesen ist, sondern der stets im Schatten seines Chefs gestandene Johann Friedrich Weyhing - ein Stuttgarter Architekt aus dem Kreis um Philippe de la Guêpière, der 1767 nach Karlsruhe gekommen war, und der mit dem Haus für den Hofrat Preuschen vielleicht jenen "Goût grec" seines Meisters in der badischen Residenz heimisch gemacht hat, der erst von Weinbrenners Klassizismus abgelöst wurde.

## Der Bauherr war bürgerlich

Doch nun zur Person des Bauherrn! Georg Ludwig Ernst Preuschen stammte aus Hessen. Ein nach zeitgenössischen Urteilen hervorragender Jurist, war er zunächst Licentiat der Rechte an der Universität Gießen. Er gab dort Vorlesungen und wurde vom Landgrafen von Hessen am 7. Februar 1754 zum Extraordinarius und Assessor bei der juristischen Fakultät ernannt. In jener Zeit muß Preuschen den baden-durlachischen Geheimen Rat Johann Jakob Reinhard - gleich Preuschen aus dem Hessen-Nassauischen gebürtig - kennengelernt haben, der dann vermutlich den rechts- und prozeßkundigen Gießener Juristen seinem Landesherrn, Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach, zur Anstellung in Karlsruhe empfahl. Dennoch ist es erstaunlich, daß bereits am Tag nach der Ernennung zum außerordentlichen Professor und Fakultäts-Assessor Georg Ludwig Ernst Preuschen seine Entlassung erbat, um in baden-durlachische Dienste zu treten. Dort erhielt er zunächst den Rang eines Hofrats-Assessors. Sonst alles andere als ein Freund der Juristen, war Karl Friedrich dem Assessor offenbar recht gewogen, und er bemerkte einmal in den Akten, er glaube, "daß man sich auf den Assessor Preuschen verlassen könne". Das Vertrauen des Fürsten drückte sich auch in Preuschens amtlicher Laufbahn aus: 1755 wurde er Hofrat, vom Jahre 1764 an gehörte Preuschen als Geheimer Hofrat mit Sitz und Stimme dem Geheimratskollegium an und bekleidete damit einen Posten, der dem eines heutigen Justizministers entspräche.

Preuschen hatte so Grund genug, das Ansehen, das er beim Landesherrn und in dessen Geheimem Rat genoß, auch durch ein schönes Haus zum Ausdruck zu bringen, erst recht nachdem dieses Haus in der Nähe des Schlosses lag. Trotz dieser Position, trotz des Ansehens beim Landesherrn und trotz des neuen Hauses gab der Hofrat Preuschen im Jahre 1772 seine Stellung in Karlsruhe auf, erbat seinen Abschied und ging ans Wetzlarer Reichskammergericht.

Über die Gründe zu diesem Abschied aus badischen Diensten lassen sich gewisse Mutmaßungen anstellen. Ursprünglich war der Geheime Rat ein Kollegium gewesen, dem, abgesehen vom Ratspräsidenten Freiherr von Üxküll, nur bürgerliche Mitglieder angehörten. Nach dem Anfall der baden-badischen Lande an Baden-Durlach jedoch waren diese Herren, infolge Krankheit und Todesfällen ohnehin auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen, rasch durch Nachfolger von Adel ersetzt worden, so daß sich Georg Ludwig Ernst Preuschen allmählich einem rein blaublütigen Kollegium gegenübersah. Doch, wie gesagt, das sind nur Mutmaßungen. Sicher ist, daß es Preuschen noch zum dirigierenden Minister von Nassau-Oranien brachte, daß er mit dem Zunamen "von Liebenstein" im Jahre 1782 ebenfalls geadelt wurde und daß ihn, inzwischen sogar Reichsfreiherr geworden, der Tod am 1. September 1794 auf einer Badereise nach Ems ereilte.

Zurück in Karlsruhe ließ der weiland badische Hofrat Preuschen das Haus beim Linkenheimer Tor, das Grab seiner ersten Gattin und zwei Brüder: Friedrich Wilhelm Preuschen, der Obervogt von Karlsruhe wurde, und August Gottlieb Preuschen, der als Subdiakonus Anno 1774 den Lyceisten Johann Peter Hebel für vier Jahre in seinem Haus Herrengasse 5 beherbergte. Literarisch bekannt ist heute noch der Regierungsrat Karl Friedrich Preuschen - vermutlich der Sohn des Obervogts - denn er war der Verfasser des köstlichen Mundartgedichts "Der Sturm vom 5. August 1816 in Durlach", das Karl Gustav Fecht in seine "Geschichte der Stadt Durlach" aufgenommen hat, und das so anhebt:

"Der Storm vom Jahr sechzeh, der isch fascht net zb'schreibe,

Wo Stadtthor henn zittert un die Heiser henn kracht,

Un Finster senn g'falle in d'Kerch mit de Scheiwe,

Un fenster ischs worre als wie in der Nacht..." Auch Friedrich Wilhelms Preuschens Sohn Albert hat es als Beamter zu einer angesehenen Position im Staatsdienst und mit Beiträgen für das "Karlsruher Unterhaltungsblatt" und für die Münchener "Fliegende Blätter" unter dem Pseudonym Gerhard Helfrich vorübergehend zu einem publizistischen Ruf gebracht.

### Für den Geschäftsträger Napoleons

Drei Jahre vor seinem Tod erst verkaufte der "Herr von Preuschen, geh. Rath zu Dillenburg" sein schönes Karlsruher Haus nahe dem Linkenheimer Tor. 1792 war es im Besitz der Frau Luise Karoline von Hochberg, die dem regierenden Markgrafen seit 1787 zur linken Hand angetraut war. Man kann daraus folgern, daß es Markgraf Karl Friedrich Höchstselbst erworben und seiner zweiten, damals erst 23 jährigen Gattin zum Geschenk gemacht hatte. Das ,, weiland Preuschische Haus" war eines der ersten in einer langen Reihe von Häusern und Liegenschaften im Besitz Luise Karolines, denn die Frau von Hochberg sammelte Landgüter, Manufakturen und Latifundien wie andere Damen ihres Ranges Juwelen anhäuften. Daß die nicht ohne Grund so genannte "Madame Sanssouci" ihren stattlichen Grundbesitz zuletzt mit Hypotheken und Verpfändungen überbelastete und fast wieder verloren hätte, ist eine andere Geschichte.

Zunächst jedenfalls scheint das Haus am Linkenheimer-Tor-Platz für die 1796 zur Reichsgräfin erhobene Hochberg eine Quelle ergiebiger Mieteinnahmen gewesen zu sein. Zu den Mietern gehörte – wohl vom Jahre 1800 an – zuerst die Republik Frankreich, dann das französische Kaiserreich.

Im Jahre 1800 nämlich entschloß sich der Erste Konsul, beim Schwäbischen Kreis einen Geschäftsträger mit Wohnsitz in Karlsruhe zu ernennen. Nachdem dieser Wohnsitz in dem der Reichsgräfin Hochberg gehörenden Hause gefunden war, erhielt den Karlsruher Posten ein ehemaliger Artillerieoffizier, der sich im italienischen Feldzug unter den Augen des Generals Bonaparte besonders ausgezeichnet, dann aber



Schlicht und doch nobel wirkt die Fassade des Schweden-Palais in der Hans-Thoma-Straße. Sie beweist das große architektonische Können des wenig beachteten Baumeisters Johann Friedrich Weyhing, nach dessen Plänen das Haus in den Jahren 1767/68 erbaut wurde

Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

aus gesundheitlichen Gründen das Schwert mit der Feder, das Schlachtfeld mit dem diplomatischen Parkett vertauscht hatte: Nicolas Massias. Ganz anders als Bonaparte, der sich um jene Zeit noch darin gefiel, den greisen, ehrwürdigen Markgrafen Karl Friedrich im Revolutions-Jargon,, ce Monsieur Charles Frédéric" zu nennen, war Massias, der sich in seinem ersten Karlsruher Jahr mit der Freiin Katharina Charlotte Böcklin von Böcklinsau verlobte, ein Mann mit Manieren. Sigismund von Reitzenstein, der um diese Zeit als badischer Unterhändler in Paris bereits allerhand üble Erfahrungen mit Talleyrand und der französischen Diplomatie gemacht hatte, schrieb über den neuen Geschäftsträger höchst wohlwollend nach Karlsruhe: "Man wird wenige Leute von so zuvorkommendem, bescheidenem und liebenswürdigem Wesen, wenig Franzosen von so vielseitiger und gründlicher Bildung kennengelernt haben; er hat mit unseren Revolutionsmännern nichts gemein!"

Der Schöpfer des badischen Staates hatte mit seiner Voraussage recht. Massias hat seinen guten Ruf in jeder Weise gerechtfertigt, und während der sieben Jahre, die er - bei einem Jahresgehalt von 12 000 Francs - als Geschäftsträger in Karlsruhe zubrachte, hat nie ein Mißklang sein persönliches Verhältnis zu Hof und Regierung getrübt. Im Gegensatz zu seinen Nachfolgern, vor allem zu dem Gesandten Bignon, hat Massias sich von allen Intrigen ferngehalten und sich in seinen Berichten nach Paris als gerechter Beurteiler der badischen Verhältnisse erwiesen. Man sah ihn ungern scheiden, als er im Jahre 1807 als Generalkonsul nach Danzig versetzt wurde, wo er bis zum Sturz Napoleons blieb. Als Privatmann in Paris wohnend, starb er 1848 im Alter von 84 Jahren.

### Des Schwedenkönigs Anfang vom Ende

Nur einmal kam es zu ernsten politischen und diplomatischen Differenzen, nämlich als Napoleon im März 1804 wider alles Völkerrecht, und damals noch ein unerhörter Vorgang, den Herzog d'Enghien aus Ettenheim entführen und in Vincennes erschießen ließ. Zu dieser Zeit weilte der mit Karl Friedrichs Enkelin Friederike verheiratete König Gustav IV. Adolf von Schweden in Karlsruhe. Entrüstet über die laue Reaktion seines Schwieger-Großvaters und dessen Regierung gegenüber einem solchen Gewaltakt, überschüttete er Karl Friedrich, nun Kurfürst von Baden, mit heftigen Vorwürfen. Der schwedische König, dessen Launenhaftigkeit schon vorher zu allerlei peinlichen Szenen bei Hof geführt hatte, provozierte außerdem mehrmals höchst unangenehme und angesichts der Situation Badens gegenüber Frankreich gefährliche Zusammenstöße mit dem französischen Geschäftsträger, so daß sich Massias bis zur Abreise der schwedischen Herrschaften bei Hof nicht mehr sehen ließ und auch den gesellschaftlichen Verkehr mit der kurfürstlichen Familie vorübergehend abbrach. Das ersparte dem französischen Diplomaten jedoch nicht einen saftigen Rüffel seines Chefs, des Ministers Talleyrand. Man warf Massias sogar vor, er sei wegen seiner Vermählung mit dem Fräulein von Böcklin nicht energisch genug gegen gewisse Adels- und Emigrantenkreise in Baden und in Karlsruhe vorgegangen.

Fast prophetisch aber klang, was der badische Staatsminister Georg Ludwig von Edelsheim an den badischen Gesandten in Paris schrieb: Der Affront des Königs von Schweden wider den französischen Geschäftsträger in Karlsruhe könne für die schwedische Majestät möglicherweise unangenehme Folgen haben. In der Tat trugen die Karlsruher Entgleisungen Gustavs IV. mittelbar dazu bei, daß der König im Jahre 1809 entthront, gefangen und aus seinem Land vertrieben wurde – und daß seine unglückliche Gattin ein paar Jahre später als Königin im Exil das Haus am Linkenheimer Tor erwarb, das von diesem Zeitpunkt an den Namen "Schwedenpalais" führte.

### Depesche aus Straßburg ignoriert

Zuvor jedoch, von 1810 bis 1813, diente das Haus dem Großherzoglich-Badischen Minister Konrad Karl Freiherr von Andlaw-Birseck als Wohnsitz. Auch mit diesem Bewohner des Hauses am Linkenheimer Tor verbindet sich badische Geschichte, vor allem ein höchst merkwürdiges Kapitel aus der Entstehungsgeschichte des Großherzogtums. Herr von Andlaw, einem der vier ältesten Erbrittergeschlechter des Deutschen Reiches entstammend und bis zur Französischen Revolution im Elsaß ansässig, war im Jahr 1806, da der Breisgau von Modena an Baden übergehen sollte, Regierungspräsident in Freiburg. Er erhielt deshalb den Auftrag, Stadt und Breisgau dem badischen Kommissar Karl Wilhelm Drais von Sauerbronn - er war der Vater des Laufmaschinen-Erfinders - zu übergeben. Wie diese Übergabe vor sich ging, hat der Sohn des Freiburger Regierungspräsidenten, der badische Diplomat Franz Freiher von Andlaw, in seinem Tagebuch geschildert:



"Madame Sanssouci" nannte Markgraf Karl Friedrich seine zweite, morganatische Gattin

"Der Tag der Feierlichkeit war erschienen, alle Vorbereitungen getroffen, der Gottesdienst im (Freiburger) Münster angeordnet, die Tribüne zum Huldigungsakte vor der Kirche errichtet. Da traf wenige Stunden zuvor eine Stafette vom Militärcommandanten aus Straßburg ein, welche meinen Vater aufforderte, mit der Übergabe noch zurückzuhalten, da Napoleon dem Breisgau eine andere Bestimmung zugedacht habe. Die durch so unerwartete Änderung hervorgerufene Verlegenheit war groß, der gewünschte Aufschub ohne die verdrießlichsten Verwickelungen kaum möglich. Die beiden Commissäre besprachen sich daher und kamen dahin überein, die Straßburger Depesche bis nach dem Vollzuge der Übergabsceremonie zu ignorieren. Diese ging ungestört vor sich, und es ist mir nicht bekannt, daß meinem Vater deshalb später Unannehmlichkeiten bereitet wurden . . . Er zählte auf das Gewicht des 'fait accompli', und dabei blieb es."

### Badens erster katholischer Innenminister

Die kecke Initiative der beiden Kommissäre an jenem denkwürdigen und dem Land Baden einen seiner schönsten Gaue bescherenden 15. April 1806 wurde freilich von Karl Obser bezweifelt, als er im Jahre 1901 den fünften Band der "Politischen Correspondenz Karl Friedrichs von Baden" herausgab; sie wird hingegen bestätigt durch die Lebensdarstellungen von Konrad Karl von Andlaw und der von Archivdirektor Friedrich von Weech selbst verfaßten Lebensschilderung für Karl Freiherr von Drais in den "Badischen Biographien". Doch selbst wenn sich Andlaw tatsächlich des Tricks mit der Straßburger Depesche bedient hätte, der Kaiser der Franzosen hat ihm das nicht nachgetragen. Napoleon bevorzugte den mit diplomatischen Aufgaben in Paris betrauten und von seinem Landesherrn mit dem Großkreuz zum Hausorden der Treue dekorierten Herrn von Andlaw bei vielen Gelegenheiten, und nicht dem württembergischen Gesandten von Taube, sondern dem Breisgau-Badener überließ der Kaiser die Grafschaft Nellenburg als neuen territorialen Zuwachs für Fürst und Land.

Bald nach diesen Erfolgen, zu Ende des Jahres 1810, wurde Andlaw im Rahmen eines umfassenden Revirements vom Großherzog zur Übernahme des Innenministeriums berufen. Damit entsprach Karl Friedrich nicht zuletzt dem Verlangen Napoleons, der in Baden wenigstens einen katholischen Minister im Amt sehen wollte. Tatsächlich war der Baron von Andlaw denn auch der erste Katholik, der im Lande des evangelischen Großherzogs von Baden das Amt eines Staatsministers des Innern bekleidete, was übrigens angesichts des seit 1803 ständig angestiegenen katholischen Bevölkerungsanteils durchaus gerechtfertigt und schon früher von Reitzenstein vorgeschlagen worden war.

# Ministerdomizil und gesellschaftliches Zentrum

Als der neuernannte Minister des Innern nach Karlsruhe übersiedelte, mietete er sich mit seiner Familie zunächst in der Adlerstraße 10 ein. Weil aber eine Mietwohnung unmöglich den Repräsentationspflichten eines großherzoglichen Ministers genügen konnte, erwarb Herr von Andlaw im Februar 1811 das bislang der französischen Gesandtschaft vermietete Haus beim Linkenheimer Tor mit einiger "Nachhilfe" von Seiten der Herrschaft um 20 600 Gulden und kaufte im September des gleichen Jahres um 9000 Gulden auch noch das angrenzende Haus des Geistlichen Verwalters Johann Faber dazu.

Selbstverständlich war das neue Domizil des Ministers des Innern nicht nur ein Zentrum politischen Geschehens, sondern auch und noch mehr ein Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in der Residenz, das um die Zeit von 1810 und 1811 von weltgeschichtlichen Vorgängen wenig berührt wurde. Man sprach zwar über den Feldzug des Kaisers in Spanien und den Anteil badischer Truppen an den Kämpfen mit den Guerilleros oder über die Rückkehr der Leibgrenadiergarde vom Einsatz in Vorarlberg, aber wichtiger schienen Festlichkeiten, Diners und Bälle, bei denen nicht selten Mitglieder der fürstlichen Familie zugegen waren, allerdings ohne den greisen, körperlich und geistig schon sehr hinfälligen Großherzog. Man sah ihn nur noch, so erinnerte sich der Ministersohn Franz von Andlaw, "an der Seite der Reichsgräfin (von Hochberg) in der Hoftheaterloge, oder wir begegneten ihm auf einem Rollwagen im Schloßgarten, wo er immer einige gütige Worte an uns richtete." Auch der Vater erzählte von Unterhaltungen, die er mit dem 82jährigen Landesherrn dann und wann führen konnte. Wie untröstlich er, der einst seine bescheidene Markgrafschaft leicht übersehen konnte, über die Ausweitung des Landes und über das notwendige Ende seines patriarchalischen Regiments sei. "Da brach dem menschenfreundlichen Fürsten das Herz, da lag er oft nächtelang im Schlosse zu Ettlingen betend auf den Knieen, wünschend, daß er von einem kleinen, aber glücklichen Markgrafen nie ein reicher, weitgebietender Großherzog geworden wäre", heißt es wörtlich in Franz von Andlaws Tagebuch, bevor er den Tod des Nestors unter den deutschen Fürsten und Rheinbund-Satelliten wider Willen notierte – und daß man nach Karl Friedrichs Tod in den dunklen Gängen des Schlosses statt der "Weißen" eine "Schwarze Frau" gesehen haben wollte.

#### Plauderstunden mit J. P. Hebel

Daß im Salon des Ministers oder seiner Gattin Sophie, geb. von Schakmin, außer solchen Gruselgeschichten auch mancherlei Klatsch und Tratsch kolportiert wurde, entging dem elfjährigen Buben so wenig wie die vielen kleinen und großen Intrigen gegen den katholischen Innenminister, der damals u. a. oft zwischen der Baukommission für die katholische Stadtkirche der Residenz und dem selbstbewußten, dickköpfigen Oberbaudirektor Weinbrenner vermitteln mußte.

Beliebter als der klassizistische Baumeister war sein Zeitgenosse und Freund Johann Peter Hebel bei den Andlaws, und wieder erinnerte sich Franz von Andlaw: "Meine Eltern versammelten oft einen Teil der Gesellschaft abends oder zu größeren Diners. Sonntags luden wir dann gewöhnlich Beamte, Gelehrte oder Künstler zu Tische: nicht selten war der Prälat Hebel unser Gast, welcher uns bald mit einer witzigen Erzählung aus seinem Hausfreund, bald mit einem hübschen alemannischen Gedicht oder den so beliebten Doppel-Charaden erfreute." Es werde sich zeigen müssen, wie der neue Minister von Andlaw gesinnt sei, hatte Johann Peter Hebel im Dezember 1810 mit dem leisen Vorbehalt des evangelischen Prälaten gegen einen katholischen Innenminiser an seinen Freund Friedrich Wilhelm Hitzig in Rötteln geschrieben. Nun, der Prälat Hebel und der Dichter des Rheinländischen Hausfreunds konnten gleichermaßen zufrieden sein mit dem Minister von

Andlaw und mit seiner Familie, wenn auch der Tagebuchschreiber Franz einräumte, man habe erst später Hebels vollen Wert erkannt.

#### Schreckensberichte am Andlawschen Kamin

Am letzten Januartag des Jahres 1813 schrieb Hebel wieder einmal an seinen Freund Hitzig, berichtete ihm von Bällen und Komödien in der Residenz und endlich den vielsagenden Satz: "Daneben sind alle Gassen voll trauriger Rekruten, alle Häuser voll Einquartierungen und so viele Herzen voll Trauer und ungewisser Erwartungen."

Ein paar Wochen danach lauschte man am Kamin im Ministerhaus am Linkenheimer Tor nicht mehr alemannischen Gedichten und Schnurren, sondern den schrecklichen Erzählungen des Generals Johann Baptist Lingg: vom russischen Feldzug, vom Brand Moskaus, vom Rückzug durch die eisigen Steppen, vom Grauen des Beresina-Übergangs, vom Leiden und Sterben der badischen Feldbrigade und vom Untergang der Großen Armee, dem der Retter der Stadt Hersfeld mit ein paar erfrorenen Fingern und Zehen gerade noch entgangen war. Solche Berichte und die spätere Heimkehr von Offizieren, die bis nach Sibirien in Gefangenschaft geschleppt worden waren, führten dazu, daß in vielen Familien die Hoffnung erhalten blieb, auch sie würden ihre Vermißten wiedersehen. "Ich habe Mütter gekannt", vermerkte Franz von Andlaw in diesem Tagebuchkapitel, "welche sich mit diesem schwachen Hoffnungsschimmer bis zu ihrem Tode trösteten."

### Vor der Kamarilla kapituliert

Mit diesen blutigen Geschehnissen in Rußland, mit den immer grausamer geführten Kämpfen auf der Iberischen Halbinsel zogen auch am innenpolitischen Horizont des Großherzogtums dunkle Wolken auf. Wenn sich der Innenminister in dieser Situation auch eng an den französischen Gesandten, den "wohlwollenden, selbst anspruchslosen" Grafen Nicolai hielt: Andlaw verspürte mehr und mehr die Quertreibereien



Ein besonderes Kleinod des Schwedenpalais ist diese schöne Holztreppe Foto: Zollner

der sich verbissen befehdenden Hofhaltungen im Schloß, im Hochbergschen Palais am Rondellplatz und im Haus der Markgräfin Amalie an der Langen Straße. Der Innenminister zerrieb seine Kräfte in Katzbalgereien mit der Kamarilla und den Hofschranzen des trägen und energielosen Großherzogs Karl – und er bemerkte schließlich, daß er das Vertrauen des Fürsten verlor, den er ein paar Jahre vorher mit seiner Gattin Stephanie in ein Zusammenleben gebracht hatte, das endlich einer Ehe entsprach. Der Freiherr von Andlaw zog daher im Frühjahr 1813 die Konsequenzen aus der unerquicklichen Situation. Wie er den Posten nur mit Widerstreben angetreten habe, schrieb sein Sohn,

so habe er ihn mit Freude verlassen. Noch keine 50 Jahre alt, kehrte Andlaw als Hofrichter nach Freiburg zurück und tat dort seinen Dienst wie vor 1810, um dem Staat eine Ministerpension zu ersparen. Dennoch scheint der Familie Andlaw der Abschied von Karlsruhe nicht ganz leicht gefallen zu sein, denn als sich der Minister a. D. und seine Frau von der für sie stets wohlwollenden Markgräfin Amalie verabschiedeten, "flossen Tränen von beiden Seiten."

#### Eine verlassene Königin kehrt heim

Ein "Haus der Tränen" war das bescheidene Palais der Markgräfin Amalie in der Langen Straße seit Jahren schon. Schicksalsschläge, einer schlimmer als der andere, hatten die Fürstin getroffen, die man oft "Schwiegermutter Europas" titulierte. Nach dem Verlust des Gatten auf einer Reihe zu ihrer mit dem Zaren Alexander und zu der mit dem König von Schweden vermählten Tochter im Dezember 1801 war der Schicksalsschlag vom Jahre 1809 einer der schlimmsten für die Markgräfin gewesen. Im März dieses Jahres erfuhr sie - zuerst aus einer Zeitungsmeldung im "Hamburger Korrespondent" - daß Gustav IV. Adolf von Schweden, der Gatte ihrer Tochter Friederike, nach einer Revolution gestürzt, gefangengesetzt und schließlich mit seiner Familie aus Schweden verbannt worden war. Doch nicht genug damit: im Jahr 1812 hatte sich der schrullige Schwede durch Scheidung von seiner Gattin getrennt, und nun wohnte die unglückliche Ex-Königin -"noch immer eine sehr schöne Frau mit unbeschreiblich anziehenden, aber schwermütigen Augen" - zwar wieder in der Heimat ihrer Kindheit, aber eben doch im Exil.

Es fällt schwer, an dieser Stelle der Versuchung zu wiederstehen, mit der eingehenden Lebensschilderung dieser Frau die Richtigkeit von George Sands Behauptung zu beweisen, wonach das Leben meist mehr den Romanen gleiche als die Romane dem Leben. Doch da hier die Geschichte eines Hauses geschildert wird, muß es bei den schon angestellten biographischen Bemerkungen bleiben. Auch im folgenden wird deshalb im wesentlichen nur auf die Zeit eingegangen, da die Königin Friederike und ihre Kinder im Karlsruher "Schwedenpalais" lebten. Wie, darüber schreibt der preußische Diplomat und Publizist Varnhagen von Ense in den Denkwürdigkeiten seiner Karlsruher Jahre: Die Königin wohne in der Nähe ihrer Mutter, der Markgräfin Amalie, und unter dem Schutz ihres Bruders, des Großherzogs Karl. Schweden habe der vertriebenen Familie eine ansehnliche Geldsumme zugestanden, und da der abgesetzte König, der auf eigene Hand seinen ausschweifenden Einfällen lebe, von diesem Geld nichts nehmen wolle, so käme die Summe ganz der Königin zugute, die mit ihren Kindern stattlich Hof halte.

#### Der Zar schlief im Badekabinett

Diese Feststellungen mochten für das Jahr 1816 gelten. Als die aus Schweden vertriebene, von ihrem Mann im Stich gelassene Frau mit ihren vier Kindern verzweifelt und von einem Unfall noch leidend 1810 in Karlsruhe eintraf, ging ihr der damals noch lebende Großherzog Karl Friedrich mit großväterlicher Milde und Güte auch finanziell an die Hand. Das änderte sich schlagartig, als Großherzog Karl den Thron bestieg und seine familiären und verwandtschaftlichen Verpflichtungen dem Hofmarschallamt zur Erledigung überließ. Kaum waren die ersten Apanage-Zahlungen aus Schweden eingetroffen, wurden von Friederike Nachzahlungen für alle Leistungen, sogar für den Logenplatz im Hoftheater, gefordert. Eine Zeitlang wohnte die Schwedenfamilie im kleinen "Palais" der Markgräfin an der Langen Straße, in dem es so eng zuging, daß Anno 1818 der Zar aller Reußen mit dem Badekabinett als Schlafstätte vorlieb nehmen mußte. So war es dann ein wahrer Glücksfall, daß der verabschiedete Minister von Andlaw bei seiner Rückkehr nach Freiburg das bisher von ihm bewohnte Domizil am Linkenheimer Tor zum Kauf anbot.

Am 29. Mai 1813 erwarb Königin Friederike das Gesamtanwesen, bestehend aus zwei Häusern, um 36 000 Gulden und ließ überdies in



Königin Friederike von Schweden, geborene Prinzessin von Baden. Nach ihr wurde das ehemals Andlawsche Haus in der Hans-Thoma-Straße "Schweden-Palais" genannt

die Mauer zum Nachbargrundstück eine Tür brechen, damit sie auf diesem Weg das Haus der Markgräfin an der Langen Straße erreichen konnte, ohne die Straße benutzen zu müssen. An nüchternen Berichten über die schwedische Hofhaltung am Linkenheimer Tor fehlt es. Weder Friederikes "Maître de Cour", der finnische Baron Otto Magnus von Munck, hat Aufzeichnungen hinterlassen, noch die langjährige Kammerfrau der Königin, die Karlsruherin Karoline Welper. Munck blieb nach dem Tod seiner Herrin in der badischen Residenz und ließ sich in der Stephanienstraße von Friedrich Arnold ein geschmackvolles Haus bauen; die Welper zog mit ihrer Schwester, die aus einer Affäre mit dem berüchtigten Major Hennenhofer einen Sohn hatte, an den Spitalplatz. Dort verbrachte sie ihren Lebensabend, "ein glotzäugiges, warzenreiches Wesen mit knallroten Haaren, das unablässig auf die Männerwelt zu schelten pflegte." Diese wenig liebenswürdige Personalbeschreibung einer Kammerfrau stammt von Heinrich Vierordt, und er nahm wie die Welper-Schwestern auch den Baron von Munck, besser gesagt, die Geschichte einer ihm gehörigen bronzenen Gans in "Das Buch meines Lebens" auf.

Der Freiherr von Munck war sicherlich aus Gründen der Diskretion irgendwelchen schriftlichen Zeugnissen über das Schwedenpalais und seine Herrin abgeneigt; der Karoline Welper muß man zugestehen, daß sie sowohl nach den Erfahrungen ihrer Herrin mit dem königlichen Gemahl, als auch angesichts des illegitimen Sprößlings ihrer Schwester keinen Grund hatte, auf die Männerwelt nicht zu schelten.

### Beschreibung eines Hauses

Einzige Berichterstatterin über Haus, Haushalt und Lebensstil der entthronten Königin bleibt für uns Friederikes Hofdame und schließlich Oberhofmeisterin, das Freifräulein Christa von Scharnhorst. Ein paar maliziöse Bemerkungen sind ferner bei Markgräfin Amalies Hofdame, der Freiin Karoline von Freystedt, zu finden. Christa von Scharnhorsts Erinnerungen befassen sich eingehend mit Einzug und Einrichtung des Hauses am Linkenheimer Tor. "Im neuen Hause der Königin", notierte sie, "war alles passend, aber ohne Luxus. Ihre eigene Wohnung bestand in einem kleinen Salon mit rotseidener Teinture und Meubles. Hier hingen die Portraits ihrer Mutter und Geschwister. . . Ein schöner Flügel stand da, denn sie besaß ein ausgezeichnetes Talent für die Musik. - An den roten Saal stieß ein Empfangszimmer in gelber Seide mit einem Kamin in weißem Marmor. Hier brachte sie die Abende zu. Neben diesem war ein größerer Salon mit einer echt chinesischen Tapete, deren herrlich farbige Blumen und Vögel dem Zimmer ein sehr heiteres Ansehen gaben. Dann kam das Eßzimmer und nach diesem ein kleines Vorzimmer, dem das Schlafund Toilettenzimmer der Königin folgte. Auf der anderen Seite des roten Salons befand sich das Schreibzimmer. Es hatte ein grüne Papier-Tapete, Meubles von Ahorn, mit veilchenblauem Wollstoff bezogen. Über dem Schreibtisch hing ein allerliebstes Bild von einem früh entschlafenen Kinde, und über dem Canapé ein großer Rahmen mit vielen Miniaturbildern ihrer Familie – auch die Ölbilder der drei Prinzessinnen (Sophie, Amalie und Cäcilie). Der Prinz (Gustav) hatte seine Wohnung im Parterre, die drei Prinzessinnen in der oberen Etage mit ihrer Gouvernante . . ."

Am reizvollsten ist dem Fräulein von Scharnhorst die Schilderung des Gartens hinter dem Schwedenpalais gelungen. "Er war nur klein" vermerkte sie über diesen längst untergegangenen Garten, "aber unter der Leitung der hohen Frau mit so viel Sinn für die Benutzung des Raumes angelegt, daß er den einfachen Ansprüchen der Königlichen Familie genügte. Hier war ein Zimmer, wo bei schönem Wetter gespeist wurde. . . Abends ward Thee in einer Rosenlaube getrunken. Ein selten großer Haselnußbaum mit einer runden Bank gab Schatten, auch für Naschobst war gesorgt. Das Gärtchen war in der Blütezeit allerliebst, man fühlte sich darin heimatlich, weil es einfach und friedlich darin zuging. Wenigstens flüchtete man gerne mit seiner Sorge unter den Nußbaum, denn das stille Plätzchen gab ruhige Gedanken."

### Haushaltssorgen einer Königin

An Sorgen fehlte es Königin Friedrike trotz ihrer schwedischen Apanage – für deren pünktliche Zahlung ihr Schwager, Zar Alexander, übrigens trotz aller Bitten keinen Finger krumm machen wollte – nie und nimmer. Auch nicht an mancherlei Demütigungen. Während der Befreiungskriege und nach Napoleons Sturz weilten ihre Schwestern in Karlsruhe zu Besuch: Elisabeth, Zarin von Rußland, und Karoline, Königin von Bayern. Die Markgräfin Amalie genoß die Anwesenheit ihrer "Fille de Russie" und ihrer "Fille de Bavière", die es zu Ansehen in Europa gebracht hatten, in deren Schatten

aber jetzt ihre "Fille de Suède" stand - die arme, verlassene Frique, wie sie in der Familie hieß. Und nicht ohne Erbitterung vermerkte Friederikes Hofdame: Die Königin habe inmitten ihrer hohen Schwestern die Rolle des bescheidenen Veilchens spielen und sich bei Spazierfahrten mit ihren Schwestern jederzeit mit dem Rücksitz begnügen müssen, "obgleich ihr Haupt gekrönt und gesalbt, dagegen die Krone Bayerns eine der jugendlichsten war". Auch sonst sparte das Fräulein von Scharnhorst nicht an bissigen Kommentaren und grämte sich darüber, daß ihre Herrin nicht einmal in der eigenen Familie Trost, Zuspruch, Hilfe und Rat fand. Trost und Zuspruch fand Friederike bei einem über 70 Jahre alten Herrn - Augenarzt, Mystiker, Geisterseher und Schriftsteller - der sozusagen ,,um die Ecke", in der Waldstraße 12 wohnte, und der schon ihrem hochseligen Herrn Großvater als Hof- und als Gewissensrat gedient hatte. "Die Königin sah oft den bekannten und vortrefflichen Jung-Stilling bei sich", verzeichnete dazu die Hofdame Christa von Scharnhorst, "einen Greis, dessen Anblick allein Ehrfurcht gebietend und Zutrauen einflößend war. Seine Unterhaltung hatte etwas ungemein Wohltuendes durch den Frieden, der seine Seele erfüllte, er war der Königin oft ein Trost gewesen - ihr Seelenarzt."

Ob Heinrich Jung-Stilling, der am 2. April 1817 starb, und dessen Grabkreuz die Stadt Karlsruhe im Frühjahr 1968 leichtherzig an ein westfälisches Gymnasium mit Jung-Stillings Namen "verschenkte" - ob dieser Seelenarzt auch ein guter Ratgeber war, darf freilich bezweifelt werden. Er nämlich empfahl der Herrin des Schwedenpalais einen französischen Schweizer, Baron de Polier-Vernaud, als Erzieher für ihren Sohn Gustav. Friederike folgte dem Vorschlag, obwohl ihr ein Offizier lieber gewesen wäre. Doch der Hauptmann Victor von Porbeck, der dafür vorgesehen war, fiel 1814 am Montmartre, und der Oberst von Lassolay mußte sich mit der Rolle eines militärischen Instruktors begnügen. Zwischen den Zeilen kann man bei Fräulein von Scharnhorst lesen, daß sie Herrn von Polier nicht gewogen und von seinen pädagogischen Fähigkeiten nicht besonders überzeugt war, und Karoline von Freystedt, Hofdame und Vertraute der Markgräfin Amalie, vergaß ihre sonstige Diskretion und bemerkte in ihren Memoiren recht süffisant, unter Poliers Einfluß habe Friederike begonnen, sich mehr und mehr von den Ihrigen und von ihrer Mutter, der Markgräfin Amalie, zu entfernen...

#### Noch eine verlassene Ehefrau

Deutlicher als die Hofdame der Königin wurde Varnhagen von Ense. Er schilderte Polier in seinen "Denkwürdigkeiten", gewissermaßen mit einem zugekniffenen Auge, als "einen schönen angenehmen Mann, der den Damen gefiel". Doch mag dem sein, wie es wolle: Friederike hat sich mit ihrem Lebenswandel und mit ihrem Benehmen nie etwas vergeben. Die private Sphäre einer verlassenen Frau hat zudem Außenstehende nicht zu interessieren. Übrigens erlebte die Herrin des Schwedenpalais just zu dieser Zeit das abschreckende Beispiel einer Fürstin, deren Skandale das Tagesgespräch in Europa waren, obwohl der wahre Schuldige an ihren Entgleisungen ihr Gatte, der spätere König Georg IV. von England, war - ein Wüstling und Säufer. Seit sie sich von diesem Ehemann, wenigstens äußerlich, getrennt hatte, war die Prinzessin von Wales, geborene Prinzessin Karoline von Braunschweig, auf Reisen. Im März 1817 kam sie so mit ihrem Liebhaber und ihrem seltsamen Gefolge von Italien auch nach Karlsruhe. Man glaubte ihr die Aufnahme bei Hof nicht verweigern zu dürfen, und Großherzog Karl war außerdem der Meinung, er sei nicht zum Richter ienes häuslichen Zwistes bestellt, und auch der Lebenswandel der Prinzessin gehe ihn nichts an. Friederikes sittenstrenge Hofdame Christa von Scharnhorst dachte nicht so großzügig. Mit der ganzen "guten" Gesellschaft der Residenz empörte sie sich über den italienischen "Papagallo" Bartolomeo Bergami, der als Haushofmeister der Prinzessin von Wales auftrat, in Wirklichkeit aber ihr Geliebter war; über Bergamis Schwester Oldi, welche die Hofdame Karolines vorstellte, denn "diese war früher Obsthändlerin gewesen und sah genau so aus"; nicht zuletzt aber über einen hübschen Knaben von etwa vier Jahren, "dessen Origine stillschweigend anerkannt ward". Was aber die brave Scharnhorst noch mehr aus dem moralischen Gleichgewicht brachte als Auftreten, Begleitung und Toiletten der hohen Reisenden, waren die, zwischen den Zeilen herauszulesenden, Visiten der maliziösen Prinzessin von Wales im Schwedenpalais, wo sie sich "an die schöne reine Königin von Schweden klammerte und behauptete, daß sie beide, von ihren Männern verlassen, ein gleiches Schicksal hätten . . ."

### Sophie heiratet den Onkel der Mutter

Ihre hohe Gebieterin habe dazu mitleidig gelächelt, fügte das Fräulein von Scharnhorst dieser in ihren Augen ungeheuerlichen Behauptung an. Tatsächlich aber konnte der Vergleich mit dem Schicksal der Prinzessin von Wales die Königin wenig erregen. Sie habe alles erlebt und erlitten, was ein Thron und ein Privatleben an Prüfungen bereithielten, pflegte Friederike häufig zu klagen. So war es wohl eine besondere Genugtuung für sie, als Markgraf Leopold, der präsumptive Nachfolger des inzwischen regierenden Großherzogs Ludwig, um die Hand ihrer Tochter Sophie warb. Zar Alexander, der Vormund der Prinzessin Sophie, gab seine Einwilligung und übersandte als Verlobungsgeschenk ein Brillant-Halsband, das jedoch von den russischen Hofbeamten bereits so , erleichtert" worden war, daß es zu eng war, den zarten Hals der Prinzessin zu umschließen. Aber "die Heirat ward nun declariert, und das Haus der Königin (die mit dieser Heirat die Schwiegermutter ihres Onkels wurde) erhielt durch das fröhliche Brautpaar Leben und Heiterkeit".

Am 25. Juli 1819 war die Vermählung, und schon drei Tage vorher war in drei Zimmern des Schwedenpalais der "Trousseau", die Aussteuer der Braut, öffentlich ausgestellt. "Allein Ausstellungen sind zum Nachteil der Gegenstände", kritisierte Christa von Scharnhorst

dieses bei fürstlichen Hochzeiten übliche Verfahren.

Bei der Trauung im Schloß fehlte die Markgräfin Amalie. Sie trauerte noch um ihren im Dezember des vorangegangenen Jahres verstorbenen Sohn, Großherzog Karl. Friederike aber mochte jener Szene gedenken, die sich im Jahre 1803 nach der Huldigung in Mannheim zutrug, und die sich in den "Erinnerungen aus dem Hofleben" der Freiin Karoline von Freystedt so liest:

"In Mannheim, wo der Hof bei der Illumination des Gartens sich in der großen Loge befand, trug es sich zu, daß der König von Schweden erklärte, Graf Leopold von Hochberg könne nicht mit ihm in der gleichen Loge sitzen . . . Hätte der König wohl geglaubt, er lasse dieses Verbot gegen den künftigen Gatten seiner Tochter Sophie ergehen?"

#### Trauergast "Oberst Gustavson"?

Königin Friederike von Schweden beendete ihr Leben nicht im Karlsruher Schweden-Palais. Sie starb am 25. September 1826, längst schon eine schwerkranke Frau, in Lausanne an "Brustwassersucht" und an Herzerweiterung. Vierzehn Tage vor ihrem Tod hatte sie noch erfahren dürfen, daß ihre Tochter Sophie ihren zweiten Sohn – den späteren Großherzog Friedrich I. von Baden – das Leben geschenkt hatte.

Das "feierliche Leichenbegängnis Ihrer Majestät, der verewigten Königin Friederike von Schweden, geborenen Prinzeß von Baden", erfolgte am 10. Oktober 1826 mit dem üblichen Zeremoniell. Vor dem Schweden-Palais, in dessen Empfangszimmer der Sarg auf eine Estrade gestellt worden war, hielt eine Stunde vor Mitternacht der Leichenkondukt. Prinz Gustav und Markgraf Leopold mit einer Abteilung Kavallerie sollten Leichenwagen und Trauerkutschen nach Pforzheim begleiten, wo die einst so strahlende "Königin des Nordens" in der Gruft der Stiftskirche beigesetzt wurde. "Wir umstanden den Wagen", erinnerte sich Christa von Scharnhorst, "bis der Sarg auf denselben geho-

ben war. Hier schloß mein Dienst bei der unglücklichen, aber hochverehrten und geliebten Königin von Schweden."

Wenn man Gerüchten trauen kann, soll bei der Beisetzung Friederikes im Pforzheimer Erbbegräbnis auch der geschiedene Gatte der Verstorbenen zugegen gewesen sein. Einige wollten in einem schäbig gekleideten Mann an der Kirchentüre, der später wieder spurlos verschwand, den Obersten Gustavson, wie sich der Ex-Monarch nannte, erkannt habe.

#### An die Seldenecks verkauft

Zehn Jahre nach Friederikes Tod sah vieles anders aus ums Schwedenpalais. Das alte Linkenheimer Tor, Jeremias Müllers hübscher Zopfstilbau, war abgebrochen worden; Weinbrenner hatte ein neues, näher dem Walde zu, im Jahre 1825 errichtet. Zwischen die bisherige Häuserzeile "Rotes Haus", Schwedenpalais sowie zwei weitere Gebäude und das neue Linkenheimer Tor hatte Friedrich Arnold 1828 die Wasser- und Straßenbau-Direktion gestellt; gegenüber dem Eck-Gasthaus und dem Schwedenpalais begann Heinrich Hübsch mit dem Bau der lange schon geplanten Gemäldegalerie. Zwischen diesem Neubau und den alten Bauten auf der Südseite des einstigen Linkenheimer-Tor-Platzes stand jetzt, ebenfalls von Weinbrenner noch entworfen, ein schöner Röhrenbrunnen.

An diesem Brunnen aber konnten Anwohner und Gäste an vielen Sommerabenden ein Idyll beobachten, das eines Spitzwegschen Pinsels würdig gewesen wäre. Da saß am Brunnenrand ein junger Offizier, aß einen Milchweck und trank, ihn zu befeuchten, vom Wasser dieses Brunnens. Der langbeinige Soldat, der hier sein frugales Abendbrot verzehrte, war offensichtlich knapp gehalten, und keiner, der ihm zusah, hätte es geglaubt, daß dieses Spartaners Vater einer der reichsten Männer der Residenz sei: der Bankier Heinrich Vierordt – der Großvater des bereits erwähnten Dichters und der Stifter des nach ihm benannten Bades. Auch der Bankier hatte um diese Zeit an diesem Platz zu tun. Er

nämlich verkaufte am 23. April 1835 im Auftrag "der Erbinteressenten Ihrer Majestät, der hochseligen Königin Friederike von Schweden, nämlich Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Großherzogin Sophie von Baden, Ihrer Königlichen Hoheit, der Großherzogin Cäcilie von Oldenburg und Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzessin Amalie von Schweden" das Hauptgebäude von deren Hoheiten mütterlichen Anwesen, das weiland Andlawsche Haus, dann schwedische Palais, an den Herrn Vize-Stallmeister, Major Freiherr Wilhelm von Seldeneck um 20000 Gulden, nachdem kurz zuvor der Küfermeister Dollmätsch das weiland Fabersche Haus erworben hatte. Und damit taucht in der Geschichte des Schwedenpalais der Name Seldeneck auf - abermals ein Name, der dazu reizt, bei ihm ausführlich zu verweilen und einen Familien-Roman zu schreiben.

### Wilde Triebe vom Zähringer Stamm

Hier nur das Wichtigste: Gleich manchen anderen altbadischen Adelsfamilien sind auch die Seldenecks so etwas wie wilde Triebe am Zähringer Stamm. Die Seldenecksche Stamm-Mutter hieß von Haus aus Wilhelmine Christine Schortmann und war die Tochter eines Kastellans in Ludwigsburg und späteren Heiligen-Vogts in Balingen. Prinz Ludwig Wilhelm, der Bruder des regierenden Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach, lernte um 1765 das hübsche Bürgermädchen zu Stuttgart im Hause des Hofiuweliers Wilhelm Friedrich Hübschmann kennen. Der Prinz verliebte sich in Wilhelmine Christine, und aus der Romanze wurde eine morganatische Ehe, der zwei Kinder entsprossen. Wann diese Ehe geschlossen wurde, ist nicht bekannt, dagegen weiß man, daß man sie dem Prinzen sehr verübelte, und daß er habe versprechen müssen, "so etwas nicht wieder zu tun". Der Markgraf aber, der aus einem ähnlichen Liebesverhältnis einen Sohn besaß, den er zum Freiherrn von Freystedt hatte erheben lassen, zeigte sich schließlich versöhnlich und sorgte auch im Falle seines Bruders - der kein Sündenfall war, da der Prinz auf eine standes-



Die Kunsthalle wurde 1836 von Heinrich Hübsch gegenüber dem Schweden-Palais erbaut, nachdem das Linkenheimer Tor bereits früher noch weiter gegen den Hardtwald hinausgerückt worden war. Der wenig bekannte Stich zeigt die Linkenheimer Straße um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Foto: Staatl. Kunsthalle Karlsruhe

gemäße Ehe verzichtete – für dessen Frau und Kinder. Die Schortmann wurde unter dem Namen Seldeneck geadelt, ebenso ihre Kinder, die zunächst mit dem Namen Wilhelmson im Taufbuch der Mühlburger Kirchengemeinde verzeichnet worden waren. Nach Prinz Wilhelm Ludwigs Tod am 17. Dezember 1788 sah sich seine Witwe im Besitz eines stattlichen Freiguts in Mühlburg, einer Krappfabrik, einer Bierbrauerei und eines Landhauses, das bis zu seinem, leider ungehinderten, Abbruch im Jahre 1965 bei alten Mühlburgern und Karlsruhern immer noch das "Seldenecksche Schlößchen" hieß.

Der Wahrheit zuliebe muß hinzugefügt werden, daß die Freifrau von Seldeneck sich nicht damit begnügte, diese Hinterlassenschaft zu genießen. Sie mehrte sie nach Kräften, und sie verteidigte sie sehr energisch, als im Jahre 1796 die französischen Truppen des Generals Moreau versuchten, Gut und Brauerei zu plündern.

### Dem Hause Baden treu ergeben

Wilhelm von Seldeneck, der älteste Enkel der Stamm-Eltern, hatte vom Großvater anscheinend die soldatischen Neigungen sowie die Liebe zu Landwirtschaft und Pferdezucht, von der Großmutter hingegen deren solide Gesundheit geerbt. Mit 17 Jahren war er, zusammen mit seinem ein Jahr jüngeren Bruder, mit der badischen Feldbrigade nach Rußland ausgezogen. Beide Brüder wurden während des Feldzugs konfirmiert, und das tapfere Benehmen des jüngeren, Karl von Seldeneck, hat Wilhelm von Hochberg, der Kommandeur dieser badischen Brigade, in seinen "Denkwürdigkeiten" ausdrücklich hervorgehoben.

Heil aus den Schrecken des russischen Winterkriegs 1812/13 zurückgekehrt, vermählte sich Wilhelm einige Zeit später mit der Freiin Fanny von Falkenstein, die ihm drei Söhne und drei Töchter schenkte. Am Hofe des Großherzogs Leopold spielte Wilhelm von Seldeneck als Flügeladjutant und als Reisestallmeister eine bedeutende Rolle; er begleitete den Großherzog 1849 auf der Flucht aus dem Land; er sah noch die Anfänge der liberalen Ära unter Großherzog Friedrich I., erlebte noch den Auftakt des Deutschen Reiches und starb am 29. September 1874 im Alter von 78 Jahren, Volkstümlicher als dieser, wie alle Seldenecks dem Großherzoglichen Hause treu ergebene, Hofmann war sein Enkel gleichen Vornamens. Auf ihn, den ehemaligen Oberschloßhauptmann, Kammerherrn, Oberjägermeister, Majoratsherrn und Brauereibesitzer in Mühlburg geht vermutlich die größte Zahl jener wahren oder gut erfundenen, immer aber saftigen Anekdoten zurück, die man sich heute noch an Alt-Mühlburger Stammtischen oder unter Ur-Briganten erzählt. Literarisch belegt ist davon zumindest eine; sie ist erwähnt in der Autobiographie "Erinnerungen aus meinem Leben 1866-1917" des Generalobersten Hans von Seeckt. Der Generalstäbler, der 1912/13 als Major und Bataillons-Kommandeur im badischen Leibgrenadier-Regiment Dienst tat, kam bei einer Hoffestlichkeit im Karlsruher Schloß dazu, "als die Großherzogin Luise dem Oberschloßhauptmann von S. ihr Bedauern aussprach, daß der sehr beliebte bisherige Kommandant seinen Abschied nähme", worauf S. im besten Dialekt antwortete: "Wenn sie uns nur keinen Preußen hintun!" -Es ist nicht schwer zu erraten, wen Seeckt mit dem diskret verwendeten Anfangsbuchstaben meinte, und es läßt sich ebenso leicht vorstellen, daß diese Antwort die Großherzogin als waschechte Preußin erheblich schockierte.

Daß dieser Freiherr von Seldeneck im übrigen mehr war als eine Anekdoten-Figur, hat er durch mehr als eine noble Tat bewiesen. So kaufte er z.B. dem Wirt eines heute wohlbekannten Vorort-Lokals sein Gasthaus ab, um ihn vor dem Konkurs zu retten. Doch da er ihn das Haus als Pächter weiterführen ließ, verschaffte er dem Wirt die Möglichkeit, nach Jahren das Lokal wieder zurückzukaufen. Und da forderte dieser wahre Edelmann nicht einen Pfennig mehr, als er dem Wirt gegeben - und eröffnete ihm so die Chance, aus einer Bauernwirtschaft allmählich ein Haus zu machen, das bis auf den Tag bei Freunden einer guten Küche und einer kultivierten Gastlichkeit einen erstklassigen Ruf genießt.

### "Soll Schwedisches Palais genannt werden"

Nicht unerwähnt bleiben darf ferner, daß der Oberschloßhauptmann von Seldeneck, auch ein Freund der Kunst und Förderer der Künstler, der Stadt Karlsruhe 1909 den Siegfriedbrunnen für den Richard-Wagner-Platz stiftete. Und daß bei der Trauerfeier für den im März 1925 verstorbenen Baron die Mühlburger Karl-Friedrich-Gedächtniskirche nicht groß genug war, um alle Trauergäste, darunter zahlreiche Mitbürger, aufzunehmen.

Von noch größerem als nur lokalem Interesse aber ist es, daß dieses Barons Tochter Elsa den Freiherrn von Holzing-Berstett heiratete – und die Mutter der Dichterin Marie Luise Kaschnitz wurde.

Doch zurück zum Schweden-Palais! Im Jahre 1875 wurde die Verlassenschaft des Reise- und Oberstallmeisters, des Generalmajors a.D. Wilhelm Freiherr von Seldeneck, unter die Erben verteilt. Das Haus gegenüber der Kunsthalle in der Linkenheimer Straße wurde der ältesten Tochter Auguste ,,in ihr Erblos zugeteilt", nachdem es bereits im Jahre 1868 aus dem Freiherrlich von Seldeneckschen Familien- und Stammgut ausgeschieden worden war. Auguste von Seldeneck hatte 1838 den Vize-Oberstkammerherrn Ernst Ludwig Christian Göler von Ravensburg geheiratet. Anders als die meisten Mitglieder seiner Familie, machte der Kammerherr sein Glück nicht als badischer Offizier oder als großherzoglicher Beamter: er interessierte sich für Wirtschaft und Industrie und wurde 1837 der erste Präsident der größten Aktiengesellschaft Deutschlands und der größten Textilfabrik des Großherzogtums: der Gesellschaft für Spinnerei und Weberei in Ettlingen. Erst im Jahre 1850 legte er sein Amt als Präsident nieder, in dem er sich als Geschäftsmann bewährt hatte. Seine Gattin überlebte den Baron, den man mit unter die Industrie-Pioniere Badens zählen darf, um 30 Jahre, und als sie im Jahre 1880 starb, ging das Haus in der Linkenheimer Straße über an ihre Tochter, die Freifrau Alexandrine Schilling von Cannstatt. Frau von Schilling veräußerte das einstige Schweden-Palais schon vier Jahre später an den Karlsruher Partikulier Heinrich Küntzle um 110000 Mark. Der Käufer ließ sich dabei, aus welchen Gründen auch immer, von seiner Ehefrau vertreten. Doch schon während der Verhandlungen und nach dem Kaufabschluß bezeigte der Großherzogliche Hof den Wunsch, das Haus zu kaufen,

und zwar wünschte, wie die Intendanz der Großherzoglichen Zivilliste dem Finanzministerium mitteilte, "Seine Königliche Hoheit mit Rücksicht auf die daran knüpfenden Familienerinnerungen die Erwerbung dieses Hauses". Der Wunsch des Fürsten entsprach einer Order, und deshalb wurde das Haus mit Zustimmung aller damit befaßten amtlichen Stellen Heinrich und Maria Küntzle, geb. Ziegler, abgekauft, und zwar am 24. Juli 1884 mit einem Aufpreis von 6000 Mark. Es sollte - nachdem es in Karlsruhe ohnehin längst diesen Namen führte -,, nach Allerhöchster Entschließung Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs künftig das Schwedische Palais genannt werden". Friedrich I. hatte sich somit pietätvoll des Wohnsitzes der Königin Friederike erinnert, in dem seine Mutter Sophie den größten Teil ihrer Jugendzeit verbracht hatte. Bewohnt wurde das Schwedische Palais von da an vom Großherzoglichen Obersthofmarschall, dem Grafen von Andlaw.

#### Nach 1918 Staatsbesitz geworden

Nach der Revolution des Jahres 1918 wurde, wie in Heinrich Köhlers, "Erinnerungen" nachzulesen ist, "dem ehemaligen Großherzog als Eigentum das Schloß in Baden-Baden, das Palais in Freiburg, das Haus in Badenweiler und das Mausoleum im Fasanengarten in Karlsruhe belassen, alles mit Einrichtungen, außerdem acht Millionen Mark Eisenbahnobligationen der badischen Staatseisenbahn". Alle anderen fürstlichen Besitztümer fielen dem Freistaat Baden zu, u.a. auch das Karlsruher Residenzschloß, das Markgräfliche Palais am Rondellplatz, das Erbgroßherzogliche Palais, das Palais des Prinzen Max in der Karlstraße und schließlich das "Schwedische Palais".

Von 1918 bis 1927 gibt es eine Lücke in der Chronik des Hauses, das inzwischen die offizielle Adresse "Hans-Thoma-Straße 1" erhalten hatte. Zunächst scheinen noch ehemalige Hofbedienstete von Rang und höhere Staatsbeamte im Hause gewohnt zu haben. Vom 1. September 1927 bis 1. Juni 1933 wohnte im Obergeschoß des Schwedenpalais der Intendant des Badischen Landestheaters Karlsruhe, Dr. Hans Waag. Dieser Intendant, der im Jahr der "Machtübernahme" wie der Generalmusikdirektor Josef Krips und einige andere namhafte Theatermitglieder seinen Platz räumen mußte, verhalf durch sein Wirken dazu, daß die Ecke zwischen Wald- und Hans-Thoma-Straße noch ein paar Jahre lang den Charakter einer "musischen Ecke" behielt. Denn Dr. Hans Waag - so urteilt Hubert Doerrschuck in seinem Bildband "Karlsruhe so wie es war", dem auch die treffende Bezeichnung über die Ecken-Funktion entstammt - "war eine Persönlichkeit von kultivierter Vornehmheit und . . . führte das Haus (d. i. das Theater) von der strengen Tradition eines Hoftheaters nach 1918 in den Aufbruch einer neuen geistigen Freiheit."

#### Auch weiterhin ein Dienstgebäude

Von 1933 an gab es im ehemaligen Schweden-Palais keine Ereignisse mehr, die einer historischen oder biographischen Würdigung wert sind. Von diesem Zeitpunkt an, bleibt nichts weiter zu tun – als zu registrieren; denn Weyhings schöner Bau, der Ort so vieler bedeutender geschichtlicher Geschehnisse, der Schauplatz mancher menschlichen Tragödie und Komödie, mußte sich fortan mit der unpersönlichen Funktion eines "Amtsgebäudes" begnügen.

Nach Dr. Waags Auszug zog im Haus der Landesbauernführer Badens ein; 1936 die Badische Landsiedlung, mit und neben ihr das "Heimstättenwerk" der Deutschen Arbeitsfront. Von diesen Stellen überdauerte nur die Badische Landsiedlung die Katastrophe von 1945, und sie blieb, nachdem die Fliegerschäden des Jahres 1944 repariert worden waren, Mieter bis zu ihrer Auflösung zu Ende des Jahres 1950. Hauptbewohner aber war neben und einigen kleineren Ämtern aus dem Vermessungs- und Straßenbauwesen, das Wasserwirtschaftsamt.

Nach Abschluß der Sanierungs- und Renovationsarbeiten – damit ist etwa bis Ende 1978 zu rechnen – zieht abermals eine staatliche Dienststelle im Schwedenpalais ein: Das Staatliche Notariat und die Rechtspfleger. Ob sie das Haus auf Dauer bewohnen, ob sie später in einen Bau der Justizverwaltung übersiedeln werden, steht noch nicht fest, ist aber auch nicht entscheidend.

Wichtig ist nur, daß bei der Renovation des

Schwedenpalais die wertvolle Bausubstanz erhalten, und daß dem Karlsruher Stadtbild, das in Kriegs- und Nachkriegszeiten soviel von seiner ursprünglichen architektonischen Note verloren hat, das Schwedenpalais als ein besonders schönes Beispiel einstiger Baukultur bewahrt bleibt.

# Die Dunkelheit muß weichen

Der Tag tritt aus der Hülle
Der Nacht getrost ins Licht.
Genieß' nun seine Fülle,
Die dir sein Glanz verspricht.
Es blühn die ersten Boten
Des Frühlings schon vorm Haus,
Trilliern ganz ohne Noten
Den Winter keck hinaus.
Nimm diesem Gruß als Zeichen
Der Wiederkehr des Lichts!
Die Dunkelheit muß weichen
Am Ende doch ins Nichts.

Hans Bahrs

# Ein badischer Reisepaß von 1849

Julius Dorneich, Freiburg

Der Reisepaß ist ausgestellt am 31. Oktober 1849 für den Reichsfreiherrn Roderich v. Stotzingen1), ein großes vierseitiges Blatt auf starkem Papier, geschmückt mit dem großherzoglichen Wappen. Darunter heißt es: "Wir Leopold von Gottes Gnaden Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen ersuchen alle auswärtigen Civil- und Militärbehörden, Unseren Untergebenen aber befehlen wir, den Freiherren Roderich v. Stotzingen, Grundherrn zu Steißlingen, welcher in die K. K. Österreichischen Staaten, nach den Königreichen Sardinien, beider Sicilien und dem Kirchenstaate etc. etc. reiset frey und ungehindert hin und herreisen, auch ihm nöthigenfalls Schutz und Hülfe angedeihen zu laßen." Die auswärtigen Behörden wurden also höflich "ersucht", den Untertanen aber wird "befohlen".

Der Paß ist ausgestellt "urkundlich der Unterschrift und des Siegels Unseres Ministerii der auswärtigen Angelegenheiten" und vom Staatsminister Klüber persönlich unterschrieben. Gültig für 6 Monate.

Es war damals offenbar nur in wenigen Kreisen gebräuchlich, ins Ausland zu reisen, so daß der Herr Außenminister noch höchstpersönlich in Tätigkeit gesetzt werden mußte.

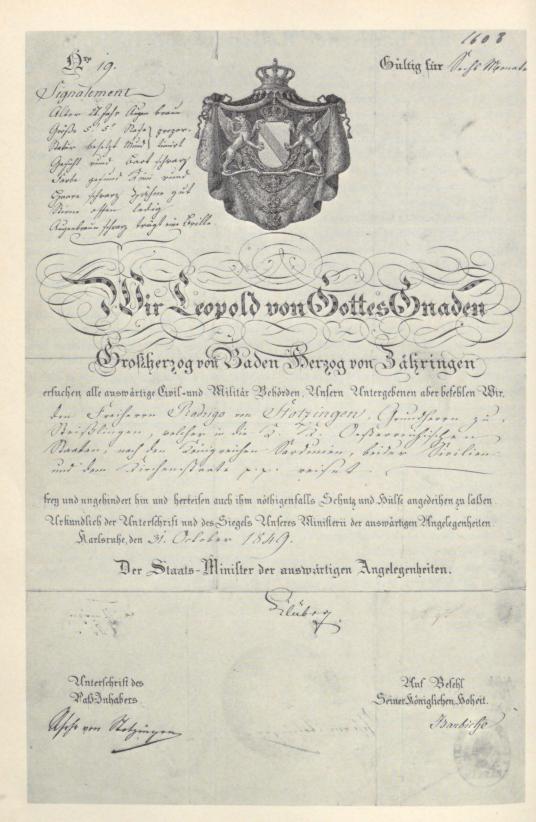
Als "Signalment" ist ziemlich ausführlich angegeben: "Alter 27 Jahr, Augen braun, Größe

5 Fuß 5 Zoll, Statur besetzt, Nase und Mund proportioniert, Gesicht rund, Bart schwarz, Farbe gesund, Kinn rund, Haare schwarz, Zähne gut, Stirne offen, Augenbrauen schwarz, trägt eine Brille, ledig."

Der Paß trägt dann auf den weiteren Seiten die Stempel vieler Grenzorte und ausländischer Städte, jedesmal mit Angabe der Weiterreise, als erstes "gesehen bei der Kais. Oesterr. Gesandtschaft in Karlsruhe", dann z. B. von der Kgl. Polizei-Direction München "nach Schärding", oder vom Kgl. Bayr. Stadtcomissariat Passau "nach Linz". Der Paß wurde auch mehrmals verlängert, 1850 "gültig für ein weiteres Jahr für die deutschen Bundesstaaten", 1851 ebenfalls für ein weiteres Jahr "zur Reise in die auf der 1. Seite aufgeführten Länder", 1851 für 6 Monate verlängert "zu einer Reise nach Belgien, Holland, Frankreich und England."

Anm.

1) Über Roderich v. Stotzingen (1822–1893), der bei der Entstehung der "Katholischen Volkspartei" in Baden, als Abgeordneter der I. Kammer und des Zollparlaments, aber auch als Förderer landwirtschaftlicher Vereinigungen hervorgetreten ist, erschienen in der Zeitschr. "Hegau" zwei Aufsätze (1974 und 1978) von mir.



# Eine Reise des Markgrafen Carl Friedrich von Baden in die Niederlande 1780

Briefe des Hofmedikus Dr. Johann Christoph BUCH an die Markgräfin Caroline Louise

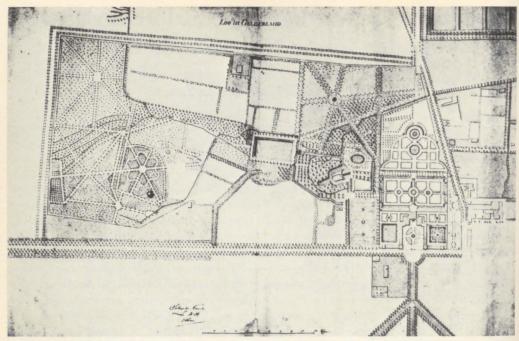
Gaston Mayer, Karlsruhe

In den Monaten September-Oktober des Jahres 1780 machte der Markgraf Carl Friedrich von Baden (1728-1811) inkognito als Graf von EBERSTEIN eine Reise in die Niederlande1). Seine Begleiter waren der Erbprinz Carl Ludwig (1755-1801), der geheime Rat Wilhelm von EDELSHEIM (1737-1793), der Hauptmann Peter BURDETT (gest. 1793)2) und der Hofrat und Hofmedikus Dr. Johann Christoph BUCH (1734-1785)<sup>3</sup>). Letzterer berichtete in 5 Briefen an eine "Hochfürstliche Durchlaucht", wobei es sich zweifellos um die Gemahlin des Markgrafen, Caroline Louise (1723-1783), in deren Korrespondenz sich die Briefe befinden4), handelt. Die Markgräfin, eine geborene Prinzessin von HESSEN-Darmstadt war vielseitig interessiert und eine leidenschaftliche Kunst- und Naturaliensammlerin und so hat sie wohl den Hofmedikus ersucht, ihr über die Reise brieflich zu berichten, vor allem über besuchte Kunst- und Naturalienkabinette. Die Brieffolge ist anscheinend nicht vollständig, denn sie beginnt erst mit einem Brief aus Bonn, der die Reise von Nassau bis dort beschreibt und endet mit einem Bericht aus Amsterdam. Sie sei im folgenden mitgeteilt.

Bonn den 21 7ber 1780. Heute früh um 4 Uhr sind wir activ bey hellem Mondenschein von Nassau abgereißet und haben also die Reiße über Ems nach Coblenz weiter fortgesezet. Die reizende Aussichten in die Rhein Gegenden, die wir nach überstiegenen hohen Gebürgen hinter Ems erhielten, würden noch mehr vergnüglicher gewesen seyn, wenn

die aufsteigende Nebel kein Hinderniß uns darin gesezet hätten. Gegen 8 Uhr näherten wir uns denen Gegenden Coblenz, erstiegen die fliegende Brücke über den Rhein, und kamen bald darauf in den Gasthof zum König von Engelland in Coblenz glücklich an. Nach eingenommenem Früh Stück wurde die Abreiße von Coblenz so veranstaltet, daß wir bereits schon um 11 Uhr in Andernach ankamen, woselbst während Wechslung der Pferde unser Gehör von einem armen gebrechlichen Manne, der zwar nur die Zither spielte, aber zugleich mit seiner Zunge und besonderen Richtung seiner Zähne durch singen und Pfeifen allerhand bewunderungswürdige Töne hervorbrachte, auf eine angenehme Art belustiget [wurde].

Die herrlichen Anblicke, die wir alsdenn, nachdem wir Andernach verließen, und den Weg nach Reimagen fortsezten in deme Anschauen des an denen beyden Ufern des Rheins befindlichen gesegneten Weinbaues, genossen, unterhielten dasselbe, so daß wir endlich Nachmittags um 4 Uhr in Bonn glücklich ankamen und nach eingenommenem Mittag Essen gerne noch die Reiße bis Cölln fortgesezet hätten, wenn der Posthalter allhier die dazu benöthigte Pferde bereit gehabt hätte, da er solche erst vor beide Wägen zu liefern nach verflossenen 8 Stunden versprach. Es wurde also beschlossen, nun den Abend bis gegen Morgen in Bonn zu bleiben. und alsdenn erst die Reiße nach Cölln fortzusezen. Der Rest dieses Tages wurde durch eine sehr angenehme Unterhaltung auf folgende Art benuzet, indeme alsdenn beschlossen wurde. das Schloß oder die Churfürstliche Residenz



Plan der Anlage des Jagdschlosses Het Loo (um 1760). Kolorierte Federzeichnung 64 × 93 cm

Algemeen Rijksarchief's-Gravenhage

mit ihren Merckwürdigkeiten zu besehen. Dieses wurde zu allerseitigem Vergnügen also gleich vollführet, da der daselbstige Hofcammer Rath Vogel<sup>5</sup>) bey unserer Ankunft daselbst uns allen darin befindlichen Pracht nebst dem neuangelegten Naturalien Cabinet zeigte, welches eine sehenswürdige Samlung aus denen 3 bekandten Natur Reichen darstellt, die zwar dermalen nicht systematisch aufgestellet sind, sondern eine blendende bunde Mischung vorstellte, die das Aug belästiget, doch gewiß aber auch dem Kenner beym Anschauen und genauer Untersuchung viel schönes und merkwürdiges anbietet.

Loo vom 25 7ber 1780. Gestern Vormittags um halb zehen Uhr verließen wir Arnheim und sezten die Reiße nach Loo fort, allwo wir erst Nachmittags um 3 Uhr glücklich ankammen, weil nichts als Heide und ein tiefer klarer Treibsand zu durchreißen war. Hingegen ist die schnelle Abwechslung die der Anblick plötzlich von der anmuthigen Lage des so schönen Lustschloßes Loo macht, eine große Vergütung vor die gehabte Unannehmlichkeiten, die man durch die üblen Weeg und unfruchtbare Gegend erlitten hatte. Nach eingenommenen Mittags Mahl wurde eine Promenade vom ganzen Hofe durch die mit so vielen schönen Abwechslungen gezierte Anlagen des Schloßgartens gemacht, die besonders wegen denen schönen springenden Wassern, Teichen und anderen Verzierungen merkwürdig sind. Heute wurde das Frühstück 2 kleine Stunden von hier in einem Walde unter schattigen Bäumen eingenommen, diesen Nachmittag die Promenade im Garten wiederholt, und nun soll es beschlossen seyn Morgen Loo wiederum zu verlaßen und die Reiße nach Utrecht weiter fortzusezen. Übrigens ist bisher Gott Lob alles

wohl und gesund geblieben, und hoffe auch auf das künftige alles gute.

Mit der tiefesten Submission verharrend Euerer Hochfürstl. Durchlaucht unterthänig treu gehorsamster Dr. Buch.

Haag den 29 7ber 1780. Die angenehme Wasserfahrt die Vorgestern von Utrecht aus nach dem Haag in einem schönen Jagd Schiff unternommen wurde, war allen zum grösten Vergnügen und wurde glücklich geendiget Abends gegen 9 Uhr durch die Ankunft im Haag. Es ist Graffen Hag vielleicht seiner Lage und Einrichtung nach einer der angenehmsten Orte und es ist schade, daß die seit einigen Tagen, besonders gestern bemerkte naße Witterung Hinderniße sezet, das merkwürdige allhier besonders in Absicht seiner Lage beschauen zu können. Die übrigen Merkwürdigkeiten besonders das Naturalien Cabinet hoffe heute noch zu sehen, und werde alsdenn meine Neubegierde in dem Anschauen der darin befindlichen Seltenheiten so viel als möglich zu befriedigen suchen.

Übrigens ist Gott Lob alles wohl und gesund außer kleinen nichts bedeutenden Zufällen, die meist von Erkältung durch die naße Witterung und veränderte Lebens Art ihren Ursprung haben, und an dem Ihr G. Rath von Edelsheim und Hauptmann Bourtett sind bewirket worden. Anbey verharre mit tiefester Submission

Euerer Hochfürstl. Durchl. unterthänig treu gehorsamster Dr. Buch.

Rotterdam den 2 8ber 1780. Euer Hochfürstl. Durchlaucht haben gnädigst geruhet, mir unter dem 25 7ber die gnädigsten Dank Äußerungen schriftlich zu hoffen zu lassen, die ich hiermit mit dem tiefesten unterthänigsten Dank verehre, und werde mich dahero äußerst bemühen, dieser Gnaden Bezeugungen würdig zu machen. Bey dem bisherigen Auf-

enthalt im Haag, habe so viel als möglich die merkwürdigsten Dinge dieser angenehmen Residenz mir bekant zu machen gesucht, so viel die indessen erschienene stürmische und regnerische Witterung erlaubt hat. Das Naturalien Cabinet das ich 2 mal besuchet habe ware der Gegenstand meiner Beschäftigung. Es ist dem Bonner weit vorzuziehen da bey der weit größern Menge derer Naturalien mehrere Ordnung angebracht ist. Schade ist es anbey, daß der Raum worin sich diese Naturalien befinden mir zu klein vorkomt, da alle Stücke gar zu gedrängt an einander liegen. Die in dem ersten Zimmer befindliche Modelle, Chinesische Häuser, Kriegsrüstungen, sind artige Stücke, so wie in denen andern die ausgestopften Vögel besonders von auswärtigen, die aus dem Papageven Geschlechte, die viele Surinamische aus dem Geschlechte des Colibrits, schöne Paradieß Vögel worunter ein besonders groser ist, die Pfeffer Vögel, sich schön ausnehmen, weil sie wohl conserviret sind. Besonders trift man in ziemlicher Vollkommenheit hier an, die Surinamische und Chinesische Schmetterlinge, die Pracht und Glanz derselben ist bewunderungswürdig. Vortreflich ist auch die Samlung von Laternen Trägern und andern leuchtenden americanischen Insekten, auch sind viele Spinnen da besonders von ungeheurer Größe. Diese Insekten sind bishero mit Campher conserviret worden aber nun haben sie ein destilliertes aetherisches Oehl erfunden, welches meistens aus dem ächten Spiritus Oehl bestehen soll, das an die inneren Leisten derer Glaskästen angeschmieret wird, und dem Campher weit vorzuziehen wäre. Auch ist ein prächtiger Vorrath von Conchilien daselbst, besonders sind die Wendel Treppen, Admirale, Noten, Muscheln, Datteln, Harfen, Purpurschnecken von vielem Glanz und Vollständigkeit. Überhaupt glaube ich von diesem Kabinette, daß es eines der besten seyn möge, besonders da es lauter neue, vollständige, ausgesuchte Exemplare enthält. Heute Nachmittags um 2 Uhr haben wir den Haag verlassen und den Weeg nach Rotterdam angetretten. Ich bin in einem so genannten



Naturalienkabinette (links) und Wohnung des Statthalters (rechts) in den Haag. In der Mitte Wohnhäuser (1924 abgerissen)

Aquarell um 1780, Gemeente-Archief's-Gravenhage

Trachscheyt<sup>6</sup>) auf dem Canal über Delft daselbst Abends um 8 Uhr angekommen und muß sagen, daß mir diese Wasser Reiße eine der angenehmsten ware, weil meistens die beyden Uffer dieses Canals mit denen niedlichsten Lusthäuser und Garten Anlagen und andern schönen Abwechslungen gezieret sind.

Wir alle sind Gott Lob gesund und wohl, und hoffe auch daß die so sehr veränderte Lebensart nun mehr gewohnet, fernerhin keine schädliche Eindrücke mehr veranlassen werde. Zu höchster Huld und Gnaden mich unterthänigst empfehlend verharre mit tiefester Submission

> Euerer Hochfürstl. Durchlaucht unterthänig treu gehorsamster Dr. Buch.

Amsterdam den 6 8ber 1780. Gestern Abends nach 6 Uhr sind wir alle glücklich und gesund allhier angelangt. Diese Reiße die wir gestern früh von Haag aus anfiengen, ware eine der angenehmsten, da wir abermalen das schöne Jagdschiff des Prinzen von Oranien7) bestiegen, und damit einen Canal durchflosten, wo auf Seiten desselben die hinliegende Landhäußer, Gärten mit Laburynthen, künstlich geschnittenen Hecken aus Linden, Ulmen, dann lange Alleen aus Linden und Kastanien, dann Gärten mit eisernen Gatter etwas eingefaßt mit Bildsäulen gezieret, bald grüne Wiesen und Auen mit bundscheckigtem dort weidenden Hornvieh, un alle Augenblicke die angenehmsten Gegenstände darstellete. Wir näherten uns bald der an diesem Canal liegenden schönen Stadt und berühmten Musensitz Leiden, wir stiegen ans Land und durchgiengen diese mit so vielen Merkwürdigkeiten geschmückte hohe Schule mit schnellen Schritten. Ein schmerzlicher Verlust vor mich, daß ich nicht durch einige Stunden Aufenthalts daselbst meine dadurch gereizte Wißbegierde befriedigen konte. Nun näherte sich die Mittags Zeit, die durch diese gehabte Fuß Promenade gereizte Eßlust, und die aus Haag mitgenomene Speißen wurden nun unter dem Genuß der besten Vergnügungen verzehret, und der bald erfolgenden Ankunft in Amsterdam entgegen gesehen.

In Rotterdam habe ich ohnerwartete Gegenstände, die meine ganze Aufmerksamkeit verdienten, gefunden. Es ist daselbst ein vortreflich institutum anatomicum angelegt, das unter eines berühmten Zergliederers des Professor FINCKs<sup>8</sup>) Direction viel Kunst hat, wegen seinen so gründlichen anatomischen Vorlesungen, die er besonders mit mehrerer Deutlichkeit vorträgt, da er sich eine auserlesene Samlung von praeparatis anatomicis dazu selbst zubereitet

hat, die in dem Theatro anatomico aufbewahret werden, und die ich alle mir habe vorzeigen lassen. Sie verdienen alle Bewunderung, da es die seltensten und durch viele Mühe und Kunstbereitete Seltenheiten sind. An verschiedenen Sceleten sind alle Theile der Anatomie besonders zubereitet, das Aug, das Ohr, die Zunge, die Haut sind so fein beschaffen, daß man ihren inneren und äußeren Bau deutlich erkennen kan. In spiritu vino sind viele seltene Monströse foetus und Embryones verwahret, und andere Merkwürdigkeiten, die allen Beyfall verdienen. Tags darauf habe ich das Vergnügen gehabt, mit Serenissimo das Ostindien Hauß zu durchgehen, welches wegen dem grossen erstaunenswürdigen Vorrath von Thee, Pfeffer, Gewürtz Negelein, Muscaten Blüthen und verschiedener

Ostindienham Rotterdam um 1700. Kupferstich von P. Schenck

Archiefdienst Gemente Rotterdam



ostindischer Zeugen, der Menge der daliegenden so meist Moselline, alle Bewunderung erregen.

Nun werde ich mich heute beschäftigen die allhiesigen Merkwürdigkeiten, die ich mir noch größer als die Rotterdamer vorstelle, zu benutzen suchen.

Gott Lob daß ich sagen kan, wir alle sind wohl gesund und vergnügt. Ich verharre anbey mit tiefester Submission

> Euerer Hochfürstl. Durchlaucht unterthänig treu gehorsamster Dr. Buch.

#### Anmerkungen:

1) Der Markgraf meldete dem Erbstatthalter WIL-HELM V. aus Arnheim am 24. 9. 1780, er werde ihn mit seinem Erbprinzen besuchen und reise als Graf von EBERSTEIN. Am 8. 1. 1782 schrieb er ihm, mit Freuden erinnerte er sich seines letzten Besuches in Holland. – KLEINSCHMIDT A., Karl Friedrich von BADEN. Zum 150 Geburtstage. Heidelberg 1878 (S. 88).

<sup>2</sup>) BÜRDETT, ein geborener Engländer kam 1775 als Ingenieur in die Markgrafschaft, erhielt 1777 den Titel eines Hauptmanns, späterhin eines Majors, Erbauer des Murgflußkanals unterhalb Rastatt. – MEER-WEIN C., Grundstein zu einem Ehrendenkmal für die um Badens Landeskultur verdienten Männer. Carlsruhe 1822. Nach diesem Autor starb BUR-DETT 1793 in Karlsruhe. In den Sterberegistern des evangelischen Kirchengemeindeamts Karlsruhe ist jedoch sein Tod nicht verzeichnet, wohl aber am 6. 10. 1786 der seiner Frau Hanna WANSELL, einer ebenfalls geborenen Engländerin.

3) BUCH wurde am 24. 2. 1734 in Wertheim geboren und starb in Karlsruhe am 5. 1. 1785. Er wurde daselbst 1767 als Hofmedikus und Stadtphysikus angestellt und 1771 zum Hofrat und Leibmedikus ernannt. – Mitteilung des evangelischen Kirchengemeinderats Wertheim und des evangelischen Kirchengemeindeamts Karlsruhe; Archivalien im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 76/1177–1179.

<sup>4</sup>) Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe – Großherzogliches Familienarchiv – Korrespondenz der Mark-

gräfin Caroline Louise, Band 16.

S) Johann Philipp Nerius Maria VOGEL (1719–1795), Burggraf, Hofkammerrat, Kammerfourier, Direktor des Naturalienkabinetts und Leiter der Hofbibliothek am kurfürstlichen Residenzschloss in Bonn – Mitteilung des Stadtarchivs Bonn aus E. PIE-PER, Organisation und Verwaltung des kurkölnischen Hofstaates in den Jahren 1784–1794. Diss. Bonn 1949 (Maschinenschrift).

6) Richtig: Trekschuit, Schiff, das von einem Pferd gezogen wurde (Briefl. Auskunft Algemeen Rijksarchief 's-Gravenhage, Herr Jan van BRACHT).

7) Erbstatthalter Wilhelm V. (1748-1806).

<sup>8</sup>) Henricus VINK (geb. 1740), Lector Anatomicus 1765, Professor 1770 (Briefl. Auskunft Archiefdienst Gemeente Rotterdam, Herr Stadtarchivar R. A. D. RENTING).

# Das Wohnungsdilemma Carl Christian GMELINs

und ein nicht ausgeführter WEINBRENNER-Entwurf zu einem naturkundlichen Lehrgebäude in Karlsruhe

Gaston Mayer, Karlsruhe

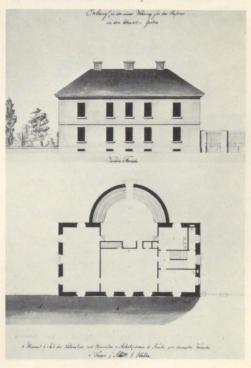
Carl Christian GMELIN (1762-1837), Direktor des Naturalienkabinetts und Aufseher der fürstlichen Gärten zu Karlsruhe, kämpfte zeitlebens um eine Dienstwohnung, die ihm zwar immer wieder versprochen wurde, die er aber nie erhalten hat. 1) Als die Regierung im Jahre 1807 eine Verlegung und Modernisierung des botanischen Gartens beschloß, hatte er jedoch berechtigte Hoffnung, endlich eine solche inmitten des botanischen Gartens und nicht weit vom Naturalienkabinett zu erhalten.<sup>2</sup>) Am 31. 3. 1808 wurde er sowie der Gartendirektor Johann Michel ZEYHER (1770-1843) in Schwetzingen aufgefordert, wegen Verlegung der alten Orangerie, der Gewächshäuser, des botanischen Gartens und der Gärtnereiwohnung die nötigen Vorschläge mit erforderlichen Riß- und Kostenberechnungen einzureichen. Beide fertigten daraufhin einen detaillierten Plan unter Zuziehung des Hofgärtners HARTWEG3) an. Darin heißt es unter Nr. 4:

"Möchte am Ende dieses Haha's <sup>4</sup>) so wie in dem Riß bemerkt, zunächst an dem Linkenheimer Tor wo jetzt die Autenriethische Zeichnungs Schule <sup>5</sup>) ist, welche in jedem Fall gleich von dorten in ein anderes schicklicheres Local verlegt werden muß, die öffentliche Lehrsäle für Botanik, Mineralogie und Naturgeschichte überhaupt, nebst einer oben darauf anzubringenden Wohnung des jeweiligen Professors dieser Fächer anzulegen seyn und da derselbe mit dem Verkauf der Cirkel Orangerie seinen bisherigen botanischen Lehr Saal verliert, so möchte

solches ebenfalls so bald als möglich anzufangen und zu vollenden seyn."

Im gleichen Jahr bat GMELIN auch den Staatsrat HOFER,<sup>6</sup>) sein Anliegen, den Bau der ihm "so lange versprochenen Wohnung im botanischen Garten nebst dem öffentlichen Lehrsaal

Entwurf Weinbrenners "Zur neuen Wohnung für den Professor in dem Botanischen Garten" Vordere Fassade und Grundriß des ersten Stockes

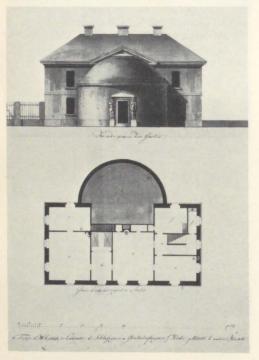


für die Botanik, Zoologie und Mineralogie zu unterstützen und zu begünstigen".

Am 23. 11. 1809 schrieb GMELIN an das Finanzministerium, daß es unumgänglich nötig sei, "den öffentlichen Botanischen Lehrsaal nebst der Wohnung des Professors der Botanic welche nach den Höchsten ausdrücklichen Befehlen schon im vorigen Jahr hätten erbauet und beendigt werden sollen, im künftigen Jahr zu beendigen und daher das nöthige Baumateriale zu rechter Zeit theils noch in diesem Späthjahr, theils im Winter herbeiführen zu lassen."

In einem Schreiben an Großherzog Carl Friedrich (1728–1811) erinnerte GMELIN an die ihm bereits bei seinem Dienstantritt vor 25 Jahren versprochene und wiederholt zugesagte freie Wohnung und bat um Beschleunigung der Baumaßnahmen. Seit dieser Zeit, schreibt

Fassade gegen den Garten und Grundriß des zweiten Stockes



GMELIN, hätten mehrere Professoren am Lyceum, so der Galeriedirektor BECKER7) und viele andere, nachdem sie kaum einige Jahre in Diensten waren, geräumige freie Wohnungen mit anderen emolumenten erhalten zu seinem nicht geringen Nachteil. Keiner von diesen habe die Aufopferungen die er auf seinen siebenjährigen teueren Aufenthalt auf Universitäten und nachherigen Reisen im Lande und Auslande hatte. Keiner von diesen habe das darauf angewendet, was er um sich in dem vielumfassenden Fache der Naturkunde, Arzneikunde, Pflanzenkunde und Mineralogie so praktisch wie möglich zu machen, keiner von ihnen habe den Schaden und Verdruß gefühlt, den er bisher durch das öftere Ausziehen von einer Wohnung in die andere und noch täglich, ausgesetzt sei. Seine Sammlungen an Pflanzen, Mineralien und Büchern, die er teils zum Studieren selbst und um seine Vorlesungen praktisch und die Sachen anschaulich zu machen, brauche, die er von seinen ersten Universitätsjahren bis auf diese Stunde so viel ihm immer möglich war zu ergänzen und zu erweitern suchte, fielen ihm bei jedem Einzug in eine andere Wohnung nicht wenig zur Last, für sie allein brauche er um sie in belehrender Ordnung zu stellen und zu erhalten wenigstens drei eigene Zimmer, wovon sich jeder leicht überzeugen könne. Und diese Sammlungen seien von seiner Lehrstelle als Professor der Botanik und Naturgeschichte umso unzertrennlicher und nötiger, da am Lyceo bisher keine Sammlungen dieser Art seien. Seine Zeit werde mit jedem Tag wegen der vielen Dienstgeschäfte beschränkter. Zur Zeit habe er von seiner Wohnung bis ins Naturalienkabinett und wieder zurück 40 Minuten, bis in die Plantagen über eine Stunde und in den neuen Botanischen Garten, wo seine Person oft an einem Tage wiederholt nötig sei, eine halbe Stunde, es gingen ihm und der Sache also alle Tage nur durchs Hinkommen an diese Orte einige Stunden verloren. Allem diesem Nachteil würde durch eine freie Wohnung, wo er unvertrieben und bei der Sache im Garten selbst wäre, ein Ende gemacht. Seine K. H. habe im vorigen

Jahr bei Verlegung des Botanischen Gartens befohlen, ein Gebäude worin ein Lehrsaal für Pflanzenkunde und Naturgeschichte und einige Zimmer im unteren Stockwerk für seine Sammlungen unterzubringen und aufzustellen und darauf die Wohnung für den jetztzeitigen Professor der Pflanzenkunde und Naturgeschichte und den Direktor des Naturalienkabinetts und des botanischen Gartens ohne weiteren Verzug zu erbauen. Dieser höchste Befehl sei soeben erneuert worden und es sollte endlich in diesem Frühjahr Hand daran gelegt werden. Nun erfahre er, daß dieser Befehl wegen bevorstehendem Kriege wieder länger verschoben werden solle, was ihm und der Sache zum größten Nachteil gereichen würde. Da nun der Plan zu diesem Gebäude und dessen Ausführung genehmigt sei und dasselbe höchstens, wie ihm der Oberbaudirektor WEINBRENNER<sup>8</sup>) versichert habe, auf 5000 Gulden zu stehen komme, da ferner das Baumaterial dazu schon bestellt sei und ihm alles daran liegen müsse, dasselbe baldigst beendigt zu sehen, so wiederhole er seine dringende Bitte, dasselbe bestens zu beschleunigen. Sollte es in diesen Zeiten bloß an dem dazu benötigten Geld fehlen, so erbiete er sich ehrerbietigst dazu ein Kapital von 2000 Gulden gegen 6% aufzunehmen und dazu zu verwenden.

In einem weiteren Schreiben vom 2. März 1811 erinnerte GMELIN den Großherzog an seine Zusicherung, einen Lehrsaal und eine Wohnung für den jeweiligen Direktor des Botanischen Gartens in demselben erstellen zu lassen. Er schreibt, daß das Publikum nun nachdem es den botanischen Garten und das Naturalienkabinett<sup>9</sup>) in einer vergrößerten Gestalt mit ihren Schätzen sehe und bewundere, daß dieselben nicht blos zur Schau, sondern zu höheren Zwecken geschaffen, gesammelt, vermehrt und aufbewahrt seien. Der laute Wunsch vieler Staatsdiener und Anderer gehe dahin, diese Schätze und ihren Zweck näher kennen zu lernen. Von allen Seiten werde er aufgefordert, Demonstrationen und Vorlesungen über diese Gegenstände zu geben und er sehe sich ver-



Quer-Durchschnitt durch den "Hörsaal" und "Quer-Durchschnitt von dem Wohnhaus und dem Auditorium"

pflichtet, diesen Wünschen zum Besten der Sache und der Wissenschaften soweit es in seinen geringen Kräften stehe, von seiner Seite zu entsprechen. Er schmeichle sich, somit den Wünschen des Publikums durch öffentliche Demonstrationen über Mineralogie und besonders vaterländische Geognosie mit Zuziehung seiner eigenen für solche Demonstrationen geeigneten Privatsammlung Genüge zu leisten. Um dieses ausführen zu können, fehle ihm zur Zeit noch ein öffentlicher Lehrsaal, ein Lokal um seine Sammlung gehörig aufzustellen und gemeinnützig zu machen.

Nun habe Seine Königliche Hoheit schon vor längerer Zeit und aufs Neue bei Verlegung des botanischen Gartens im Jahre 1807 gnädigst befohlen im botanischen Garten einen öffentlichen Lehrsaal nebst Wohnung für den jeweiligen Direktor den Auftrag gegeben, die Befehle sogleich zu vollziehen. Ja, Seine Königliche Hoheit habe ihm selbst versichert, daß diese Wohnung im Jahre 1808 von ihm bezogen werden könne, mit dem Zusatze "es war schon längst mein Wille!" und "ich freue mich ihren Vorlesungen anzuwohnen und den botanischen Garten gemeinnützig zu machen!"

Da die Wohnung des Professors der Botanik und ein öffentlicher Lehrsaal im Botanischen Garten Bestandteile eines botanischen Gartens seien, dürfe er nun hoffen, daß der öffentliche so wesentliche und nötige Lehrsaal nebst der Wohnung des Professors der Botanik gesetzt werde.

In einem undatierten, vermutlich jedoch um etwa die gleiche Zeit verfaßten Schreiben führt GMELIN weitere Argumente an, die ihn dazu berechtigten, Anspruch auf eine Wohnung in der Nähe des Naturalienkabinetts oder des botanischen Gartens zu haben. Er schreibt, daß das Naturalienkabinett "in jedem Betracht laut dem Ausspruche aller Kenner ausgedehnter, vollständiger und umfassender" sei als das ,,physische Cabinet, das Mahlerey und Kupferstich-Cabinet", das überdies von Fremden viel häufiger besucht werde, als "obige Cabineter". Obwohl er aber schon lange vor dem Galerie-Direktor BECKER und über 15 Jahre vor Professor BOCKMANN<sup>10</sup>) angestellt sei, hätten beide schon lange das Glück, geräumige herrschaftliche Wohnungen in den Gebäuden ihrer Kabinette zu haben. Am 25. Mai 1811 teilte das Ministerium der Finanzen auf die Vorstellung GMELINs wegen der Erbauung einer Wohnung und eines Lehrsaals mit, daß die Angelegenheit "bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit bis in das nächste Spätjahr verschoben bleiben müsse, wo man alsdann die Sache nach Umständen wieder in Beratung ziehen werde." Am 23. 7. 1812 schrieb GMELIN an Großherzog Karl (1786-1818) 11): "Euere Königl. Hoheit geruheten gnädigst vor mehreren Monathen, als ich das Glück hatte, Höchstdenselben meine Dienstlage unterthänigst schriftlich und mündlich vorzustellen, mir eine angemessene

Besoldungszulage nebst Hauszins bis das zu öffentl. Botanischen und naturhistorischen Vorlesungen und zu meiner freyen Wohnung bestimmte Gebäude im neuen Botanischen Garten dahier erbauet seyn würde, zuzusichern, welches nach der Höchsten Zusage vom 23ten Jenner d. J. an ohnfehlbar beginnen würde. Getrost sehe ich bisher der realisierung der Höchsten und gnädigsten Versprechen bis auf diese Stunde entgegen. Durch die Höchste Zusage getröstet, ihr vertrauend und mit Sehnsucht in meiner Lage harrend, ersterbe ich in tiefester Ehrfurcht."

GMELIN muß danach die Hoffnung auf die Ausführung des Projekts endgültig aufgegeben haben, denn es wird späterhin nicht mehr erwähnt. Der mit GMELIN befreundete Oberbaurat WEINBRENNER hatte auch einen detaillierten Entwurf zu dem geplanten Gebäude angefertigt. Die im Stadtarchiv aufbewahrten Ansichten, Schnitte und Grundrisse (Abb. 1–3) vermitteln davon ein eindrucksvolles Bild.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup>) Siehe auch meinen Aufsatz "Bürgerliches Leben in Karlsruhe um 1800 Streiflichter aus Briefen Carl Christian GMELINs (1762–1837)" Badische Heimat. Mein Heimatland. 56, S. 341–344. 1976.
- <sup>2</sup>) Die folgenden Ausführungen wurden den nachgelassenen Papieren Carl Christian GMELINs im Archiv der Landessammlungen für Naturkunde entnommen.
- 3) Johann Andreas HARTWEG (1777-1831).
- <sup>4</sup>) Heute: Ahaweg, dieser begrenzt den Schloßgarten im Nordwesten, vom Wildparktor im Norden bis zum Schloßgartentor gegenüber der Einmündung der Moltkestraße in die Hans-Thoma-Straße im Westen.
- Karl Friedrich AUTENRIETH (1750–1824).
   Johann Baptist Joseph Karl von HOFER (1759–1838).
- 7) Philipp Jakob BECKER (1763-1829).
- 8) Johann Jakob Friedrich WEINBRENNER (1766–1826).
- <sup>9</sup>) 1803 war im Zuge der Säkularisation das Meersburger Naturalienkabinett nach Karlsruhe überführt worden, diesen und weitere wertvolle Zugänge meint GMELIN wohl.
- 10) Karl Wilhelm BÖCKMANN (1773-1821).
- <sup>11</sup>) Großherzog Carl Friedrich war am 10. Juni 1811 hochbetagt gestorben.

# Das Ettlinger Jesuitenkolleg

Albert Franz Xaver Bissinger, Freiburg

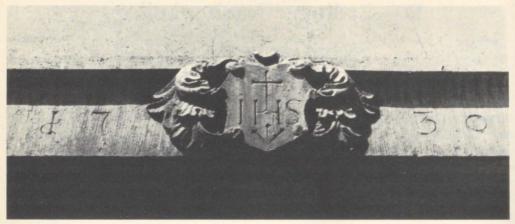
Die gelungene Restaurierung des Aulagebäudes des ehemaligen Ettlinger Lehrerseminars, späteren Aufbaugymnasiums, Realgymnasiums und jetzigen Finanzamtes in der Seminarstraße weckt die Erinnerung, daß dieser ganze Gebäudekomplex ursprünglich das Kolleg der Gesellschaft Jesu beherbergte. Markgraf Wilhelm konnte 1663 eine Idee verwirklichen, die einst an der Isar entstanden war. Herzog Albrecht von Bayern, der Vormund des unmündigen Markgrafen Philipp II., plante schon die Errichtung eines Jesuitenkollegs in Ettlingen. Es war derselbe Herzog Albrecht, dem sein Statthalter Graf Otto von Schwarzenberg 1569 den

Ehemalige Jesuitenkirche in Ettlingen Foto: Bissinger



Ettlinger Neptunstein (römischer Votivstein 1480 nach einer Überschwemmung gefunden) als Geschenk nach München transportieren ließ. Die Ettlinger waren zwar wieder zum alten Glauben zurückgekehrt, im Inneren aber hingen noch viele an der neuen Lehre. Um die "res catholica et fidei romanae", wie es in der Stiftungsurkunde heißt, besorgt und vor allem auch wegen des herrschenden Priestermangels führte Markgraf Wilhelm schon vor 1660 Verhandlungen mit dem zuständigen Bischof von Spever. 1662 wurde als Wohnung für die Väter der Gesellschaft Iesu das von Zvllenhard'sche Haus am Pforzheimer Tor gekauft. Die Stiftung selbst fällt in das Jahr 1663. Dem Ordenskolleg wurden zum Unterhalt Anteile an den Einkünften der Kirche des hl. Martin, der Kirche zu Bickesheim, welche früher die Baden-Badener Jesuiten innehatten, des Siechenhauses vor der Stadt und des Spitals innerhalb der Stadt Ettlingen zugewiesen. Das Kolleg bekam bald auch Schenkungen außerhalb Ettlingens, so in Bruchsal und in der Pfalz. Der heute noch wegen seines Weines berühmte "Jesuitengarten" in Forst (Pfalz) erinnert noch daran. Das Kolleg erhielt zur Benützung die Spitalkirche St. Er-

Als die Franzosen am 15. August 1689 im Pfälzischen Erbfolgekrieg die Stadt niederbrannten, blieb auch das Jesuitenkolleg nicht verschont. Neun Jahre später begannen die Jesuiten mit dem Wiederaufbau am Westflügel. Im Jahre 1699 erwarben die Väter der Gesellschaft Jesu den ganzen Spitalplatz. Sie erhielten die Auflage, die stark zerstörte Spitalkirche, die sie mitbenutzt hatten, wieder zu errichten. Von 1728–1731 erfolgte der Aufbau des Ost- und Südflügels des Kollegs. 1739 waren wohl Kirche und erweitertes Kolleg fertiggestellt.



Türsturz am Ostflügel des ehemaligen Ettlinger Jesuitenkollegs (heute Finanzamt)

Foro: Rissinger

Lange Zeit war das Ettlinger Kolleg Tertiat, d. h. die jungen Patres verbrachten hier ihr drittes geistliches Probejahr nach zweijährigem Noviziat und abgeschlossenem Studium. Stadtpfarrer i. R. Geistl. Rat Hermann Weick, Karlsruhe, hat 400 Namen von Patres festgestellt, die dem Tertiat innerhalb ungefähr eines Jahrhunderts angehörten. Die Tertiaren kamen u. a. aus Mainz, Würzburg und Molsheim. Sie wurden kräftig zur Seelsorge mit herangezogen, denn nach dem Brand von 1689 stellten die Jesuiten auch den Pfarrektor der Stadtpfarrei St. Martin. Die Väter der Gesellschaft Jesu übten somit die

Schlußstein mit typischem Jesuitenemblem an einer Gartenpforte (Bühlstr., Ettlingen)



Seelsorge in den fünf Pfarreien Ettlingen, Ettlingenweier, Schöllbronn, Stupferich, Bulach mit der Filiale Beiertheim und dem Schlößchen Scheibenhard aus. Großen pastoralen Wert legten die Väter auf die Ermunterung zu gutem Gottesdienst- und Schulbesuch, sie führten neue Andachten ein und gründeten ihre typischen Marianischen Sodalitäten für die verschiedenen Stände. Eine davon, 1671 gegründet, überdauerte die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 durch Papst Clemens XIV. und ist heute noch existent: die Marianische Männersodalität. Der letzte Rektor des Kollegs Joseph Daudé blieb nach der Aufhebung als Weltpriester Stadtpfarrer von Ettlingen. 1937 fand man bei Bauarbeiten unter der Martinskirche die Grabstätte Joseph Daudés. Die Gebeine waren nicht mehr vorhanden. Die Grabplatte steht heute auf dem Ettlinger Hauptfriedhof. Die Stadtpfarrer wohnten noch längere Zeit nach der Aufhebung im ehemaligen Kolleg.

Dasselbe erlebte ein wechselvolles Schicksal. 1808 fand der letzte Gottesdienst in der ehemaligen Jesuitenkirche statt. Im gleichen Jahr wurde eine Lateinschule im ehemaligen Kolleg eingerichtet. Seit 1812 war das Gebäude in städtischem Besitz.

Seit 1835 wurde es als Lehrerseminar, bis in unser Jahrhundert unter geistlicher Leitung, genutzt. 1874 stockte man die ehemalige Kollegskirche auf und zog Zwischenböden ein. In den zwanziger Jahren löste ein Aufbaugymnasium mit Internat das Lehrerseminar ab. 1936 wurde dieses mit dem Realgymnasium verbunden, das ebenfalls in den Gebäudekomplex umzog. In den fünfziger Jahren zog das Finanzamt Ettlingen ein, das heute alle Gebäude mit Ausnahme des Anbaus des Lehrerseminars beansprucht. Dieser Anbau gegenüber der Herz-Jesu-Kirche beherbergte bis vor einigen Wochen das 2. Ettlinger Gymnasium, das Albertus-Magnus-Gymnasium. 1976/1977 wurde das sogenannte Aulagebäude des Lehrerseminars, eben die alte Jesuitenkirche, in einer grundlegenden Restaurierung im Äußeren auf die alten Maße zurückgeführt und einfühlsam barock verputzt. Das

1874 aufgesetzte Geschoß wurde abgetragen. Beim Umbau wurden Reste eines Epitaphs noch aus der alten Spitalkirche St. Erhard aus dem Jahr 1583 gefunden. Im Boden des Chores wurden Grabstätten von Adeligen entdeckt, so die der Gräfin de Belmont, einer Verwandten des Kurfürsten von Hannover, einer Baronin Elisabeth Constancia von Caracales und der Gemahlin des Grafen Hermann Friedrich von Hohenzollern, Eleonore Magdalena, einer geborenen Markgräfin von Bayreuth.

In der 1739 errichteten Krypta sollten die Patres ihre letzte Ruhestätte in übereinanderliegenden Wandnischen finden. Entziffert werden konnte die Grabplatte eines P. Ambros Dilg SJ. Das Allianzwappen der Familien von Zyllenhard und Güss von Güssenberg, den Vorbesitzern des Grundstückes, auf dem das ursprüngliche Jesuitenkolleg errichtet wurde, aus dem Jahre

Hochaltar der ehemaligen Jesuitenkirche in Ettlingen, heute Baden-Haueneberstein Foto: Bissinger



Linker Seitenaltar der ehemaligen Jesuitenkirche in Ettlingen, heute Baden-Haueneberstein Foto: Bissinger



1534, konnte an einer Wand des Erdgeschosses des "Kirchenflügels" einen gebührenden Platz finden

Im Äußeren erinnert das Gebäude jetzt wieder, trotz seiner Nutzung für den Fiskus, an seine ursprüngliche Bestimmung als Gotteshaus.

Am Ostflügel des ehemaligen Kolleggebäudes findet man zur Sternengasse hin einen Türsturz mit dem typischen Jesuitenemblem (Jesusmonogramm IHS, also die griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Jesu, mit krönendem Kreuz und den drei Nägeln der Passion). Auf dem Türsturz steht die Jahreszahl 1730. Ein ganz ähnlich gestaltetes barockes Emblem befindet sich als Schlußstein über einer Gartenpforte in der Bühlstraße. Merkwürdigerweise ist dort die Jahreszahl 1778 angegeben, obwohl doch der Orden schon fünf Jahre zuvor aufgehoben worden war. Wichtigster Zeuge für die

Rechter Seitenaltar der ehemaligen Jesuitenkirche in Ettlingen, heute Baden-Haueneberstein Foto: Bissinger



Jesuiten in Ettlingen ist die bereits oben erwähnte Mariannische Männersodalität, die heute noch besteht. Im Besitz des Kirchenfonds Herz-Iesu befindet sich deren einstige Patronatsmadonna, "silberne Muttergottes" genannt. Sie stellt eine Immaculata dar, die auf der Weltkugel steht und das Lilienzepter in der Hand hält. Auf der Figur ist angegeben, daß sie sub praeside P. Philippo Ditterich SI, 1766 erworben wurde. In den Jahresberichten des Kollegs ist 1767 verzeichnet: "Die Bürgersodalität erwarb eine ganz silberne Statue der seligsten Jungfrau, die über 2200 Gulden kostete ..... Die Madonna stammt aus der Werkstatt des Augsburger Gold- und Silberschmieds Georg Ignaz Bauer. Die Figur ist in Silber getrieben und gegossen. Vergoldet sind die Ornamentborten, das Diadem, teilweise auch das Szepter und die Nimbussterne. Die Erdkugel, auf der die Immaculata steht, ist aus Kupfer, Mondsichel und Schlange auf ihr sind vergoldet, der Apfel der Schlange ist aus Messing.

Solche barocken Silberstatuen findet man nicht von ungefähr dort, wo sich einmal ein Jesuitenkolleg befand. Die von der Gesellschaft Iesu gegründeten Sodalitäten und Kongregationen ließen gerne solche Andachtsfiguren herstellen und brachten auch die nicht unbeträchtlichen Mittel hierfür auf. Über ihre Niederlassung in Augsburg waren die Jesuiten als Inspiratoren solcher Kunstwerke mit dem überragenden Zentrum der Gold- und Silberschmiedekunst verbunden. So finden sich drei weitere barocke Silbermadonnen im Besitz der Mannheimer Jesuitenkirche (ca. 2 m hoch), der Heidelberger Jesuitenkirche und der Stiftskirche in Baden-Baden. Sie stammen aus der Augsburger Werkstatt des Joseph Ignaz Saller. Saller schuf auch eine Silbermadonna für Straßburg. (Nach einer anderen Quelle wurde die Heidelberger Madonna 1741/1743 vom Augsburger Goldschmied Johann David Schoap geschaffen.) Sallers Sohn war übrigens der letzte Rektor des Jesuitenkollegs in Augsburg.

Die Ettlinger Madonna wurde 1964 auf einer Ausstellung barocker Gold- und Silberschmie-



Ettlinger "Silberne Muttergottes" aus der Werkstatt des Augsburger Gold- und Silberschmieds Georg Ignaz Bauer um 1766. Gesamthöhe: 183 cm

Foto: Bissinger



Ettlinger "Silberne Muttergottes" des Augsburger Gold- und Silberschmieds Georg Ignaz Bauer. Figur ohne Weltkugel und Sockel: 103 cm Foto: Bissinger

dekunst im Augustinermuseum in Freiburg i. Br. gezeigt und zierte sogar das Titelblatt des Katalogs. Die Immaculata steht mit angehobenem linken Knie im Kontrapost auf Erdkugel, Schlange und Mondsichel. Der Kopf ist nach rechts abwärts geneigt. Maria hält die rechte Hand vor die Brust, in der linken Hand ein Lilienszepter mit drei offenen Blüten. Sie trägt ein gegürtetes Kleid mit weiten Ärmeln, das mit steinbesetzten Ornamentborten geschmückt ist. Vom Untergewand sind nur die glattpolierten Ärmel, ebenfalls mit Borten, sichtbar. Der Mantel liegt über Schulter und linkem Oberarm, fällt über den Rücken und endet in einem wehenden Zipfel. Der Mantel ist mit gravierten und punzierten Blüten und Ranken geschmückt; auch er hat wieder die schönen steinbesetzten Borten. Das Diadem schließlich mit gefaßten roten und grünen Glasflüssen ist mit schmalem Band im Haar befestigt. Dahinter ist noch ein Tuch geschlungen, das parallel zur Haarsträhne rechts über die linke Schulter flattert. Um das Haupt der Madonna liegt die Corona mit den zwölf Sternen. Die Darstellung lehnt sich an die Apokalypse an, so auch die Mondsichel zu Füßen der Madonna (vgl. Apk 12, 1). Die Schlange mit dem Apfel der Versuchung, der die zertretende Sandale droht, beruht auf der Vulgatadeutung von Gen 3, 15. Bemerkenswert sind die Kartusche mit dem Marienmonogramm und die schönen Rocaillen auf dem Sockel. Die Ettlinger Immaculata (Gesamthöhe 183 cm, Figur selber 103 cm) ist ein überragendes Kunstwerk von abendländischem Rang. Zur Madonna, die auch bei Prozessionen mitgetragen wurde, gehören sechs silbergetriebene Leuchter. Je ein Paar wurde 1730, 1736 und 1744 von der Sodalität erworben.

Von unschätzbarem Wert für die Geschichte des Jesuitenordens in der Markgrafschaft Baden-Baden und auch der Stadt Ettlingen ist das stolze Sodalenbuch der Marianischen Sodalität, in dem der Verfasser viele seiner Vorfahren verzeichnet fand. Das Buch, mit der handgeschriebenen Errichtungsbulle des Jesuitengenerals Johannes Paulus Oliva vom 26. Februar 1672 am Anfang, wird zur Zeit fachgerecht renoviert. Die Kleinarbeit erfordert viel Zeit.

Titelseite des Ettlinger Sodalenbuches

Foto: Bissinger



An die Jesuiten erinnern weiter die alten Ettlinger Vornamen Ignaz, Franz Xaver und Alois (und auch der im Karlsruher Raum mit Humor oft zitierte Spitzname "Dohlenaze"). Die Namenspatrone sind Heilige aus dem Jesuitenorden. Die Altäre der Ettlinger Jesuitenkirche stehen heute in der um die fünfziger Jahre erweiterten Pfarrkirche zu Baden-Haueneberstein. Das Hochaltarblatt zeigt ganz deutlich links unten den Ordensgründer Ignatius von Loyola, angetan mit dem Meßgewand. In den oben erwähnten Pfarreien gibt es weitere Spuren der Jesuiten, so etwa in der Pfarrkirche in Karlsruhe-Stupferich. Geistliche Spuren gibt es sicherlich auch noch in all diesen Orten. In Ettlingen prägten die Väter der Gesellschaft Jesu über ein Jahrhundert lang das Gesicht dieser alten Stadt mit.

Die heutige Jesuitenniederlassung in Karlsruhe darf sich wohl als Nachfolgerin des Ettlinger Kollegs verstehen.

#### Literatur:

Benedikt Schwarz, Geschichte der Stadt Ettlingen, Ettlingen 1900

Augustin Kast, Jahresberichte des Ettlinger Jesuitenkollegs, Ettlingen 1934

Kunstdenkmäler Badens IX/3 Amtsbezirk Ettlingen, Karlsruhe 1936

Ausstellungskatalog des Augustinermuseums Freiburg i. Br. Barocke Goldschmiedekunst, 1964

Max Miller, Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Baden-Württemberg, Stuttgart 1965 Georg Poensgen, Kunstschätze in Heidelberg, München 1967

Mane Hering-Mitgau, Barocke Silberplastik in Südwestdeutschland, Weißenhorn 1973

Degussa-Festschrift Sol & Luna – Auf den Spuren von Gold und Silber, Frankfurt/Main 1973

Eva Walther, Sanierung im Frühjahr 1977 beendet, BNN Karlsruhe vom 30, 11, 1976

# Vom Weidekrieg der Kurpfälzer mit den markgräflich baden-badischen Untertanen . . .

Aus der Chronik der Rheingemeinden berichtet Heinz Bischof, Karlsruhe

Friedlich gleiten die Wasser des Rheines heute in ihrem durch Dämme und Buhnen gefügten Bett dahin. Die Grenzen zwischen diesseits und jenseits lassen sich gut abschätzen und werfen keine Probleme mehr auf über den Besitz und die hoheitlichen Zuständigkeiten.

Als Tulla sein Jahrhundertwerk noch nicht geschaffen hatte, da war dies anders. Der Rhein, der ungezügelte Wildstrom, nahm seinen Lauf, wie es ihm "in den Sinn kam" und wie seine Hochwasser den Weg fanden. So entstanden gewissermaßen über Nacht neue Verhältnisse, mit denen sich die Anwohner in den Dörfern abzufinden hatten. Jahrzehnte zogen sich Prozesse und Streit unter den Bewohnern hin, vor allem zwischen den "churpfälzischen Inwohnern der Gemeinden Hagenbach und Berg" und den "markgräflichen baaden-baadischen Untertanen von Auw", ohne daß sie jemals zu aller Zufriedenheit sich lösen ließen. Illingen gehörte zum frühen Besitzkomplex des Bistums Speyer um Lauterburg, war kirchlich von der jenseitigen Pfarrei Mothern abhängig und wurde 1733 nach Elchesheim umgepfarrt.

In jenen Jahren nun war es, daß der Rhein mal wieder sein Unheil über das Land brachte. Die Auer fuhren aus in den Salmengrund, um dort Holz zu machen. Da rückten die Berger und Hagenbacher gegen 60 Mann stark mit Gewehr und Prügeln an, fielen die Rechtsrheinischen an und traktierten sie gar sehr.

Daraufhin fand in Rastatt eine eingehende Untersuchung der Vorkommnisse statt. Hofrat Tschamerhell leitete selbst die Verhandlungen. Der Schreiber Albrecht Rudolph hat die Aussagen der Zeugen genau festgehalten.

Dieser Bericht gibt Einblick in Zustände und Verhältnisse jener Jahre, die so sorglos keineswegs waren, wie sie dies heute scheinen wollen. Zuerst wird der Auer Bürger Hans Michel Lorenz vernommen. Er gibt an, als er an dem besagten Freitag auf seinem Eigentum im Salmenwörth sich befand, wo die Pfälzer noch niemals den mindesten Anspruch auf Gras und Holz hatten, war er plötzlich von 4 Männern angefallen worden, die allesamt mit Gewehren ihn bedrohten. Einer von den Bergern habe ihn angeschrien: Hund, wirf die Axt her oder ich schieß dich, daß dir der Dampf rausgeht! Lorenz hat aber so schnell nicht klein beigegeben: Ich bin auf meinem Grund und gebe dir meine Axt noch lange nicht her! Aber der Berger hat nicht nachgegeben und wiederholt seine Rede: Hund, das sag ich dir, wenn du die Axt nicht hergibst, dann schieß ich wirklich, daß dir der Dampf ein für allemal ausgeht! Und in der Tat! Er setzt die Flinte an die Backe, spannt den Hahn und tut so, als ob er sofort losdrücken wolle. Lorenz wirft die Axt weg und zwar mitten in die Lauter. Darauf watet der Dieterle von Berg, ein rauflustiger Bursche, in den Bach hinein und holt die Axt heraus. So, Hund, jämmerlicher, jetzt kommst auch du herüber, oder ich jag dir die Ladung Bleischrot in den Bauch, daß dir der Dampf für ewig rausgeht! Der Lorenz zittert an allen Gliedern und watet schließlich durch die Lauter an einer Stelle, wo sie nicht gar zu tief ist. Dann packen ihn die Berger und schleppen ihn zu einer Brücke, wo weitere 30 Mann sich aufhalten, alle mit Flinten und Prügeln, mit Äxten und Beilen bewaffnet. Sie reden wirr durcheinander: Wir haben nur gewartet,

bis ein Schuß losgeht, dann wären wir gekommen und hätten euch gestürmt! Hofrat Tschamerhell zieht die Augenbrauen hoch. Ob der Lorenz da nicht zu sehr für die Sache der Auer plädiert und die Berger in Unrecht gebracht hat. Der nächste Zeuge, Joseph Merz, aber beteuert, daß man auch ihm die Axt genommen und ihn gezwungen habe, durch das kalte Wasser der Lauter zu waten. Und mir, so meldet sich Joseph Busch, haben sie die Kappe vom Kopf gerissen, ich bin ihnen aber gerade noch entwischt. Joseph Merz ist zu Lorenz gebracht worden. An der Berger Brücke, da haben sie uns dann zusammengebunden, wie zwei räudige Hunde. Lorenz will sich wehren. Doch sie treiben großes Gespött mit ihm. Und sogar der Pfarrer von Berg ist dabei gewesen, Herr Hofrat, und hat meisterlich signalisiert, indem er immer wieder gerufen hat, er werde die Auer ausziehen und die mit halben Köpfen Herumlaufenden ordentlich zu Bericht verhören.

Schließlich werden die Gefangenen in den Ortsarrest eingesperrt. Als Lorenz sich weigert, in diesen nassen und viel zu kleinen Raum zu gehen, in dem man nicht einmal aufrecht stehen kann, hat ihm der Berger Jäckel zugerufen: Hund, geh hinein, wenn der Stall voll ist, wollen wir sehen, was sich machen läßt und wo die andern hintun . . .

Da sind sie nun gesessen, die Zwei, von 9 Uhr morgens bis nachmittags 3 Uhr. Und mit ihnen im Arrestlokal der "Churpfälzer" sind noch eingepfercht gewesen der Anton Angel, der Michel Weisenburger, der alt Jacob Stoltz, der Nonnenmacher, und ein armseliges, immer wieder flennendes Mägdel, das dabei war, die Wiesen zu putzen.

Schließlich ist Lorenz am Nachmittag aus dem Loch herausgeholt und zum Bürgermeister gebracht worden, wo er bis zum Samstag geblieben ist. Joseph Merz ist erst am nächsten Tag freigekommen. Als der Stabhalter von Au und der Bürgermeister, die nach ihnen schauen wollen, nach Berg gegangen sind, hat man sie ebenfalls mit weiteren 4 Mann im Arrest des Schulzenhauses verwahrt . . .

Offener Aufruhr im Land also! Auch dem Franz Senhauser, dem Goldwäscher, ist es keineswegs besser ergangen. Er hat den Lärm im Salmengrund vernommen. Nichts Gutes ahnend, will er seine Goldwäschereigeräte zur Seite bringen, da hat ihn der Sohn des Jägers von Hagenbach erwischt.

Hund, was willst du mit dem Ruder machen, hat er ihn angeschrien. Der Senhauser aber antwortet, er wolle auf sein Schiff. Darauf schlägt des Jägers Sohn ihn mit der Flinte direkt in das Gesicht. Senhauser fällt zu Boden. Er hat ein Loch im Kopf und blutet gar sehr. Als er die Berger bittet, ihn doch zum Fercher zu lassen, da wehren sie ab. Nein, du alter Hund, du! Hier bleibst, man wird dich zur Berger Brücke führen. Die drei Fercher, die Augenzeuge dieser Untat sind, bitten um Gnade. Sie behandeln die Wunde. Die Berger aber bleiben hart.

Da kommt der Schultheiß von Au hinzu. Er sieht gerade noch, wie der Senhauser Franz zu Boden fällt. Der Sohn des Jägers von Hagenbach wird darauf hin ganz wild. Er gibt zweimal Feuer aus seiner Flinte. Dabei trifft er den Jakob Schlager in die Backe, schießt Jakob Gans vor die Füße und Georg Ball gar in die Hand. Von dem Tumult wird auch der Schultheiß von Berg herbeigerufen. Er jagt auf seinem Roß heran. Aber nicht um den Streit zu schlichten. Im Gegenteil!

Hofrat Tschamerhell winkt ab mit der Hand. Er vermag nicht zu glauben, was man ihm als Amtsperson zuträgt. Sicher trumpfen die Auer so auf, um das Recht auf ihre Seite zu beugen. Nichts da, Herr Rat, wehrt Lorenz Weisenburger ab, der jüngste unter den Holzhauern. Mir hat er so an den Haaren gerissen, daß ganze Büschel in seiner Hand gewesen sind. Dann zückt der Schultheiß der Berger seine Pistole und ballert sie so nahe an meinem Ohr ab, daß mir noch heute der Schädel brummt. Und die ganze Zeit über haben sie im Dorf die Sturmglocken geläutet. Weiber und Kinder sammeln sich auf dem Wörth. Immer wieder schreien sie, die Auer wären hinter den Bergern her, denen müsse man helfen! Aber das ist ja gar nicht wahr gewesen.

Andersrum erst ist eine Schippe draus geworden. So haben sie Gabeln und Rechen, Sensen und Dreschflegel gegriffen, um den armen Leuten zu Hilfe zu eilen.

Hofrat Tschamerhell steigt blutrot der Zorn in das Gesicht. Was man ihm da vorgetragen hat, das ist schon mehr als nur eine nachbarliche Dorffehde zwischen den Kurpfälzern und den Markgräflich-Baden-Badischen. So ruft er Schultheiß Weisenburger auf, vorzutragen, was er erkundet habe. Also, Herr Hofrat, meint dieser, es ist bereits im Sommer vergangenen Jahres gewesen, da haben die kurpfälzischen Untertanen von Berg den Auer Kuhhirten, denen die Herde ohnversehens auf die Wiesen gelaufen war, das Vieh gepfändet und 18 Gulden Strafe gefordert. Die Berger aber haben ihre Pferde auf die Auer Wiesen laufen lassen, wozu sie auch kein Recht hatten. Die Auer haben daraufhin eines der Pferde in Verwahr genommen und die Berger die anderen nicht haben auslösen wollen, so haben die Auer sie eben verkauft, um auf ihre Kosten zu kommen. So war man quitt, denn die Berger hatten von den Auern ebenfalls 17 Kühe und einen Karch verkauft. Nun sind vor 4 Tagen die Berger Kühhirten wieder auf den Salmenwörth gefahren, der von altersher den Auern zugehörig ist, wenn er auch jetzt linksrheinisch liegt. Als die Auer den Kühhirten daraufhin den Verweis erteilt haben, der Grund gehöre Au und die Berger sollen anderswohin gehen, da haben die gesagt: Sie können hinfahren, wohin sie wollen. Gut, haben die Auer geantwortet, aber nur, wenn sie vom Stück der Herde 15 Kreuzer bekommen. Der Kühhirt hat sich geweigert und seine Begleiter haben böse Reden gehalten. Jetzt haben, was verständlich ist und den Herrn Hofrat ja auch gnädig den Auern stimmen werde, die Auer zur Selbsthilfe gegriffen und den Kühhirt samt seinen Helfershelfern vertrieben. Als die anderntags wieder zum Salmenwörth gefahren sind, um alldort Holz zu schlagen, etwa 20 an der Zahl, da haben ihnen die Berger aufgelauert und das Schiff weggenommen. So sind die Tumulte ausgelöst worden. Die Auer haben daraufhin mit vollem

Recht an diesem Wörth Stellung bezogen. Es sind ihnen noch weitere 6 Schiffe weggekommen und dem Goldwäscher Senhauser das gesamte Geschirr dazu . . .

Hofrat Tschamerhell bricht die Untersuchung ab und schickt die Auer wieder heim. Für das erste müssen einmal die Akten gewälzt werden. Dabei stellt sich heraus, daß es bereits anno 1542 erste Strittigkeiten gegeben hat zwischen den Gemeinden Mörsch, Neuburg und Au und zwar den Neu Salmengrund zu "Dachslanden" betreffend. 1566 ist Augenschein genommen worden zwischen denen von Au und Neuburgweier wegen Genuß gemeinsamer Markung der Kleinhurst und Knellhecke. 1623 lodern schon wieder nachbarliche Spänne auf zwischen denen von "Dachsland, Mörsch, Au und Neuburgweier am Rhein des Rheines Einbruch, Holz und Weid betreffend". In einem Bericht vom Jahre 1609 ist festgehalten:

. . . item der Kriegswörth so ein Pfahlwald bei Berg, stößt auf die Berger Allmend bis auf den freien Rhein, von dem Rhein bis auf die Knellheck. Es wäre mithin der Lauf des Rheins damals noch rechter Hand des jetzigen Auer Wörths gewesen. . .

1668 ist die Rheinfahrt-Beschreibung aufgestellt worden. Darin heißt es: . . . nachdem der Rhein durch seinen Anfall das diesseitige Ufer und angelegte Dämme nach und nach verschlungen und seinen Lauf verändert, solchen auf den Niederwald zugenommen, so hat er den beschriebenen großen Wörth von dem Auer Feld abgeschnitten und den jetzigen Wörth, wiewohl in ungleicher Größe als das übrige noch zu sehen ist, formiert. Weil er durch diesen Lauf gleichsam in einem Satz an dem Auer Feld und Niederwald vorbei den letzten Damm durchbrach sich mithin durch den Niederwald die jetzige Straß machte, nachdem er die Hälfte weggenommen hatte, so entstand der Auer Wörth, da der Rhein nach seinem alten Bett zwischen dem Salmengrund jenseits vorbei, teils aber durch den durchgebrochenen Damm diesseits vorbei fließt und sich unten bei der Knellhecke wieder sammelte . . .

Ferner wird in diesem Zusammenhang festgehalten:

Ein starker Arm floß zwischen dem Salmenwörth die Köhl hinab, wo auch der Talweg war, nach und nach verschüttete sich diese Köhl, bis sie ganz zugelegt wurde und der Rhein den vollen Lauf diesseits von jenem Wörth durch die weggeflossenen Wälder und Güter nahm.

Somit haben sich alle Zweifel gelegt. Der linksseitige Auer Wörth hat ursprünglich zu dem
Auer Feld gehört, Wiesen und Niederwald sind
somit Besitz der markgräflich baden-badischen
Untertanen. Auf ihm steht also der Landesherrschaft die Landeshoheit und Gerechtigkeit zu
Jagen und zu Fischen zu, ebenso hat das fürstliche Haus das Recht, von diesem Grund und
Boden den Noval-Zehnten in Geld, teils auch in
natura zu beziehen.

Am 1. Juni 1740 wird der Schultheiß von Au, Johann Adam Weisenburger, der auf einem Erkundungsgang unterwegs ist, in dem Gewann Wörr oder die Forlen von dem Hagenbacher Förster hinterrücks erschossen.

Doch erst am 21. Februar 1765 ist ein gemeinsamer Vertrag geschlossen worden. Darin wurde entschieden:

. . . kunt und zu wießen seye hier mit Jeter meniglich und in sonderheit denen es zu wißen gebiret, daß wiehr schultheißen, gerichtern und gemeine leith von berg und auw auf heit zu Entgegengesetztem Orte einen Vergleich und abtheilung des streitwerth im Rhein mit bethen gemeinthen Verwilligung getrofen und beschloßen haben und zwahren dergestalt, daß . . Wer aber des Glaubens sich hingibt, die Pfälzer hätten sich an diese Abmachung gehalten, der ist getäuscht. Schon am 9. September des gleichen Jahres werden neue Klagen laut. Die Berger haben den Auer Hirten alle Geißen und von den Schiffen die Bordware weggenommen. Darauf hin werden Abmessungen und Versteinungen der jenseits des Rheins gelegenen Auer Besitzungen vorgenommen. Es kommt zu einem Prozeß, der erst im Jahre 1798 für Au günstig ausgegangen ist. Ein Kapitel, über das später einmal Bericht gegeben werden soll. Geheimer Hofrat Schlosser trifft am 27. April 1790 die lapidare Feststellung: Die Gemeinde Au ist ob der traurigen Umstände der geteilten Gemarkung wegen und der in große Unkosten gekommenen Prozeßbeendigung sehr zu bedauern, wie man ihr aber wirksam helfen kann, das sehe ich gegenwärtig noch nicht . . .

Also nachzulesen in dem Heimatbuch der Gemeinde Au am Rhein, niedergeschrieben nach den Akten, die im Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe bewahrt werden und in einem Faszikel der Abteilung 229 unter verschiedenen Standortnummern, u.a. 2956, zusammengeschnürt sind. Unter die Entschädigungsmasse der schatzungsmäßigen Taxation des Jahres 1808 fallen u. a. Gemarkung Au, Lauterburger Bannes: 210 Morgen Wiesen- und Faschinen, auch Dornenhecken im Lauterburger Alten Wald und die Rohrlach genannt, einerseits der Rhein, andererseits der Auer Bann, unten desgleichen, oben Illinger Bann 210 Gulden. Hiervon haben zur Entschädigung des jenseits Rheins erlittenen Verluste erhalten: die Gemeinde Au 140 Morgen Wiesen und Wald, 140 Gulden, die Gemeinde Illingen 70 Morgen, 70 Gulden . . .

1809 bekommt die Gemeinde Au für die Güterverluste jenseits des Rheins zunächst einen Teil des Walddistriktes Fahrgrund gemeinschaftlich mit den Neuburgweierern. Insgesamt umfaßt dieser Teil eine Größe von 167 Morgen und 46 Ruthen in einem Gesamtwert von 31374 Gulden und 35 Kreuzer. Nun war aber die Entfernung von Ort zum Fahrgrund zu weit. Deshalb stellte die Gemeinde Au den Antrag, ihr den näher gelegenen herrschaftlichen Oberwald auf der eigenen Gemeinde zuzuweisen. Dieser aber hatte "nur" einen Gesamtfahrwert von 24250 Gulden. Um nun aus den großherzoglichen Kassen der Gemeinde kein Geld als Unterschiedsbetrag auszahlen zu müssen, wurde der Wert des Geländes am Fahrgrund auf die Summe von 23 681 Gulden und 57 Kreuzer herabgemindert. Somit kam jenes Gelände in der Entschädigung unter den Wert des herrschaftlichen Waldes zu liegen, so daß die Gemeinde Au des Tausches wegen gar noch Geld drauflegen mußte, um den Besitz übereignet zu erhalten, und zwar 568 Gulden und 3 Kreuzer. Die Gemeinde stimmte zu, obwohl sie selber schlecht bei Kasse war. Sie bedang sich das Recht aus, einen Teil des Waldes ausstocken und in Ackerland umbrechen zu dürfen. Um die angelaufenen erheblichen Gemeindsschulden in Höhe von ungefähr 18000 Gulden ablösen zu können, hat daraufhin Au das im Oberfeld gelegene Allmendstück von etwa 20 Morgen unter die

Bewohner zum Anschlag von 120 Gulden je Morgen abgegeben . . .

1817 hat Oberst Tulla mit der Korrektion des Rheins begonnen. 1840 wurde zwischen Baden und Frankreich ein Grenzvertrag abgeschlossen. 1842 ist von der Gemeinde Lauterburg der Rheinbegradigung wegen die Insel Ochsenbukkel der Gemeinde Au zugefallen, eine 10–12 Morgen große Kiesbank. Auf ihr wird ein "Entenfang mittels Schlaggarn" eingerichtet. Die aufrührigen Zeiten zwischen den Bewohnern der Gemeinden diesseits und jenseits des Rheines sind nunmehr aus der Welt geschafft . . .

## Heimat

Heimet, i kennt uhni di Kai Schnufer lang am Läbe si. Waisch, uhni di, do gieng i ii, Du bisch mi un i bin di.

E. Falk-Breitenbach

#### Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Peter Assion 78 Freiburg, Schwaighofstr. 13

Dr. Helmut Bender 78 Freiburg, In den Weihermatten 1

Heinz Bischof 75 Karlsruhe-51, Rechts der Alb 22a

Albert Franz Bissinger 78 Freiburg, Landsknechtstr. 11

Dr. Julius Dorneich 78 Freiburg, Wintererstr. 76

Dr. Lili Fehrle-Burger 69 Heidelberg, Werrgasse 7

Dr. Richard Heine 68 Mannheim-Feudenheim, Hauptstr. 135

Werner Haas 695 Mosbach, Kleiststr. 17 Eckhard Hoffmann 6951 Obrigheim, Am Geisrain 23

Dr. Hans Huth, Oberkonservator 75 Karlsruhe, Karlstr. 17

Otto Jaeger 69 Heidelberg, Schröderstr. 11

Gaston Mayer 75 Karlsruhe, Erbprinzenstr. 13

Ludwig Merz 69 Heidelberg, Quinckestr. 18

Paul Treiber
7 Stuttgart-70, Metzinger Str. 45

Gustav Adolf Ungerer 69 Heidelberg, Karpfengasse 5

Hans Leopold Zollner 7505 Ettlingen, Gerhart-Hauptmann-Str. 12

# Die Sammlungen des Oberamtsrichters Dr. Adolf SCHÜTT (1810-1888) in Bruchsal

Gaston Mayer, Karlsruhe

Die Wiedereröffnung der Städtischen Sammlungen im ebenfalls der Offentlichkeit wieder zugänglich gemachten, aus Schutt und Asche zu neuer Pracht erstandenen Bruchsaler Schlosses im Jahre 1975 gibt Anlaß, an einen Bruchsaler Bürger zu erinnern, der im Schlosse zu Bruchsal seinem Wohnsitz, lange vor der Entstehung eines Heimatmuseums hier umfangreiche Sammlungen unterhielt. Gemeint ist der Oberamtsrichter Dr. Johann Adolf SCHUTT, geboren in Rastatt 1) am 21. 2. 1810 als Sohn des Hofrats Franz Josef Sebastian SCHUTT und der Christiana Wilhelmina WALTHER, Er studierte die Rechte in Tübingen (1829) und Heidelberg (1830), arbeitete 1834 als Rechtspraktikant in Mannheim und promovierte am 1. 3. 1837 in Gießen zum Dr. der Philosophie. 1838 wurde er Stadtamtsassessor in Freiburg, 1840 Regierungsassessor in Konstanz, 1842 Amtmann in Lörrach, 1845 in Gerlachsheim, 1848 in Rastatt, 1854 Oberamtmann beim Oberamt Bruchsal, schließlich 1857 Oberamtsrichter daselbst. Er starb unverheiratet in Bruchsal am 20. 9. 1888. 2)

Wie schon sein Vater<sup>3</sup>) ist J. A. SCHÜTT als Dichter und Schriftsteller hervorgetreten. Folgende, heute kaum noch bekannte Werke ließen sich feststellen: Psyche. Episches Gedicht in drei Gesängen. Mannheim 1836.

Edgar. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Freiburg i. Br. 1839. (Diese Dichtung widmete SCHÜTT, "Seinem theuern Lehrer und Freunde dem hochwürdigen Herrn Dr. Joseph Loreye, Großherzoglich Badischem Geistlichem Rathe und Lyceumsdirector in Rastatt, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen, bei dessen fünfzigjähriger Dienstjubelfeier".)

Ischora oder die Eroberung Jerusalems. Romantisch-historische Erzählung. Freiburg i. Br. 1840.

Helgoland. Den Bewohnern der Insel gewidmet. Freiburg i. Br. 1852.

Balder's Tod. Episches Gedicht in drei Gesängen. Karlsruhe 1857.

Prolog zu Schillers 100jähriger Geburtstagsfeier 1859.

Neben seiner beruflichen und schriftstellerischen Tätigkeit widmete sich Dr. SCHUTT dem Aufbau der eingangs erwähnten umfangreichen Sammlungen von allerlei Naturalien, Kunstgegenständen und Büchern. Ein Jahr vor seinem Tode verfertigte er folgendes Verzeichnis seiner Sammlungen<sup>4</sup>):

"Verzeichniß der Sammlungen in meiner Wohnung im Großh. Schloß in Bruchsal

- 1. Eine Conchyliensammlung in 14 mit Glas gedeckten Kisten.
- 2. Eine Sammlung einheimischer Schmetterlinge und Käfer in 12 Kisten.
- 3. Eine Sammlung von Kupferstichen, Lithographien, Stahlstichen, Photographien und Handzeichnungen in 37 Mappen.
- 4. Eine Sammlung von Abgüßen und Abdrücken alter Denkmünzen und Siegel.
- 5. Eine Mineraliensammlung in 2 Schränken mit 20 Schubladen.
- Eine Sammlung von K\u00e4fern und anderen Insecten aus Brasilien in einem Schrank mit 12 Schubladen und eine europ\u00e4ische in 78 mit Glas bedeckten Schubladen.
- Eine Sammlung von meistens alten Spazierstöcken mit Elfenbein und Holzschnitzerei 77 Stücke.

- 8. Eine Sammlung von geschliffenen Steinen, Agate, Carneole etc.
- 9. Eine Sammlung von kleinen Petrefacten aus dem Pariser und Mainzer Becken.
- 10. Eine Sammlung unserer einheimischen Conchylien (8-9-10 in einem Schrank mit 12 Schubladen).
- 11. Eine Mineraliensammlung in einem Schrank mit 12 Schubladen.
- 12. Eine geognostische Sammlung, meistens Fels Arten aus Baden in einem Schrank mit 12 Schubladen.
- 13. Eine Sammlung brasilischer Nachtschmetterlinge unter Glas.
- 14. Eine größere Sammlung brasilischer Tagschmetterlinge unter Glas.
- Eine geognostische Sammlung mit 600 Handstücken aus verschiedenen europäischen Ländern in 2 Schränken mit je 12 Schubladen.
- 16. Eine Sammlung von Edelsteinen und Halbedelsteinen unter Glas.
- 17. Eine Sammlung größerer Petrefakten in 12 Kisten.
- 18. Eine Sammlung der badischen Erze in 2 Schränken mit je 6 Schubladen.
- 19. Eine Sammlung Blätterabdrücke aus dem Oehninger Steinbruch.
- Eine Sammlung ausgestopfter Thiere, größtentheils aus Brasilien in großen und kleinen Kästen unter Glas, etwa 150–160 Exemplare.
- 21. Eine Pflanzensammlung / Herbarium / in 34 Mappen.
- 22. Eine Büchersammlung 1400 Bände. Bruchsal 13. Juni 87 Dr. A. Schütt."

Das vorstehende Verzeichnis gibt einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Sammlungen. Es wird noch ergänzt durch einen Katalog<sup>5</sup>), der zwar weder datiert ist noch einen Besitzervermerk trägt, nach seinem Inhalt jedoch nur von Dr. SCHUTT stammen kann, was auch ein Schriftenvergleich bestätigt. Er ist seinem Inhalt nach weniger reichhaltig als das Verzeichnis von 1887 und muß wohl früher entstanden sein, jedoch nicht vor 1883, da ein Buch mit diesem Erscheinungsjahr eingetragen ist. Wahrscheinlich existierte zumindest ein weiterer Katalog. Diesem "Catalog der Sammlungen" ist folgendes Inhaltsverzeichnis vorangestellt:

- 1. Oryktognostische (Mineraliensammlung) (1612 Nummern).
- 2. Geognostisch-Petrefactologische Sammlung (600 Nummern).
- 3. Heidelberger Felsartensammlung (155 Nummern).
- 4. Felsarten aus dem Murgthal und Anderes (114 Nummern).
- 5. Petrefaktensammlung (377 Nummern).
- 6. Kupferstichsammlung (22 Nummern).
- 7. Pflanzensammlung (Herbarium) (2577 Nummern).
- 8. Büchersammlung (Bibliothek) (364 Nummern).
- 9. Conchyliensammlung (1574 Nummern).
- 10. Insecten und andere Thiere (17 Nummern).
- 11. Inhaltsverzeichniß einiger größerer Werke (30 Autoren oder Sammlungen).
- 12. Porträte in der Kupferstichsammlung (22 Nummern).

Nach beiden Verzeichnissen bestand das Hauptgewicht der Sammlungen in naturkundlichen, vor allem geologisch-mineralogischen Objekten. Einzig diese (Mineralien, Gesteine, Fossilien) sind zumeist mit Fundortangaben versehen. Interessant sind natürlich diejenigen Stücke, die aus der nächsten Umgebung von Bruchsal stammen, von denen man annehmen kann, daß sie SCHÜTT größtenteils selbst gesammelt hat. Es sind dies:

- "Eisenstein aus dem Bruchsaler Steinbruch nächst dem Kapuzinerthor"
- "Kupferanflug auf Krystall, Herrenmühle, Bruchsal"
- "Kalkspath, angeschliffen von Bruchsal"
- "Versteinertes Maßerholz auf dem Michaelsberg bei Bruchsal"
- "Ein Astroit oder versteinerter Seestern, Bruchsal"

"Seekrebs, versteinert bei Bruchsal"

"Muscheln verschiedener Größe und Art, Steinbruch bei Bruchsal"

,,7 Ammoniten wahrscheinlich aus der Gegend von Bruchsal"

"Sechs gestreifte Chamiten und sechs glatte zwischen Bruchsal und Ubstadt gefunden"

"Ein Helicit, Bruchsaler Steinbruch"

"Mammuthsknochen, Stücke eines Schenkelknochen von Elephas primigenius in Bruchsal im Lös gefunden. Ebendaselbst gefunden, vermuthlich Gelenkkapsel. Ein Knochen ebendaher. Mammuthszahn, gleichfalls in Bruchsal gefunden"

"Bleiglanz von Ubstadt"

"Vierkantiges Blei von Ubstadt bei Bruchsal" "Muschelkalk-Dolomit von Ubstadt in Baden".

Aus anderen Einträgen (auch einer Etikettenbeschriftung) erfahren wir etwas über den Bekannten- und Freundeskreis von Dr. SCHÜTT, nämlich den folgenden: "Petrefacta Pflanzenabdrücke, habe dieses Exemplar in Frankfurt bei Landauer gefunden" (Wilhelm LANDAUER-DONNER [gest. 1899], jüdischer Lederfabrikant und Naturaliensammler in Frankfurt a. M.).

"Ein Stück Bergkrystall auf dem eine Taube geschliffen vom Berg Carmel, Geschenk des H. Hofpfarrer Kästle in Bruchsal" (Dr. Ludwig Blasius KÄSTLE [1828–1889], 1863/4 Hofpfarrer in Bruchsal).

"Verschiedene geschliffene oder angeschliffene Stücke Achat, Carneol, Chalcedon, Quarz, Holzstein, Moosachat, Jaspis, meistens aus der Sammlung des H. Geh. Rathes Leonhardt in Heidelberg" (Karl Cäsar von LEONHARD [1779–1862], Prof. für Mineralogie und Geognosie in Heidelberg).

"Ein großes Stück, beinahe aus lauter versteinerten Muscheln bestehend, mir von Rastatt mitgebracht vom österreichischen Hauptmann v. Nagy".

"Ein Zahn, schwarz, im Bodensee bei Bodmann in den Pfahlbauten gefunden, mir von H. Oberleutnant von Bodmann geschenkt". "Ammonites nodosus, groß, vom verst. General v. Bär erhalten" (die Personalien der Offiziere ließen sich ohne Vornamen nicht identifizieren).

"Stück von einem Belemniten von H. Ingeniör Petermann erhalten" (Karl PETERMANN, 1871 wohnhaft in Bruchsal).

"Eine Terebratel von H. Prof. Schlechter" (Dr. Jakob SCHLECHTER [1822–1865], Prof. am Gymnasium in Bruchsal).

"Pflanzenabdruck auf Kohlenschiefer, von H. Gätschenberger" (Ludwig GÄTSCHEN-BERGER, 1871 Privatmann in Bruchsal).

"Ein Cästchen mit kleinen Muscheln verziert von Dekan Stratthaus in Stollhofen" (Karl Anton STRATTHAUS [1805–1887] kath. Pfarrer und Dekan in Stollhofen).

Auch von Reisen SCHUTTs künden Einträge im Katalog, so schreibt er einmal beim Einträg einer Muschel,, auf dem Lido bei Venedig selbst gefunden" und beim Einträg einer Schnecke,, von San Marco in Venedig mitgebracht". Ein Besuch Frankfurts wurde bereits erwähnt und von einer Reise nach Helgoland über Hamburg kündet eine seiner Dichtungen.

Nach einer Audienz beim Großherzog vermachte er im Jahre 1879 seine Sammlungen, nämlich "Kupferstich-Conchylien, Mineralien, geognostische, entomologische Sammlungen nebst einem Herbar, den zugehörigen Werken und einer Bibliothek belletristischen, geschichtlichen, philologischen und sonstigen wissenschaftlichen Inhaltes, von dem Wunsche geleitet, daß sie seiner Zeit eine zweckmäßige Verwendung finden . . . soweit sie sich dazu eignen" den Großherzoglichen Sammlungen in Karlsruhe, alles Übrige "inländischen Lehranstalten zweckentsprechend". Hiervon behielt das Großherzogliche Kupferstichkabinett in Karlsruhe für sich Kupferstiche, Radierungen, Holzschnitte in 42 Mappen sowie 18 Bilder in Glas und Rahmen zusammen 135 Nummern. dazu 21 Bände Bücher und Zeitschriften. Weitere 72 Nummern erhielt das Kupferstichkabinett in Mannheim. Der Rest bestehend ,aus kleinen Stichen, Kunstvereinsblättern und Iithographien . . . alle mehr oder weniger schadhaft" wurde für 300 Mark an einen Sammler verkauft.

Von der SCHUTT'schen Naturaliensammlung zeugen nur noch wenige mit einem Originaletikett versehene Stücke in den Beständen der geologisch-mineralogischen Abteilung der Landessammlungen für Naturkunde, dem früheren Großherzoglichen Naturalienkabinett. Da das Museum beim Bombenangriff 1942 große Verluste erlitten hat, kann heute über den einstigen Umfang und Wert der SCHUTT'schen naturkundlichen Sammlungen nichts mehr ausgesagt werden, zumal Aktenunterlagen fehlen. Von bedeutendem Wert sind jedoch die geretteten, zumeist aus dem 18. Jahrhundert stammenden zoologischen Werke. Es sind 135 Bände vorhanden, die mit einem eingeklebten gedruckten Etikett "Dem Großherzoglichen Naturalienkabinett zu Karlsruhe geschenkt von Dr. Schütt Bruchsal" versehen sind.

#### Anmerkungen:

- 1) Bei WECHMAR (1846) und ROYS (1864) ist Gochsheim als Geburtsort vermerkt, was unzutreffend ist. Der Geburtseintrag ist in den Rastatter Kirchenbüchern verzeichnet (mitgeteilt von Herrn Prof. KRÄMER, Rastatt).
- <sup>2</sup>) Mitgeteilt von Herrn Pfarrer WOHLFARTH, Bruchsal.

- <sup>3</sup>) Siehe: Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1844.
- 4) Bad. Generallandesarchiv Abt. 60/1266.
- 5) Landessammlungen für Naturkunde, Karlsruhe.
  6) GÄTSCHENBERGER scheint von Beruf Chemiker gewesen zu sein, denn er schrieb 1869 "Ueber einen dolomitischen Mergel und dessen Verwendung zur Cementfabrication" (Analyse eines dolomitischen Mergels von Heidelberg) in: DINGLER, Polytechnisches Journal Bd. 192. S. 421–422.

#### Schrifttum:

FISCHEL L.: Notizen zur Geschichte des Karlsruher Kupferstichkabinetts. Zeitschr. Gesch. Oberrh. 105. 265–294. Karlsruhe 1957.

MAYER G.: Oberamtsrichter Dr. Adolf Schütt. Erinnerung an einen verdienstvollen Bruchsaler Sammler. – Bruchsal. Zeitschr. f. Kultur u. Heimatgeschichte. 4. Jg. Mai–Juni 1966.

ROYS H.: Verzeichnis aller aktiven Hof-, Kirchen-, Militär- und Staats-Diener und Rechtsanwälte, nebst Angabe ihrer Beförderungen, Versetzungen, Ehrenauszeichnungen usw. Karlsruhe 1864.

WECHMAR K. v.: Handbuch für Baden und seine Diener oder Verzeichniß aller badischen Diener vom Jahr 1790 bis 1840, nebst Nachtrag bis 1845. Heidelberg 1846.

KOSCH W.: Deutsches Literatur-Lexikon. 3. 2. Aufl. Bern 1956.

MAYER G.: Badische Paläontologen, vorzüglich Liebhaber (Sammler, Popularisatoren, Förderer), die im Catalogus bio-bibliographicus von LAM-BRECHT & QUENSTEDT (1938) fehlen. – Der Aufschluß. 25. S. 477–495. Heidelberg 1974. (enthält Abbildungen von drei Etiketten der SCHÜTT-SCHEN Sammlung).

## Baden, Badener, Badenser

Helmut Bender, Freiburg

Um es gleich vorwegzunehmen: wir haben uns in den vergangenen 25 Jahren daran gewöhnt, Baden-Württemberger zu sein. Und sind bekanntlich weder zu Württemberg-Badener noch zu Südweststaatlern geworden.

Dieses Silberjubiläum Baden-Württembergs und der Baden-Württemberger mag uns im Nachhinein veranlassen, einige historische Varianten des Badener-Begriffs kurz aufzuzeigen. Daß man noch da und dort von den "Badensern" spricht, ist allbekannt. Parallel dazu etwa von den "Sachsensen" o.ä. zu reden, würde freilich niemanden einfallen.

Aber erst jüngst ist's mir in Frankfurt und in Berlin massiv genug widerfahren - was soll man da kontern - etwa: "Sie sind gebürtiger Frankforter, um nicht zu sagen, Frankforzer?" oder: "Hab ich es mit einem Berlinser zu tun?" Nun, die Latinisierung des Badenbegriffs mag seinerzeit den Ausschlag gegeben haben: 1763 war der erste Band von Schöpflins "Historia Zaringo-Badensis" erschienen, und ein Menschenalter später (1809) veröffentlichte Dümgé seine "Geographica et Historia Ducatus Magni Badensis". Erst in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatten sich dann die Badener gegenüber den Badensern offiziell durchgesetzt. Manche Verfechter der Badenser-Bezeichnung argumentierten freilich auch dahinaus, daß der Begriff der Badener den Einwohnern von Baden (= Baden-Baden, wie's lange Jahrhunderte hieß) vorbehalten bleiben sollte versuchsweise hatte man in der Folge auch "Baaden" geschrieben, so daß man es offiziell mit den "Baadenern" und den Badenern zu tun

Radikaler waren die Verfechter der Neubildung "der Bade" vorgegangen (Mehrzahl "die Baden"). Die Ursprünge einer solchen Bezeichnung mögen u.a. im französischen "Grand Duc de Bade" (= Großherzogtum Baden, bekanntlich auf Napoleons Initiative gegründet) zu suchen sein. Ein besonders hartnäckiger Verfechter dieser Namensbildung war der spätere badische Gesandte in Stuttgart, Albert Friederich (1775-1843), der im Vorwort seiner "Dramatischen Festspiele und Gesänge für Baden" (1815) u.a. ausführt: "Ich widme das Büchlein den Baden, nicht den Badenern oder gar den Badensern! Denn jene Biegung heischt die richtige Sprachform, und wer nicht ein Bade heißen will, der mag den Bayern und Sachsen auch Bayerner und Sachsener nennen. Wie stünde es um ein Volk, das nicht einmal recht seinen Namen wüßte?" Folgerichtig heißt es dann etwa in seiner Dichtung: "Nimmer konnten deine Baden dich vergessen."

Nun kann es geradezu als eine insgeheime Ironie des Schicksals betrachtet werden, daß diese "Baden" in den heutigen "Baden-Württembergern" munter ihre Urständ feiern! (Was allerdings grammatikalisch ganz andere Gründe – nämlich die Kontraktion von Baden und Württemberg – zur Ursache hat!)

Amadeus Siebenpunkt hat sein vielbeachtetes Baden-Buch zurecht "Deutschland deine Badener" (erschienen 1975) betitelt. Vielleicht hätte er auch noch sagen können "Deutschland deine Badner". Vom "Badnerland" war gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederholt die Rede gewesen. Immerhin aber führt die badische Verfassungsurkunde (vom 22. August 1818) wiederholt den Begriff der "Badener" auf (etwa § 8: "Alle Badener tragen ohne Unterschied zu allen öffentlichen Lasten bei."!).

Erstmals ist die Bezeichnung Baden in einer Urkunde aus dem Jahr 897 nachweisbar ("in

loco Baden nuncupato" = an dem Ort, der Baden genannt wird). Ein knappes Jahrhundert später (994) wird Baden bereits ohne weiteren Zusatz als Ortsname gebraucht. Und 1112 nannte sich der Zähringer Markgraf Hermann II. nach seiner Burg Baden im Ufgau (das Baden-Badener Alte Schloß) "Markgraf von Baden".

Das "Badnerland" mag im Zusammenhang mit dem Großherzogtum Baden (aus der Markgrafschaft war zunächst ein Kurfürstentum geworden) seine dichterische Existenzberechtigung (gehabt) haben. In diesem Zusammenhang etwa auch Formulierungen wie "An Badens Jünglinge" (im Aufruf des Majors von Holzing zur Bildung eines freiwilligen Jägerregiments zu Pferd anno 1813). Oder dann auch das Beiwort "badnisch" (u.a. in der Urfassung von Goethes "Dichtung und Wahrheit") sowie "badensch" (vgl. etwa Max v. Schenkendorfs "Lied für die Badensche Landwehr" von 1814).

Aus alledem geht hervor, daß der Begriff Baden samt seinen Zusammensetzungen äußerst variabel gehandhabt wurde, man ist versucht zu sagen, so liberal und individuell wie das Land und seine Bewohner sich selbst fühlten. Wer heutzutage Badenia (und nicht Badensia o.ä.) sammelt, weiß davon Vielfältiges zu berichten.

## Lebenssprüchlein

Freudevoll sei unser Leben, Liebe, unseres Wirkens Welt, Dank und Gruß sei dem gegeben, Der mehr gibt als er erhält.

Eugen Falk-Breitenbach

## Vereinsnachrichten

Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung am Sonntag, dem 11. September 1977 in Waldshut

Zu Beginn der Mitgliederversammlung erstattete der 1. Landesvorsitzende den Tätigkeitsbericht 1975-1977. Er dankte zunächst der Vereinssekretärin Frl. Dorner und dem Schriftleiter, Herrn Rektor Bozenhardt für die mit Umsicht und Eifer geleistete Arbeit, die mit rund 5000 Postein- und -ausgängen die rege Korrespondenz des Vereins dokumentiert. Zum Beweis für das Ansehen und den guten Ruf unserer Vereinszeitschriften - auch über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus - zitierte der Vorsitzende u. a. aus dem Grußwort unseres Mitgliedes Anton Hagios in Hopewell/New Jersey, USA: "Ihre Zeitschrift ist ein kräftiger Faden zwischen der alten Heimat und Deutsch-Amerikanern".

Stellvertretend für alle während der Berichtszeit verstorbenen Mitglieder wurde des Todes von Ehrenmitglied Architekt Artur Hassler/Bruchsal und der Hebel-Preisträgerin Lina Kromer/ Obereggenen gedacht.

Als besonderes Ereignis war die Wiederbegründung der sog. Grimmelshausenrunde zu werten, die anläßlich des 300. Todestages von J. J. Chr. v. Grimmelshausen 1976 in Renchen erfolgte. Mit der Verleihung der silbernen Grimmelshausenmedaille (s. Titelbild Heft 3/1976) bekundete die Stadt Renchen ihre Anerkennung und Verbundenheit zu unserem Verein. Die aktive Teilnahme des Vereins an den Grimmelshausentagen in Renchen 1976 fand einen Nachhall in dem Besuch des russischen Dichters und Literaturpreisträgers Alexander Morosow/Leningrad bei der "Badischen Heimat" in Freiburg. A. Morosow übergab dem Verein ein Exemplar des von ihm ins Russische übersetzten "Simplizissimus".

Seit dem Jahre 1976 ist der Landesverein korporatives Mitglied der "Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege in Baden-Württemberg", um seine Mitwirkung und Mitarbeit auch auf Landesebene besser intensivieren zu können. Die Erhöhung des Landeszuschusses für das Jahr 1977 wurde als erste finanzielle Folgewirkung vom Landesvorsitzenden sehr begrüßt und als Anerkennung des Vereins und seiner Tätigkeit gewertet.

Als besonders wichtige Neueinrichtung zur finanziellen Stärkung des Vereins bezeichnete der Vorsitzende die Möglichkeit, nunmehr steuerabzugsfähige Spenden dem Verein zuwenden zu können. Rückblickend auf die vielfachen Verhandlungen mit dem Finanzamt Freiburg und der Stadtverwaltung Freiburg, die ihr Spendenkonto für den Verein zur Verfügung stellt, dankte er dem Beiratsmitglied und Städt. Verwaltungsdirektor i. R. Karl Kurrus für seine wertvolle und aktive Unterstützung.

Die weniger erfreulichen Zahlen der Mitgliederbewegung (296 Zugänge gegenüber 492 Abgängen, davon 189 allein durch Tod, Mitgliederstand am 10. 9. 77 beträgt 4804), nahm der Vorsitzende zum Anlaß, alle Mitglieder zur verstärkten Werbung unter den eigenen Familienangehörigen und im Bekanntenkreise aufzufordern und der drohenden Vergreisung des Vereins entgegenzuwirken. Als günstiges Vorzeichen dafür sei die gerade im Stauferjahr 1977 festzustellende Zunahme an Geschichts- und Heimatbewußtsein in weiten Teilen der Bevölkerung anzusehen, wie es auch die Besucherzahlen der Staufer-Ausstellung in Stuttgart bestätigten. Allen Ortsgruppen und ihren Vorsitzenden gebühre daher gerade im sog. "Stauferjahr" der Dank des Landesvereins für ihre Initiativen und Veranstaltungen.

Der Rechenschaftsbericht wurde ohne Diskussion von der Mitgliederversammlung angenommen, desgleichen wurden ohne Diskussion die neuen Beiratsmitglieder bestätigt:

Dr. Hans Jakob Wörner, Freiburg (Denkmalamt Freiburg i. Br.)

Dr. Peter Assion, Privatdozent, Freiburg u. Walldürn

Dr. Peter Anstätt, Karlsruhe, Leiter des Denkmalamtes Karlsruhe

Claus Günther, Freiburg (Öffentl. Sparkasse Freiburg)

Auf die weiteren Regularien folgte satzungsgemäß die Neuwahl des gesamten Landesvorstandes.

Es wurden in Einzelabstimmung gewählt:

Dr. Franz Laubenberger, Freiburg, zum 1. Landesvorsitzenden

Ludwig Vögely, Karlsruhe, zum 2. Landesvorsitzenden

Ernst Bozenhardt, Freiburg, zum Schriftführer Claus Günther, Freiburg, zum Landesrechner (anstelle des erkrankten bisherigen Landesrechners Adolf Krebs)

Mit dem Dank des gesamten Landesvorstandes für das ausgesprochene Vertrauen schloß der 1. Vorsitzende die Mitgliederversammlung.

In der anschließenden öffentlichen Festversammlung konnte der Landesvorsitzende unter den zahlreichen Gästen und Ehrengästen namentlich begrüßen: Regierungspräsident Dr. Hermann Person, Freiburg, der auch als offizieller Vertreter von Ministerpräsident Dr. Filbinger gekommen war, ferner Landrat Dr. Nothelfer/Waldshut, Bürgermeister Dörflinger von der gastgebenden Stadt Waldshut in Vertretung des verhinderten Oberbürgermeisters Dr. Dresen, und Univ.-Prof. Dr. Lutz Röhrich/Freiburg als Festredner und Frau M. Heitland als Vertreterin des Schwäbischen Heimatbundes.

Regierungspräsident Dr. Person überbrachte die Grüße des Ministerpräsidenten und hob hervor, daß der Begriff "Badische Heimat" nicht nur historisch, sondern auch politisch zu verstehen sei. Damit sei nicht die Tagespolitik, auch nicht das Geschehen beim Zusammenschluß vor 25 Jahren gemeint, sondern "Badische Heimat" sei ein lebendiger Landschaftsbegriff.

Gerade in der heutigen Zeit des geschwundenen Geschichtsbewußtseins müsse eine solche Institution vorhanden sein. Wenn es die "Badische Heimat" noch nicht gäbe, dann müßte sie gerade heute gegründet werden. Sie habe auch gewissermaßen die Aufgabe einer Schule mit zu erfüllen, weil dort das Fach Heimatkunde heute nur noch einen geringen Platz einnehme.

Dr. Person wies auch auf die hervorragenden Beiträge in den Vereinszeitschriften hin, so z. B. die Darstellungen zum "Stauferjahr". Besonders habe ihn die Beschreibung der Rivalitäten zwischen den Staufern und den Zähringern beeindruckt. Auch die im soeben erschienenen Waldshut-Heft (3/1977) abgehandelte Chronik der Vögte und Amtmänner des Bezirkes Waldshut sei äußerst interessant. Fast amüsant wirke es heute, daß Waldshut im Jahre 1805 für kurze Zeit zusammen mit St. Blasien, mit Stokkach und dem Elztal württembergisch war.

Abschließend sprach Reg.-Präs. Dr. Person der "Badischen Heimat" den Dank für ihren Dienst an der Heimat aus, den sie als "Schutzpatron" der Landschaft leiste, und überreichte dem 1. Landesvorsitzenden die Ehrenplakette des Regierungspräsidenten als ein äußeres Zeichen des Dankes für seine Mühe und Arbeit.

Univ.-Prof. Dr. Lutz Röhrich hielt einen sehr eindrucksvollen Festvortrag "Volkssagen im Schwarzwald und am Hochrhein", den wir an anderer Stelle im Wortlaut zum Abdruck bringen.

Zum Schluß dankte der Landesvorsitzende allen Anwesenden und Beteiligten für die gelungene und so harmonisch verlaufene Jahresversammlung. Sein Dank galt insbesondere den vielen stillen Helfern und Organisatoren: Oberstud.-Dir. P. M. Boppel, Vorsitzender der Waldshuter Ortsgruppe, Herrn Walde vom

Verkehrsamt der Stadt Waldshut, dem Kulturreferenten Dr. Schelb vom Landratsamt Waldshut, Beiratsmitglied Dr. Wörner, Fritz Schächtelin vom Geschichtsverein Hochrhein (Exkursions- und Stadtführungen) sowie Oberstud.-Rat Schwer, der mit ausgesuchten Darbietungen seines hervorragend musizierenden Jugendorchesters die Veranstaltung musikalisch umrahmt hatte.

Am Nachmittag führten Exkursionen in die benachbarte Schweiz (Schweizer Burgen Wildeck, Lenzburg, Habsburg) und in den Hotzenwald.

## Der alte Acker und die Bäuerin

Tief gebückt, gleich einem Hügel Kauert sie am Ackerrain.
Von der Erde kaum zu scheiden Sammelt sie die Früchte ein.
Ohne Umschau, nur die Stille Ist bei ihr des Lebens Sinn, Furchen ziehn durch ihre Wangen Lang und tief dem Acker hin.
Tief gebückt, in sich versunken, Ringsumher nur Feldesruh Und sie neigt sich tief und tiefer Ohne Laut der Erde zu.

Eugen Falk-Breitenbach

# Wettbewerb ,,Alemannische Mundart"

Der Alemannische Gesprächskreis schreibt für das Jahr 1978 einen Wettbewerb für Bühnenstücke in alemannischer Mundart aus.

### 1. Bedingungen

Für den Wettbewerb können Bühnenstücke eingereicht werden, die bisher noch nicht veröffentlicht sind.

Die Stücke müssen in alemannischer Mundart geschrieben sein und sich auch für die Aufführung durch Laienbühnen eignen.

#### 2. Teilnahmeberechtigung

Teilnahmeberechtigt ist jedermann (Einzelpersonen oder Gruppen).

### 3. Einteilung der Stücke

Die Stücke werden in folgende Gruppen eingeteilt:

- A. Abendfüllende Stücke (Spieldauer über 60 Minuten)
- B. Mittellange Stücke (Spieldauer 30-60 Minuten)
- C. Kurze Stücke (Spieldauer 10-30 Minuten)

Als Mundart-Bühnenstücke gelten auch kabarettistische Szenen.

#### 4. Preise

Es werden für jede Gruppe getrennt Preise ausgeschrieben und zwar:

		-	
in Gruppe A	ein erster Preis in Höhe von	DM 1	200,—
	ein zweiter Preis	DM	800,—
	dritte Preise	DM	400,—
in Gruppe B	ein erster Preis in Höhe von	DM	800,—
	ein zweiter Preis	DM	500,—
	dritte Preise	DM	300,—
in Gruppe C	ein erster Preis in Höhe von	DM	500,—
	ein zweiter Preis	DM	300,—
	dritte Preise	DM	100,

Außerdem können Anerkennungspreise gewährt werden.

### 5. Wertungsausschuß

Die Stücke werden von einem fünfköpfigen Wertungsausschuß beurteilt, der vom Alemannischen Gesprächskreis benannt wird. Die Mitglieder des Wertungsausschusses sind von der Teilnahme am Wettbewerb ausgeschlossen.

Die Entscheidungen des Wertungsausschusses sind nicht anfechtbar.

### 6. Einreichung

Die Stücke müssen mit der Schreibmaschine geschrieben sein, sie dürfen weder den Namen noch sonst einen Hinweis auf den Verfasser tragen.

Die Wettbewerbsgruppe (siehe S. 144, Ziff. 4.), der Titel des Stückes und die Anschrift des Verfassers sind auf besonderem Blatt niederzuschreiben und in einem verschlossenen Umschlag dem Stück beizufügen. Auf dem Umschlag sind die Einreichungsgruppe und der Titel des Stückes anzugeben. Der Name des Verfassers darf auf dem Umschlag nicht erscheinen.

Die Stücke sind einzureichen an:

Alemannischer Gesprächskreis Wettbewerb für Mundartstücke Kaiser-Joseph-Straße 167 7800 Freiburg i. Brsg.

Anstelle der Absenderangabe ist auf der Verpackung zu vermerken:

Wettbewerbsarbeit - Absenderangabe inliegend.

Einsendeschluß ist am 1. 5. 1978

# Für Geldspenden,

die Sie künftig dem Landesverein Badische Heimat e.V. zuwenden wollen, erhalten Sie ab sofort eine

# steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung!

Dabei ist zu beachten, daß steuerabzugsfähige Spenden nicht direkt an unseren Verein gezahlt werden können, sondern nur auf das

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Brsg. Nr. 2 010 012 bei der Öffentlichen Sparkasse Freiburg i. Brsg.

### So wirds gemacht:

Sie zahlen oder überweisen Ihre Spende auf obiges Konto mit dem Vermerk: "Spende Badische Heimat"

Das städt. Kassenamt der Stadt Freiburg wird nach Eingang der Gutschriftanzeige Ihnen unverzüglich eine steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung direkt zusenden Ihre Spende unverzüglich auf das Konto des Landesvereins Bad. Heimat überweisen. (Das Vereinskonto ist dem städt. Kassenamt bekannt.)

### Nicht vergessen werden darf:

Name und Postanschrift des Spenders auf dem Einzahlungs- bzw. Überweisungsformular angeben, damit Ihnen die Spendenbescheinigung zugeschickt werden kann, sowie die Angabe "Badische Heimat", damit die Spende auf das Konto unseres Vereins überwiesen werden kann.

#### Und bedenken Sie:

Mit jeder Spende unterstützen Sie aktiv die anerkannte kulturelle Arbeit unseres Vereins und sein Wirken für die Heimatpflege!

## Machen Sie von dieser Möglichkeit regen Gebrauch!

Dafür dankt Ihnen herzlich der Landesverein Badische Heimat e.V.

## Buchbesprechungen

Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gotthilde Güterbock. Herausgegeben im Auftrag des Breuberg-Bundes von Winfried Wackerfuß, Peter Assion und Rolf Reutter. Breuberg-Neustadt 1976. 236 Text- und 60 Bildseiten mit 293 Abb. DM 22,-. (Bezug vom Breuberg-Bund, Am Wittumsacker 7, 6101 Groß-Bieberau.)

Zum 70. Geburtstag von Gotthilde Güterbock erschien im Selbstverlag des Breuberg-Bundes, der im Odenwald-Bereich wissenschaftlich tätig ist, unter dem Titel "Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes" eine Festschrift. So vielfältig wie die Jubilarin selbst auf dem Gebiet der Volkskunde die wissenschaftliche Erforschung besonders des Odenwaldes bereichert und angeregt hat, zeigt die Festgabe vielerlei volkskundliche Spuren kreuz und quer im Odenwald auf. Dabei behandeln die meisten Beiträge erfreulicherweise gerade den badischen Teil dieses Mittelgebirges, in dem sich - außer den vom lokalen Ansatz her zu gemeingültiger wissenschaftlicher Bedeutung gelangten Arbeiten - seit Max Walter (Amorbach), Heiner Heimberger (Adelsheim) und Gotthilde Güterbock selbst (Amorbach, jetzt Friedelsheim bei Bad Dürkheim), volkskundlich nicht allzu viel getan hat.

Ausgehend von den historischen Aufsätzen von Hans H. Weber "Die Grenze der Mark Heppenheim im Lindenfelser Raum", Wolfram Becker, "Im Schatten der heiligen Bilhildis: Gedanken über die Herkunft der Besitzungen des Alt- oder Hagenmünsters zu Mainz im Bauland und östlichen Odenwald", Friedrich Oswald, ,Die Mudfischerei zwischen Amorbach und Miltenberg als Zankapfel der Berechtigten" und dem kunsthistorischen Beitrag von Walter Hotz., Die Westtürme der Amorbacher Abteikirche", führen Friedrich K. Azzola, Heinz Bormuth und Fritz Schäfer mit ihrer Zusammenstellung in Wort und Bild von "Dolch, Schwert und Spieß als Steinkreuzzeichen im hinteren Odenwald" mitten hinein in die volkskundliche Vielfalt dieser wertvollen Festgabe, die nicht nur dem wissenschaftlich Tätigen, sondern auch dem interessierten Heimatfreund aufschlußreiche Hinweise gibt. Winfried Wackerfuß dokumentiert mit 170 Abbildungen und den Textseiten 199-218 "Die Neidköpfe des Odenwaldes - Schreckfratzen und Spottfiguren zwischen Neckar, Rhein, Main und Mud", und Werner Haas aus Mosbach hat auf mühsamen Begehungen im südlichen Odenwald zwischen Mosbach -Limbach - Langenelz - Mudau und Waldbrunn (Waldkatzenbach/Strümpfelbrunn) durch Aufspürung steinerner Bachstege, Flurkreuze und einsamer Bildstöcke "Materialien zur zwischendörflichen Kommunikation in älterer Zeit" wieder bewußt gemacht. Gleichfalls aufgezeigt werden durch Heinz Reitz "Müllerzeichen im Odenwald". Dieser Beitrag zur Volkskunde des Müllers und der Mühle wird thematisch ergänzt, wenn Heinz Schmitt "Die Backmodelsammlung im Weinheimer Heimatmuseum" betrachtet, Robert Hensle "Backtraditionen im oberen Erftal – Studien zum Bauernbackofen, zur Landbäkkerei und zu den Gebildbroten" beiträgt und der aus Walldürn, der Wallfahrtsstadt, stammende Werner Kieser über die "Lebküchnerei in Walldürn. Vom Handwerks- zum Industriebetrieb" berichtet.

Hiermit ist dann auch ein Hauptanliegen der Herausgeber klar umrissen, die als Schwerpunkt der Thematik dieser Güterbock-Festgabe den Übergang vom Handwerk zur Industrie im Odenwald betonen. Während der "Strumpfwirkerei in südhessischen Waldenser-Kolonien" keine Kontinuität beschieden war und die letzten Strumpfwirker (bereits um 1850), wie Brigitte Köhler am Ende ihrer Ausführungen (S. 127-136) herausstellt, ,, . . . zu den Ärmsten der Armen in den Dörfern gehörten, so daß schließlich die Berufsbezeichnung ,Strumpfwirker' als Schimpfwort benutzt wurde", hatten Ziegelhütten, Hafner und Lebküchner noch teilweise Zukunft im Industriezeitalter. So wird Werner Kiesers "Lebküchnerei in Walldürn" (S. 117-125) im Sinne der Herausgeber abgerundet durch Rolf Reutter mit "Zur Geschichte der Ziegelproduktion im Rhein-Neckar-Gebiet" und Peter Assion "Die letzten Hafner am Ostrand des Odenwaldes. Persönlichkeiten, Kundschaft, Ware". Peter Assion weist vor allem auf, daß nach der technischen und künstlerischen Blütezeit des uralten familiären Hafnerhandwerkes im 18. Jahrhundert sich trotz der Fabrik-Konkurrenz im 19. Jahrhundert mehrere Betriebe, die zu industriellen Produktionsformen gefunden hatten oder aber als Nebenbetriebe zur Landwirtschaft bestehen blieben, bis ins vorletzte Jahrzehnt halten konnten und daß der letzte Brand von Hafnerware 1958 in Oberwittstadt im Bauland stattfand, während die Brennöfen der anderen Hafnerorte, wie Mudau (schon im 15. Jahrhundert bezog Burg Wildenberg ihre Trinkgeschirre von dort), Limbach und Fahrenbach z. T. beträchtlich früher stillgelegt worden waren. "Das Wissenschaftliche Werk Gotthilde Güterbocks" würdigt auf den Seiten 219/220 Peter Assion als Mitherausgeber, und er betont zu Recht: "Wenn das Wissen von Kultur und Geschichte des Odenwaldes in den letzten Jahrzehnten nicht unwesentlich vermehrt worden ist, dann ist dies nicht zuletzt auch das Verdienst einer Frau, die sich zwar als Außenseiterin verstanden hat, die als solche aber konsequent ihren Weg gegangen ist und heute – bei Vollendung des 70. Lebensjahres – auf Wirkungen zurückblicken kann. Ohne den spezifischen Beitrag Gotthilde Güterbocks wäre die Odenwald-Forschung zweifellos ärmer . . . "

Der Jubilarin umfassende kunst- und literaturgeschichtliche, volkskundliche und geschichtswissenschaftliche Ausbildung hatte ihren Nährboden im Amorbacher Elternhaus. Am 27. November 1906 wurde Gotthilde Güterbock als Tochter des Fürstlich-Leiningischen Verwaltungsdirektors und späteren Präsidenten der Fürstl. Leiningischen Dominalverwaltung Dr. Albert Schreiber in Amorbach geboren. Das Elternhaus war damals ein weithin bekannter Mittelpunkt wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen. Wie schon der junge Max Walter dem außerordentlich vielseitigen Albert Schreiber entscheidende Anregungen zu danken hatte, so war er es auch, der seine Tochter in die Kunst- und Literaturgeschichte, in die Volkskunde und Geschichtswissenschaft einführte. Nach acht Braunschweiger Jahren mit vorgeschichtlichen und volkskundlichen Studien begann Gotthilde Güterbock, seit 1934 in Ludwigshafen ansässig, durch eine Fülle von Aufsätzen, Vorträgen und Führungen die Öffentlichkeit an ihren Feldforschungen teilhaben zu lassen. Das fotografische Können ihres Lebensgefährten Dr.-Ing. Hermann Güterbock unterstützte ihre Arbeit mit Rat und Hilfe. Was Gotthilde Güterbock aus den Bereichen der Odenwälder Flurdenkmäler, der Volksfrömmigkeit, des Volksglaubens (einschließlich seiner brauchtümlichen Äußerungen) sowie des Handwerks und der volkskundlichen Sachgüter wissenschaftlich-dokumentarisch - durch die gelungene Miteinbeziehung des Fotos - sammelte und darstellte, waren recht eigentlich Pioniertaten. Diese Behauptung wird deutlich genug belegt durch die Bibliographie des wissenschaftlichen Werkes von Gotthilde Güterbock auf den Seiten 221-228 ihrer Festschrift.

Gernot Umminger

Karl Wörn: "Schwetzingen, lebendige Stadt", 2. Aufl. 1970, Schwetzinger Verlagsdruckerei

Es ist ein Versäumnis, daß an dieser Stelle nicht schon vor längerer Zeit das Buch von Karl Wörn "Schwetzingen, lebendige Stadt" besprochen wurde. Dies soll nun nachgeholt und damit einer Arbeit die Anerkennung gezollt werden, die sie verdient, gepaart mit der gleichzeitigen Absicht, ihr einen größeren Leserkreis zu verschaffen.

Das Buch, das Karl Wörn vorgelegt hat, ist das Ergebnis eines über ein Jahrzehnt dauernden Studiums und Forschens. Dies ist dem Werk deutlich anzumerken. Der Verfasser, den man einen leidenschaftlichen Schwetzinger nennen möchte, hat den zur Darstellung gebrachten Stoff in so gründlicher Weise gedanklich verarbeitet, daß er in der Lage ist, eine Zusammenschau geschichtlicher, politischer, wirtschaftlicher Vorgänge zu bieten, die in der Heimatliteratur (hier im besten Sinne gemeint) selten ist. Er gerät dabei nicht in Gefahr, die vielfach vorhandene Literatur über Schwetzingen einfach für seine Zwecke umzumünzen. Was Wörn vorgelegt hat, ist eine eigenständige Leistung, die eigenes Forschen und vorhandene Literatur in einer Art zusammenbringt, daß sie eine glückliche Synthese eingehen. So entstand ein Buch, lebendig, interessant, informierend und so flüssig geschrieben, daß man vergißt, welche Mühe es kostet, um Geschichte und Entwicklung einer Stadt in dieser Art darzustellen.

Das Werk besitzt eine klare Gliederung: Grundlegung, vom Dorf zum Marktflecken, vom Marktflekken zu Stadt, badischer Amtssitz, von den Gründerjahren zur Gegenwart, technische Neuerungen, Landwirtschaft, Industrie und Wirtschaft, 1200 Jahre Schwetzingen. Diese Kapitel sind untergliedert, und die Unterteilung zeigt die Prioritäten, die Wörn setzt. Als Beispiel seien aus der fortlaufenden Bearbeitung angeführt: Verlegung der Residenz - Sommerresidenz der Kurpfalz - Kunst und Fron - Glanzzeit der kurpfälzischen Ära - Kunst und Wissenschaften am Hof - Wegzug der Fürsten nach München, Ende der Kurpfalz. Diese "Stationen", die zugegebenermaßen den Rezensenten am meisten interessierten, sind stilistisch ausgefeilt gestaltet und bringen das Wesentliche in einer Zusammenschau, die den Leser anspricht und zufriedenstellt. Das Kapitel "Kunst und Fron" zeigt aber auch, daß Karl Wörn auch die Kehrseite eines glänzenden Hoflebens aufzeigt, wie er überhaupt bemüht ist, die Sommerresidenz Schwetzingen mit all ihren Gegebenheiten positiver und negativer Art in Bezug zu dem Gemeinwesen Schwetzingen und seiner Bürger zu setzen.

Interessant für die Freunde der Badischen Heimat ist auch die Darstellung der Gemeinde zur Zeit von J. P. Hebel, von J. M. Zeyher, dem Gartenbaudirektor, dem Schwetzingen viel verdankt und in dessen Haus der Dichter verstorben ist, und von K. F. Schimper, dem berühmten Naturforscher.

Wer Schwetzingen, sein Schloß und seinen herrlichen Garten liebt oder in einem guten Überblick kennenlernen will, dem sei die sehr sorgfältig aufgemachte und reich bebilderte Schrift Karl Wörns vorbehaltlos empfohlen.

L. Vögely

Jörg Schadt: Mannheim in alten Ansichtskarten. Flechsig Verlag, Frankfurt am Main 1977. 135 S. mit 122 ganzseitigen Abb. (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim Nr. 2).

Im Zuge der Wiederentdeckung alten Foto-Materials bekam nun auch Mannheim seine Bilddokumentation für die Jahrhundertwende und das frühe 20. Jahrhundert: einmal mehr eine Rückschau auf Vergangenes und Verlorenes, denn was in Kleinstädten jüngst erst Spitzhacke und Bagger beseitigten, das war in den Metropolen meist schon im Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges gefallen. Auch Mannheim - die im Lauf ihrer Geschichte viermal völlig zerstörte Stadt hatte 1943 die gründlichste Verwüstung erlebt und zeigt heute ein anderes Gesicht, als es dem Beschauer aus Jörg Schadts Dokumentation entgegenblickt. Zwar bestätigt sich der Eindruck von der besonderen Vitalität Mannheims als einer Stadt wagenden Unternehmertums auf der einen Seite, einer selbstbewußt agierenden Arbeiterschaft auf der anderen. Zugleich aber wird deutlich, daß das alte Mannheim seine Lebenskraft, seine Kontraste und Widersprüche deutlicher zeigte, als sie eine gleichförmiger gewordene Architektur von heute zu zeigen erlaubt. Und so wird die Rückschau auch zum lehrreichen Rückblick in die Geschichte.

Was Mannheim durch den Wegzug des kurpfälzischen Hofes nach München an Bedeutung verloren hatte, war seit den 1840er Jahren durch die Industrialisierung wettgemacht worden; zumal in den Gründerjahren war die Bevölkerung durch ländlichen Zuzug "in amerikanischem Tempo" gewachsen, während die Stadt zur großen südwestdeutschen Industrie- und Handelsmetropole aufstieg. Das dokumentierte sich in Zweck- und Repräsentationsbauten, in historisierender Herrschaftsarchitektur, die auch auf den Ansichtskarten jener Jahre dominiert. Das bewirkte aber andererseits auch die Anlage oder Vereinnahmung ganz neuer Stadtviertel, in denen die Arbeiter zuhause waren, und es ist eines der Verdienste der vorliegenden Dokumentation, daß sie auch diesen Wandlungen nachspürt, seltenes Bildmaterial aus dem ganzen Stadtbereich zusammenstellt und zu sozialgeschichtlichen Überlegungen anregt, wie sie ausdrücklich auch in der informativen Einleitung angesprochen werden. Deren Lektüre ist zu den Bildern eine notwendige Ergänzung, denn sie erklärt auch, warum es kaum Ansichten der Mannheimer Fabriken gibt: weil die glanzvollen Schauseiten der Stadt verbreitet werden sollten und sich das Zeit- und Weltbild der Führungsschicht auch auf den Ansichtskarten niederschlug. Es war eine Schicht, die mitten in Mannheim, einem Zentrum der Arbeiterbewegung, Bismarck, dem Erfinder des "Sozialistengesetzes", ein Denkmal errichtete (siehe S. 104). Auf sogenannten "Ereigniskarten" von Festen, politischen Veranstaltungen, Wahlereignissen usw. werden dennoch auch manche Gegenströmungen spürbar. Das Bildmaterial entstammt in der Hauptsache dem Mannheimer Stadtarchiv. Jörg Schadt als Archivar hat es umsichtig geordnet und einleitend in Perspektiven hineingestellt, die dem dokumentarischen Band über Mannheim hinaus Bedeutung sichern. Peter Assion

Wilhelm Kiefer, Schwäbisches und alemannisches Land, Weißenhorn (Anton H. Konrad) 2. Auflage, 1976, 576 Seiten, 22 eingeklebte Tafeln. DM 34,—\*)

In den sechsundvierzig Essays stellt der Autor Landschaften, Städte und Baudenkmale aus dem schwäbisch-alemannischen Raum vor, aus Oberschwaben, dem westlichen Allgäu, dem Bodenseegebiet und dem Hegau, aus den Landschaften zwischen Hochrhein und Breisgau, zwischen Schwarzwald und Alb, zwischen Alb und Bodensee, aus Hohenzollern und vom schwäbischen Abschnitt der Donau. Im Verlauf der vergangenen zwanzig Jahre niedergeschrieben, sind diese Essays zum größten Teil in Zeitschriften, vor allem aber in der "Schwäbischen Zeitung" erschienen, mit deren Unterstützung sie als Buchausgabe zusammengefaßt wurden. Der Verleger, selbst Kunsthistoriker, stattete den Band mit zweiundzwanzig Bildtafeln, Reproduktionen von Aquarellen, Gouachen, Fresko- und Ölbildern, Zeichnungen, Stichen und Lithographien meist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus und fügte so die Landschafts- und Städtebilder in einen stimmungsvollen Rahmen.

Unter Essays versteht man gemeinhin Abhandlungen, die einen Gegenstand anregend, geistvoll und in gepflegter Sprache erörtern. Diese drei Forderungen erfüllt der Schriftsteller Kiefer in höchstem Maße. Viel gerühmt wird seine zuchtvolle, kristallklare, an Adalbert Stifter und Johann Peter Hebel geschulte Sprache. Unübertroffen jedoch ist seine Art anzuregen.

Wilhelm Kiefer, der Sensible, Belesene, erwandert seine großen und kleinen Sujets und führt sein Publikum an den Gegenstand der Betrachtung heran. Mit dem Autor erlebt der Leser die Stimmung der Landschaft, der Tages- und Jahreszeit: die Frühlingsnacht in Überlingen und den Sommermorgen auf dem Wege zur Birnau, den Herbstnachmittag im Donaueschinger Schloßpark "vor einem Teich, in dem weiße und schwarze Schwäne schwimmen, Vorboten des großen Sterbens, – das nun in der Natur wieder beginnt –". Und an einem trüben Wintertag fährt er mit ihm durchs Allgäu.

Wie von selbst teilt sich die Faszination eines Ensembles, eines Bauwerks, eines Details dem Leser mit,

seien es "die Türme und Tore, dann die Kirchen selbst und nach ihnen die großen Profanbauten, schließlich die Plätze und Straßen, die wir überblikken". Einhellige Bewunderung etwa bei der Betrachtung des Freiburger Münsters wechselt mit sachlicher Kritik und stellt sich gelegentlich bewußt den Kunstgelehrten entgegen, wenn es z. B. um die Salemer Kirche geht mit ihrer "nahezu erdrückenden Flut stilfremder Ausstattung". Harte Worte sind dem "Hohenzollern" zugedacht. Wir hingegen verstehen ihn heute mehr als "romantische Burg" und würden allenfalls, wie Dehio über Sigmaringen, sagen, daß er durch den Wiederaufbau (1850-1867) an Wirkung gewonnen, an "Echtheit" verloren hat. Doch so manchen Bahnhöfen gegenüber, Bauzeugnissen des vorigen Jahrhunderts, wird der Leser milder gestimmt und ist mit dem Autor geneigt, sie als Überbleibsel einer gemächlicheren Zeit zu betrachten und sie nicht mehr so häßlich zu finden, "daß man sie nur mit einer gewissen Scheu betritt". Fast ist man dabei, sich mit der Einförmigkeit der meisten modernen Wohnviertel, Fabriken, Behördenviertel abzufinden, wie mit den ,, Gürteln aus Eisen und Beton, die mit einem Würgegriff manch ehrwürdige Stadt umklammern". Ob das so sein muß, ist eine andere Frage. Ankämpfen können wir dagegen, daß "unsere alten Städte inmitten ihrer Umgebung von Glas und Beton nur noch Museen" werden. Die Abreißwut des 19. Jahrhunderts und die Zerstörungen zweier Weltkriege verpflichten uns, mit dem Erhaltenen sorgsam umzugehen, in den Altstädten zumindest mit "zementfarbigem Verputz" zu sparen und "alte Hausfassaden nicht durch moderne sprossenlose Fensterscheiben zu verunstalten". Ankämpfen können wir auch gegen die Verwahrlosung manch alter Kirche, die dasteht "wie ein armselig gekleidetes Bettelkind, das die ihm angeborene Schönheit zwar nicht verleugnen kann, aber dennoch unser Mitleid herausfordern muß".

Als Mensch, als Schriftsteller, nicht als Fachgelehrter, beschreibt Wilhelm Kiefer das "Anschaubare", das "stets das Anziehende" für ihn war. Auch eine exaktere Darstellung historischer und kunsthistorischer Details, wie man sie gelegentlich erwartete, vermöchte den Wert seiner Beschreibungen kaum zu steigern. Es lag ferner im Belieben des Autors, aus einem Werk von etwa zweihundert diese sechsundvierzig Essays auszuwählen, selbst wenn man so bedeutende Stätten wie Weißenau, Heiligkreuztal, Beuron, Steinhausen und Altshausen vermißt, aber Tuttlingen findet. Man wünscht sich einen zweiten Band. Dieser Wunsch, wohl das höchste Lob für den ersten, soll bald in Erfüllung gehen. Wilhelm Kiefer kündigt eine Sammlung von Essays u. a. über den Kaiserstuhl, die Barockkirchen im Schwarzwald und in der Umgebung von Freiburg, über den Belchen, die Ostalb und

den Umkreis von Kempten und Memmingen an. Wir freuen uns auf dieses Buch unseres langjährigen Mitgliedes! Dr. Isolde Maierhöfer

Jörg Schadt: Die sozialdemokratische Partei in Baden von den Anfängen bis zur Jahrhundertwende (1868–1900). Verlag für Literatur und Zeitgeschehen Hannover 1971. 214 S., 2 Karten, 1 Graphik. DM 25,—. (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 88.)

Der Beitrag der Arbeiterbewegung zur Durchsetzung und Fortentwicklung der deutschen Demokratie, ihr Kampf für soziale Gerechtigkeit und humane Arbeitsverhältnisse, gegen Ausbeutung und Krieg, sind unverzichtbarer Bestandteil der nationalen Geschichte. Die Geschichtswissenschaft aber hat sich mit gewisser Verspätung diesem Tatbestand geöffnet und ist erst jetzt dabei, systematisch Quellen zu erschließen, verschüttete und verdrängte Traditionen freizulegen und an Stelle mancher Vorurteile sachliche Urteile Platz greifen zu lassen. Es ist das Verdienst Jörg Schadts, jetzt Stadtarchivar in Mannheim, daß dazu auch gewichtige badische Beiträge erbracht wurden und zur neueren badischen Geschichte nun nicht nur Lothar Galls große Darstellung des badischen Liberalismus (vgl. ,, Badische Heimat" 55, 1975, S. 114 ff.) zur Verfügung steht, sondern auch eine Reihe von Studien und Dokumentationen zur badischen Sozialdemokratie, vorab die als Heidelberger Dissertation entstandene Untersuchung für die Jahre 1868-1900. Vorausgegangen war lediglich Hannelore Schlemmers Freiburger Doktorarbeit von 1953 über die Politik der sozialdemokratischen Landtagsfraktionen in Baden und Württemberg zwischen 1890 und 1914. Daß es für das alte Baden unzulässig ist, die SPD-Landtagsfraktion mit der Landespartei zu identifizieren, ist ein neues Ergebnis unter vielen und von Schadt dadurch erbracht worden, daß er nicht nur zeitlich, sondern auch sozial- und parteigeschichtlich ungleich weiter ausholte als Hannelore Schlemmer. Und auch die Ideologie-Geschichte kommt zu ihrem Recht, auch wenn Erfolge und Mißerfolge der badischen Arbeiterbewegung zusammen mit deren Grundüberzeugungen mehr genannt, weniger aneinander (und an der allgemeinen Entwicklung politischen Bewußtseins) gemessen werden. Ausgangspunkt der Untersuchung sind wirtschaftsgeschichtliche Überlegungen. Vor dem Hintergrund der Indu-

<sup>\*)</sup> Zu Persönlichkeit und Werk Gottfried Griesmayr, Wilhelm Kiefer, der Altmeister des Landschaftsessays, in: Badische Heimat 57, 1977, Heft 1, S. 83–85.

strialisierung und Verstädterung Badens zeichnen sich dann die großen Konflikte zwischen der herrschenden Staats- und Wirtschaftsordnung und der neuen Klasse der Arbeiterschaft ab, wobei deutlich wird, daß der Aufschwung der Sozialdemokratie die geschichtlich notwendige Gegenbewegung zu den wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts war und die politische Emanzipation einer Arbeiterschaft bewirkte, die begriffen hatte, daß sie sich ihre Rechte selbständig, mittels eigener Organisationen erstreiten mußte, auch wenn ihr im aufgeklärteren Bürgertum viel Verständnis und später immer wieder Bündnismöglichkeiten geboten waren. Schadt kann in diesem Zusammenhang interessante badische Besonderheiten aufweisen: so auch ideelle und personelle Ouerverbindungen zwischen der 1848er und der sozialdemokratischen Bewegung bzw. zwischen Sozialisten und zeitgenössischen radikalen Demokraten, die sich zwar nicht für den erstrebten neuen "Zukunftsstaat" erwärmen konnten, sich im freiheitsbewußten Baden aber von 1848/49 her der Sozialdemokratie im Kampf um mehr Demokratie verbunden wußten. Manches Streiflicht fällt so auf die Gruppe der "bürgerlichen Demokraten", deren Geschichte im Zusammenhang auch erst noch zu schreiben wäre.

Erste Arbeiterorganisationen waren die Arbeiterbildungsvereine, wie 1860 ein solcher in Konstanz, 1861 einer in Freiburg gegründet wurde. Sie standen - abgesehen vom radikaldemokratischen Mannheimer Verein - noch unter liberalbürgerlicher Bevormundung, so daß die badische Arbeiterschaft, etwa im Vergleich zu Württemberg, im Politisierungsprozeß weit zurückgeblieben war. Dies änderte sich mit dem Auftritt sozialistischer Agitatoren (in Baden erstmals im Winter 1868/69) und mit der zunehmenden Verbreitung sozialistischen Ideengutes, die auch durch wandernde Handwerker bewirkt wurde. Organisatorisch etablierte sich die Sozialdemokratie in Baden zuerst in Mannheim, wo im Spätjahr 1868 von Zigarrenarbeitern im Sinne Lassalles die erste Mitgliedschaft der "Allgemeinen deutschen Arbeiterverbrüderung" gegründet wurde. Eine Karlsruher Mitgliedschaft folgte, aber erst nach dem Krieg 1870/71 verdichtete sich das Netz der Lokalorganisationen weiter: nun unter dem Einfluß der Eisenacher, durch Bebel repräsentierten Richtung der Sozialdemokratie, die rasch in Baden vorherrschend wurde. Mannheim auch Zentrum der Gewerkschaftsbewegung im Land - blieb Zentrum der Bewegung, erfaßte auch die Pendlerorte der Umgebung und wurde Sitz eines Aktionskomitees für den nordbadisch-pfälzischen

# Ideen überzeugen. Ein Beispiel: Münzen für Sammler und Anleger.

Gold und Silber nehmen in der Skala der Beliebtheit von Anlageobjekten seit je einen hohen Rang ein. In geprägter Form – als Gold- und Silbermünzen – entzündet sich daran die Phantasie des Sammlers.

Dem Sammler wie dem Anleger wird die numismatische Abteilung der Baden-Württembergischen Bank gerecht. Sie genießt im Inund Ausland hohes Ansehen, begründet durch Fachwissen und kundenorientierte Angebote.

Die Münzen-Abonnements.

Seit 1969 betreuen wir einen ständig wachsenden Kreis von Abonnenten, die sich mit jährlich mindestens 12 geprüften, echten Münzeneine interessante Sammlung aufbauen.

3 Abonnements stehen zur Auswahl: "Goldmünzen aus aller Welt" (Jahresetat ca. DM 2.000,—)."Reichssilbermünzen" (Jahresetat ca.

etat ca. DM 1.500,--) und das Goldmünzen-

Abonnement "Exklusiv" (Jahresetat ca. DM 6.000,--). Neben dem kulturhistorischen Wert einer solchen Sammlung zählt für den Anleger vor allem die Wertbeständigkeit der Münzen.

Das AGS-Programm.

Aufbau-Goldmünzen-Sammlung für den Numismatiker. Mit einem einzigen – übrigens



jederzeit kündbaren – Auftrag wird der Münzenfreund in wenigen Jahren Besitzer einer kompletten und numismatisch außergewöhnlichen Sammlung seines individuellen Sammelgebietes.

Gut zu wissen für den Sammler:

Bei Münzenverkaufsausstellungen geben wir Einblick in die Breite des Angebots – auch in vielen unserer Geschäftsstellen; und in der jährlich stattfindenden großen Münzen-Auktion in der Zentrale Stuttgart kommen seltenste Stücke – auch aus Privatbesitz – zur Versteigerung.

Gut zu wissen für den Anleger: Auch das "billigste" Gold ist im Münzen geprägt, die in ihren Herkunftsländern als gesetzliche Zahlungsmittel gelten (z. B. der Krügerrand aus Südafrika oder der russische Tscherwonez) und daher von der Mehrwertsteuerbelastung im Handel befreit sind.

## BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

7000 Stuttgart 1, Kleiner Schloßplatz, Telefon (0711) 2094-1 – ehemals Württembergische Bank 7500 Karlsruhe 1, Friedrichsplatz 1-3, Telefon (0721) 140-1 – ehemals Badische Bank 7100 Heilbronn, Allee 11, Telefon (07131) 884-1 – ehemals Handelsbank Heilbronn AG 88 Geschäftsstellen im ganzen Land

Raum. Daneben entwickelte sich aus dem großen Gewerkverein der Pforzheimer Gold- und Silberarbeiter eine starke sozialdemokratische Gruppe, während Südbaden zögernd folgte. Als 1878 das Bismarcksche Sozialistengesetz mit seinen Verboten wirksam wurde, gab es jedoch auch bereits in Freiburg, Lörrach und Konstanz sozialdemokratische Organisationen, die sich nun alle aufzulösen hatten. Geheimorganisationen und legale Arbeiter-Wahlvereine hielten die Mitglieder dann durch die Jahre der Verfolgung hindurch zusammen, ja bewirkten in Verbindung mit geheimer Agitation weiteren Zulauf, so daß der erste "badische Arbeitertag" 1889 in Offenburg - de facto der erste Landesparteitag - von Delegierten aus allen badischen Wahlkreisen, ausgenommen Sinsheim und Tauberbischofsheim, besucht wurde. Der zweite Landesparteitag ebenda 1890 konnte dann legal als solcher stattfinden (das Sozialistengesetz war unter demokratischem Druck aufgehoben worden) und den organisatorischen Rohbau einer Landespartei schaffen, die in den 1890er Jahren weiteren Aufschwung erlebte. 19 Arbeiterwahlvereine, sich nun meist "Sozialdemokratische Vereine" nennend und mehrheitlich der Landespartei angeschlossen, wuchsen von 1891 bis 1904 in ganz Baden, auch im Rheintal, im Wiesental und auf dem Schwarzwald (noch nicht in Odenwald und Bauland) auf 114 Vereine mit ca. 8000 Mitgliedern an: die SPD als ,, der Schild, unter dem die Armen kämpfen", war zur Massenpartei geworden, hatte auch Kleinbürger erfaßt und spielte bei Reichstags-, Landtags- und Kommunalwahlen eine nicht mehr zu übersehende Rolle. Kommunale Wahlsiege hatte es seit 1875 schon in Pforzheim gegeben; 1884 war die SPD in Mannheim bei der Reichstagswahl stärkste Partei der Stadt geworden (1891 ebenda Sieg bei der Landtagswahl), und seit 1890 war sie trotz mancher Fehltaktiken und Rückschläge im Landesdurchschnitt neben den Nationalliberalen und dem katholischen Zentrum - auch in der Sache die Hauptgegner - drittstärkste Partei. Führerpersönlichkeiten wie Anton Dreesbach in Mannheim und Adolf Geck in Offenburg, ein persönlicher Freund Bebels, verschafften ihr weit über ihre sozialen und regionalen Grenzen hinaus Beachtung und Anerkennung.

Jörg Schadt zeichnet diesen Entwicklungsgang umsichtig nach, erhellt ihn soziologisch und von den äußeren Bedingungen her, indem stets auch die konkurrierenden Parteien und die besonderen badischen
Verhältnisse mit im Blick bleiben. Dazu gilt den unterschiedlichen Strömungen in Partei und Führerschaft, den radikalen, anarchistischen und revisionistischen Bestrebungen kleinerer und größerer Gruppen, dem Verhältnis zwischen Theorie und Praxis,
dem Taktieren bei den Wahlen und in der Agrarfrage
besondere Aufmerksamkeit. Aus der Parteiliteratur,

besonders aus der Parteipresse wie dem von Adolf Geck verlegten traditionsreichen "Volksfreund", wird die "Vorstellungswelt der badischen Sozialdemokraten" (S. 153 ff.) rekonstruiert und deren humanistisch-marxistisches Gepräge aufgewiesen. Am großen Ziel einer ganz neuen Sozialordnung wurde auch dann festgehalten, als der Bernsteinsche Revisionismus in der SPD aktuell wurde: im Widerspruch zu einer auf Evolution statt Revolution gerichteten politischen Praxis, der Schadt auch dort revisionistische Qualität zuerkennt, wo sie als Taktik noch genauer durchleuchtet werden müßte. Ein Bedauern über fehlgeschlagene Zielsetzungen scheint sich demnach von selbst zu verbieten, während im gelungenen Versuch, mit dem sozialdemokratischen Organisationsapparat "einen demokratischen Staat im Obrigkeitsstaat" zu schaffen, in der Durchsetzung eines demokratischen Landtagswahlrechtes 1904, in der Beeinflussung der Schulpolitik usw. Anspruch und Wirklichkeit doch z.T. versöhnt scheinen. Gleichwohl sollte auch hierbei nicht verallgemeinert und nicht unterbewertet werden, daß sich ein Mann wie Adolf Geck später zur prinzipientreueren USPD be-Peter Assion

Klaus Weber, Waldau – Dorf- und Höfechronik, herausgegeben von der Fördergemeinschaft Waldau, 1977. 284 S., Zeichnungen von Gerhard Kaiser. Druck Steinhart K.G., Titisee-Neustadt.

Klaus Weber reihte die Waldauer Dorf- und Höfechronik nicht nur an jene Publikationen an, die in ähnlicher Form mit familiengeschichtlichem Schwerpunkt bereits über Schönwald, Furtwangen, Gütenbach, Neukirch und Schönenbach erschienen sind, sondern setzte damit auch der kleinen, 1973 im Strudel der baden-württembergischen Verwaltungsreform untergegangenen, der Stadt Titisee-Neustadt einverleibten Schwarzwaldgemeinde ein Denkmal. Wie schon bei seiner 1968 veröffentlichten Geschichte von Neukirch bewies Klaus Weber erneut, daß er Ortschroniken zu schreiben versteht, die - wissenschaftlich gründlich erarbeitet - auch den historisch weniger interessierten Leser anzusprechen vermögen. Mit sicherem Gespür für das Wesentliche schaffte er es, auf 66 Seiten die Dorfchronik mit mehreren Kapiteln über Besiedlung und Grenzen, Herrschaft und Gemeinde, Pfarrei und Pfarrkirche, Kriege und Notzeiten, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, Schule und Vereine zusammenzustellen.

Besondere Beachtung verdienen darin die Forschungsergebnisse über Waldau als Geburtsstätte der ersten aus Holz gefertigten Schwarzwälder Hausuhr. Zumal sich zu diesem Thema eine Reihe von Fehlern und Ungenauigkeiten in der gesamten Literatur bis

heute gehalten hat, ist die gewissenhafte Untersuchung Klaus Webers über die Gebrüder Kreutz auf dem Glashof und deren Waag- und Unruhuhren (seit 1667 nachweisbar) sehr zu begrüßen. Waldaus begabte Uhrenmacher spielten auch sonst eine wichtige Rolle bei der Entwicklung der Schwarzwälder Heimindustrie. So verdankte die Uhrmacherei dem Bauern Adam Spiegelhalter die Einführung des Zahngeschirrs zur exakten Zähnung der Räder und dem bedeutenden Matthäus Hummel auf dem "Jägerstieg" erste Konstruktionen von Schlag-, Spiel- und Kunstuhren von außergewöhnlicher Vollkommenheit. Den Bedarf an Uhrenglöckehen befriedigte der Kreuzwirt auf dem Hohlen Graben, aus dessen Gießerei auch größere Glocken, Messingkruzifixe nach Modellen des Bildhauers Mathias Faller, Münzabgüsse für Sammler und Feuerspritzen hervorgingen.

Wie sehr Waldau mit der Benediktinerabtei St. Peter verbunden gewesen ist, läßt sich u. a. an der Geschichte der Pfarrkirche und deren künstlerischen Ausstattung ablesen. Klaus Weber stützte sich bei der Zuschreibung von archivalisch nicht gesicherten Kunstwerken vor allem auf Vorarbeiten und Beurteilungen des Pfarrers Manfred Hermann, Neufra, der aus seiner Kenntnis der Schwarzwälder Kunstgeschichte auf die Bildhauer Georg Hauser, Jakob Rappenecker und Mathias Faller sowie auf den Maler Johann Pfunner als Schöpfer der Kirchenausstattung

Eine bewundernswerte Forscherleistung stellt der zweite, größere Teil des Buches, die Höfechronik, dar. 27 Schwarzwaldhöfe im Ober-, Vorder- und Hintertal Waldaus verdanken dem Autor außer genauen Beschreibungen und historischen Belegen über Lage, Besitzgröße, Baugeschichte, Namensdeutung und Sagen auch vollständige Listen aller Bewohner mit Angaben über Lebensschicksale, Tätigkeit und Verwandtschaftsbeziehungen. Ich zweifle nicht, daß gerade dieser Teil der Waldauer Ortschronik von den Einwohnern auch in Zukunft immer wieder mit größtem Interesse gelesen werden wird. Den Lebensdaten und Schicksalen der ehemaligen Hofbesitzer, die als Uhrenhändler oder Glasträger in ganz Europa Geschäftsverbindungen hatten, so unmittelbar und umfassend nachgehen zu können, macht Klaus Webers Waldau-Buch nicht nur zu einer faszinierenden Lektüre, sondern auch zu einem wichtigen Nachschlagewerk für jeden, der sich für die Geschichte des Hochschwarzwaldes interessiert. Hermann Brommer

Hans-Otto Mühleisen (Hrsg.): St. Peter im Schwarzwald. Kulturgeschichtliche und historische Beiträge anläßlich der 250-Jahrfeier der Einweihung der Klosterkirche. Verlag Schnell & Steiner, München und Zürich, 1977. 263 S. Kunstdruck mit 75 Abb., davon sechs farbige. Leinen, 22 × 17 cm. DM 32.—.

St. Peter zählt neben St. Blasien und St. Trudpert zu den großen Klöstern im Schwarzwald und am Oberrhein, die im 18. Jahrhundert ausgedehnte Neubauten errichten ließen und deren Gebäude – anders als in Ettenheimmünster, Frauenalb, Schuttern, Schwarzach und Tennenbach – nicht der weitgehenden oder gar vollständigen Zerstörung nach der Säkularisation anheimfielen. Die Kirche der aufgehobenen Benediktinerabtei St. Peter wurde Pfarrkirche des Dorfes, die Klostertrakte beherbergen – eine glückliche Fügung – seit 1842 das Priesterseminar der Erzdiözese Freiburg.

Fünfzehn Beiträge kompetenter Autoren sind hier zu einem Band zusammengefaßt, der dem würdigen Anlaß des Jubiläums gerecht wird. Es entstand keine Festschrift mit eilig gelieferten Verlegenheitsbeiträgen, sondern eine Monographie über Kirche und Barockkloster, die geeignet ist, für ähnliche Vorhaben andernorts Maßstäbe zu setzen.

Ingeborg Krummer-Schroth ordnet St. Peter in die Geschichte des Breisgauer Barocks ein, d. h. sie skizziert die vorwiegend bescheidenen Werke der Architektur vor dem Baubeginn in St. Peter. Dessen Planungs- und Baugeschichte, geprägt von Peter Thumb, schildert Hans Martin Gubler. In wenigen Jahren, 1724-27, wurde die Abteikirche errichtet. Der Klosterbau folgte bis 1758. St. Peter wurde zu einer der wichtigsten Leistungen der Vorarlberger Baumeister am Oberrhein. Dreimal wurde erst kürzlich Vollendetes zugunsten einer neuen Lösung wieder preisgegeben: Ein Kirchturm von 1717-19 wich 1724 dem Neubau der Kirche mit Doppelturmfassade; der 1716 durch den Stukkateur Franz Joseph Vogel ausgeschmückte Kapitelsaal wurde mit dem alten Kloster abgetragen; die ungewöhnlichen Ecktreppenhäuser des neuen Mitteltraktes von 1753/54 wurden 1757 wieder beseitigt und durch ein einziges Stiegenhaus ersetzt. Zu Gublers Beitrag wünschte man sich weitere Abbildungen, ohne die die Erörterungen über den Planungsablauf und die Treppenhäuser wenig verständlich sind. Nicht jeder Leser hat Gublers Arbeit über Peter Thumb (Sigmaringen 1972) zur Hand, in der sich Abbildungen weiterer Entwürfe zu St. Peter finden. Eher hätte auf Abb. 57 verzichtet werden können, da sie kaum anderes zeigt als Abb. 49. Hermann Brommer behandelt lexikonartig Künstler und Kunsthandwerker im St. petrischen Kirchen-

Hermann Brommer behandelt lexikonartig Künstler und Kunsthandwerker im St. petrischen Kirchenund Klosterneubau des 18. Jh. Viel Neues oder zumindest Verstecktes kommt dabei ans Licht. In der Kirche waren tätig: Stukkateur Johann Baptist Clerici, Marmorierer Sylvester Weber, die Maler Franz Jo-

seph Spiegler, Johann Michael Saur, Jacopo Pellandella, Johann Michael Großmann, Joseph Hermann; die Bildhauer Joseph Anton Feuchtmayer, Sebastian Blödt, Joh. Christian Wentzinger, Mathias Faller, Joseph Hörr; die Schreiner Joseph und Johannes Bonauer, die Kunstschmiede und Schlosser Michael Reinhart und Martin Künstle, der Stukkateur Franz Anton Vogel (Stifterepitaphien). In den Klostergebäuden wirkten: die Stukkateure Leopold Sitti (lt. Brommer kein Italiener, sondern wohl ein Schlesier) und Johann Jörg Gigel, Bildhauer Mathias Faller, die Maler Benedikt Gambs, Franz Ludwig Herrmann, Franz Anton Kummer, Georg Saum, Simon Göser; Schreiner Jakob Hag. Die Namen zeigen die enge Verbindung von St. Peter mit großen Zentren barokker Kunstentfaltung, aber auch die Mitwirkung heimischer, meist kaum erforschter Kräfte. Brommers Aufsatz ist weit über Schwarzwald und Oberrhein hinaus von Bedeutung.

Zwei ikonographische Beiträge liefern Hans-Otto Mühleisen (Die Stifterikonographie des Klosters St. Peter) und Heinfried Wischermann (Die Embleme der Klosterbibliothek). Ersterer führt in den politischen Hintergrund, der für barocke Kunst oft wesentlich ist (zu fragen bleibt, ob der frühgotische Stifterchor von Naumburg eine Anregung für St. Peter gegeben haben kann), der andere führt in die verschlüsselte Welt barocker Sinnbilder. Alfred Erhart bietet einen Katalog des heutigen Kirchenschatzes, Bernd Sulzmann berichtet über Orgeln und Orgelmacher (und den Zorn der heimischen Bauern beim Abtransport der Chororgel 1808). Harald Siebenmorgen, der die Renovierung der Kirche von St. Peter im 19. Jh. bespricht, sieht eine mahnende Parallele zwischen den Bestrebungen um 1873, die "nicht kunstgerechten" Stifterfiguren Feuchtmayers durch "edle und würdige Statuen" zu ersetzen, und dem heutigen Umgang mit herausragenden Schöpfungen des 19. Jahrhunderts.

Wertvolle Einblicke in das 18. Jh. geben Wolfgang Müller, Die politische und kulturelle Bedeutung des Klosters St. Peter zur Zeit des Kirchenbaues, und P. Steyrers Chronik für die Zeit des Abtes Ulrich Bürgi (1719-39), ediert von Wolfgang Jäger. Paul Wehrle, Die Kirchweihe in St. Peter im Spiegel ihrer Festpredigten, zeigt meist wenig berücksichtigte theologische Aspekte auf. Eine kurze Ortschronik 1719-39 unter markanten Stichworten gibt Klaus Weber, Albert Füssinger stellt in seinen Erinnerungen an die Kirchenrestaurierung 1961-67 das Wirken von Josef Lorch und die Anregungen des Geistl. Rates Marquard Gulde heraus. Abschließend würdigen Josef Läufer die Klosterkirche als Ort heutiger Seelsorge und Klaus Stadel die Bedeutung des Priesterseminars St. Peter für das Leben der Erzdiözese Freiburg. Im Anhang findet sich als interessantes Beispiel barocker

Exegese die Festpredigt vom 7. Tag der Kirchweihe 1727.

Hervorragende Fotos ergänzen die sorgfältig ausgearbeiteten Texte. Ein beispielhaftes Werk in ausgewogener Zusammenstellung und ein wertvoller Baustein zur Geschichte des Barocks in Südwestdeutschland! Joachim Hotz

Hermann Gombert, Das Münster "Unserer Lieben Frau" Freiburg im Breisgau – Band 71 der Reihe "Große Kunstführer", 1. Auflage/1977, 64 Seiten, Farb- und Schwarzweiß-Illustrationen (überwiegend vom Bildverlag Freiburg) – Verlag Schnell & Steiner, München.

Wohl kein Bauwerk Südbadens wurde im Lauf des 19. und 20. Jahrhunderts kunstgeschichtlich so nach allen Regeln untersucht wie das Münster der Stadt Freiburg. Über Baugeschichte und Kunstwerke der Bischofskirche erschien eine Fülle von Forschungsarbeiten, die zu überblicken und auszuwerten nur noch Eingeweihten möglich sein dürfte. Um so dankbarer wird jeder Kunstfreund nach dem neuen Heft greifen, das der um die Erforschung und Deutung der christlichen Kunst in Mitteleuropa besonders verdiente Verlag Schnell & Steiner, München, im Sommer 1977 als Band 71 seiner Reihe großer Kunstführer herausgebracht hat und das allgemeinverständlich in die bauhistorischen und künstlerischen Zusammenhänge um das Freiburger Münster einführen will.

Als Autor konnte Museumsdirektor i. R. Dr. Hermann Gombert gewonnen werden, ein berufener Kunsthistoriker, der nicht nur jahrzehntelang den Münsterbau seiner Stadt studierte, sondern auch mit vielbeachteten Ausstellungen des Augustinermuseums zur Erforschung der Kunstgeschichte Freiburgs und der Erzdiözese beitrug. Er ließ sogar ein Münstermodell anfertigen, um die feststellbaren geschichtlichen Fakten und die Hypothesen zur Entstehung der verschiedenen Bauteile des Münsters in eine sinnvolle Beziehung setzen zu können. Dabei kam H. Gombert zu interessanten Schlüssen, die ohne Zweifel verdienen, als neue Gedanken zu einzelnen Bauproblemen beachtet und diskutiert zu werden.

Aus der Deutung der baulichen Gegebenheiten und von der Überlegung her, daß das erste Gotteshaus der Stadt eine kleine dreischiffige Pfarrkirche gewesen ist, die nicht einfach abgerissen werden konnte, als man sich um 1200 entschloß, einen repräsentativen Münsterneubau zu beginnen, folgerte H. Gombert, daß die alten Bauteile jeweils erst bei Fertigstellung wichtiger neuer Über- und Umbauungen niedergelegt wurden. Außerdem müsse bei der Planung des gotischen Langhauses jenem Straßburger Meister entscheidende Bedeutung zugekommen sein, der die Seitenschiffmauern der westlichen vier Joche und den

Unterbau des Westturms erstellt hat, denn die Basler Bauhütte, für spätromanischen Chor und Querhaus zuständig, sei sicher nicht in der Lage gewesen, Grund- und Aufriß des gotischen Langhauses festzulegen, obwohl sie vermutlich bei dessen Ausführung beteiligt und für so manchen Fehler verantwortlich gewesen sei. Zur Einwölbung des Langhauses hätte man den Straßburger Meister ebenfalls wieder gebraucht. Das Rätsel, warum die Freiburger um 1380 den herrlichen Chorneubau mit nur halb hochgeführten Mauern plötzlich einstellten, obwohl es ihnen nicht an Geld mangelte, ist noch nicht gelöst. H. Gombert vermutet im Erlöschen der Bautätigkeit eine Auswirkung jenes Interdikts, das als schwere Kirchenstrafe über die Stadt verhängt wurde, als sie mit ihrem österreichischen Landesherrn den Gegenpapst Klemens VII. in Avignon anerkannte. Das Verbot, Gottesdienste abzuhalten und Sakramente zu spenden, habe eine Fortsetzung der Bautätigkeit sinnlos erscheinen lassen. Zwar sei Freiburg 1414, bei Beendigung des Schismas auf dem Konzil von Konstanz, von der Strafe erlöst worden, doch habe sich der Rat erst 1471 entschließen können, Meister Hans Niesenberger aus Graz zu berufen und den Chorbau fortzusetzen.

H. Gombert führt in mehreren Kapiteln durch Geschichte und Bauteile des Freiburger Münsters. Ausführungen über die erste Pfarrkirche, Münster-Außenbau (spätromanischer Bau, gotisches Langhaus, Westturm, Vorhalle, Nordseite, Ausbau des Langhauses, Chor, Querhaus), das Innere des Münsters (Querhaus, romanischer Chor, gotisches Langhaus, Glasmalereien, Inneres des Chors, Chorumgang und Kapellen; jeweils mit heutiger Ausstattung) und über den Münsterschatz erschließen anschaulich die reiche künstlerische Vielfalt der Bischofskathedrale. Für manchen Interessenten wäre es jedoch ein zusätzlicher Gewinn, wenn Herausgeber und Verlag dem Autor gestatten könnten, der auf die Bauteile ausgerichteten Führung eine Zeittafel mit den wichtigsten Daten zu Bau und Ausstattung als geschichtlichen Längsschnitt bis heute anzufügen. Sicher wird auch die Verbesserung der Druckqualität von einzelnen Schwarzweiß-Abbildungen den Wert des neuen Münsterführers erhöhen. Zu überlegen wäre außerdem, ob bei nachfolgenden Auflagen dem vorliegenden Text nicht wenigstens ein kleiner Abschnitt über Geschichte und Aufgabe der Münsterbauhütte und eine praktische Anmerkung über Besuchszeiten und Möglichkeiten der Führung in Turm und Münster beigesellt werden könnten. Der Neuausgabe des insgesamt erfreulichen großen Freiburger Münsterführers kann ich nur Beachtung und Erfolg wünschen, zumal auch Ausgaben in französischer, englischer und holländischer Sprache vorbereitet werden.

Hermann Brommer

Hedwig Salm: "Wege und Brücken." Silberdistel-Reihe im Schauenburg Verlag, Lahr, Umfang 148 Seiten; Ganzleinen, Nachwort von W. F. Fischer, Preis DM 14,80.

So nennt die Dichterin H. Salm ihren neuen, alemannischen Mundartgedichtband nach den 2 Bänden "Brunnen am Weg" und "Rosen im Heimatgarten". Auch dieser neue Band ist eine beglückende Huldigung an das alemannische Wiesental, - die Heimat mehrerer Mundartdichter - an unsere alemannische Mundart, an unser alemannisches Volk. In dieser schönen und wundersamen Schwarzwaldlandschaft ist sie aufgewachsen, hier war sie einst mit Leib und Seele, mit allen Gedanken und Gefühlen zuhause. Von dieser Heimat wurde sie angerufen, erfüllt, aufgerüttelt, überwältigt. Sie ringt und schwingt mit ihr, sie muß ihrer Herr werden, sie muß sie im Wort gestalten, ins Liedgemäße emporheben. Und wie beglückend und bezaubernd gelingt ihr das! Sie steht mit ihrer Schöpfung, die reich, zuchtvoll, gedankenschwer ist, mit an der Spitze der alemannischen Mundartdichterinnen, dort wo Lina Kromer und Gertrud Albrecht zu finden sind.

Der neue Band ist würdig seiner 2 Vorgänger, ja, er ist ihre Fortsetzung. Er hält das gleiche, hohe, künstlerische Niveau, die gleiche Richtung der Gedanken, hat dieselben Themen: Land, Volk, Mensch, das Jenseitige. Vielleicht kann man an dem neuen Buch als Besonderes feststellen: die Sprache, der Schreibstil und die Formen der Gedichte werden jetzt leichter genommen, sie sind weniger formstreng. Das ist indessen ein allgemeiner Zug der heutigen Dichtung. Er geht sogar so weit, daß oft Reim, Rhyhtmus und Strophenbau gänzlich abgeschafft werden. Freie Lyrismen entstehen. Der Dichterin kann man zu ihrem neuen Werk Glück wünschen. Es ist eine beachtliche Bereicherung der alemannischen Mundartliteratur.

Richard Gäng

Kiehnle, Edmund: Eppingen – Ein Rundgang durch die Altstadt. (Altstadtführer) 8°, 32 S., 20 Fotos, 5 Zeichnungen und 3 Karten, geheftet. Eppingen: Verkehrsverein 1963, DM 3,—.

Die Bedeutung Eppingens als Stadt der Fachwerkbauten ist wohl manchem Freund der Heimatgeschichte vom Hörensagen bekannt, doch fehlte es an einem geeigneten Führer, der Besucher in einem Rundgang mit den wichtigsten Bauten bekanntmachte. Dieser Mangel wurde durch eine von Edmund Kiehnle verfaßte und vom Verkehrsverein Eppingen e. V. herausgegebene Schrift "Eppingen – Ein Rundgang durch die Altstadt" behoben, das im örtlichen Buchhandel und im Heimatmuseum "Alte Universität" erhältlich ist.

Das Büchlein ist geschickt angelegt; für denienigen, der sich nur kurz in der Stadt aufhalten kann, werden in einem kleinen Rundgang die vier wichtigsten Baudenkmäler: Die "Altstädter Kirche", das "Baumann'sche Haus", die "Alte Universität" und die ehemalige "Ratsschänke" vorgestellt. Wer mehr Zeit hat - und die sollte man sich für Eppingen nehmen der wird auf einem erweiterten Rundgang durch die Altstadt mit den zahlreichen, einzigartigen Fachwerkbauten vertraut gemacht. Dabei führt der Verfasser, der sich in dieser Bauweise bestens auskennt, durch zahlreiche malerische Gassen und erklärt dabei die Besonderheiten solcher Fachwerke, z.B. an der "Alten Universität" (15. Jahrhundert) oder dem "Baumann'schen Haus" (1582/83). Den Abschluß bildet eine eingehende Betrachtung der "Altstädter Kirche" (kath. Stadtpfarrkirche), ihrer Baugeschichte und Freskomalereien, "deren künstlerische Qualität in unseren Landen ihresgleichen sucht".

Anhand von guten Fotos und Bauaufnahmen macht Kiehnle mit der Geschichte des Fachwerkbaus vertraut. So finden wir an der "Dreistilecke" Bauten von der Gotik bis zum Barock. Während beim alemannischen Stil die Eckpfosten in einfacher Weise auf die Balken der Geschoßdecken aufgesetzt sind, finden wir bei der fränkischen Bauweise das Fachwerk durch eingefügte Balken phantasievoll belebt und oft noch mit Schnitzerei verziert. An den Eppinger Bauten kann man gerade beispielhaft den Gestaltungsreichtum solcher Holzbauweise studieren.

Daß diese über die Jahrhunderte erhalten blieb – die "Ratsschänke" stammt von 1388 – ist ein besonderer Glücksfall einer Stadtgeschichte. Daß die Bauten aber so mustergültig instand gesetzt sind, ist dem Verfasser zu danken, dessen Bestreben es ist, den kunst- und kulturgeschichtlich wertvollen Schatz Eppingens zu pflegen und zu erhalten.

Jedem Heimatfreund sei dieser Führer wärmstens empfohlen: er wird ihn auf lebendige Weise und gründlich mit den Bauten einer alten Reichsstadt vertraut machen.

Gerhard Aßfahl

### Wanderbücher des Schwarzwaldvereins, Band 9: Kaiserstuhl, Rheinauen, Schwarzwaldvorberge.

Der Schwarzwaldverein hat sich die Aufgabe gestellt, das Wandergebiet des Schwarzwaldes und der angrenzenden Gebiete in einer Buchreihe zu erfassen. Etwa 10 Bände für jeweils charakteristische Landschaften enthalten Darlegungen über Geologie, Urgeschichte, Geschichte, Morphologie, Besiedlung, Volkstum, Tier- und Pflanzenwelt sowie Natur- und Landschaftsschutz. Im Hauptteil sind jeweils eine

große Anzahl von Wanderwegen eingehend beschrieben sowie Angaben über Wanderparkplätze gemacht. Bisher sind erschienen: Band 1: Wutach und Gauchach, Band 2: Hotzenwald, Band 3: Hegau, Band 5: Acher – Murggebiet, Band 6: Markgräflerland, Band 7: Das Land um Alb, Enz und Nagold, Band 8: Kinzig – Renchgebiet. Als Band 4 ist ein Wanderführer für das Elsaß erschienen, der bereits in Heft 2/1977 dieser Zeitschrift besprochen ist.

Die Lücke zwischen Band 6 (Markgräflerland) und Band 8 (Kinzig – Rench) schließt Band 9: Kaiserstuhl – Rheinauen – Schwarzwaldvorberge, erschienen 1976, Herausgeber Emil Imm, Verlag Rombach, Freiburg, 14, – DM.

Der Band beschreibt zunächst mit dem Kaiserstuhl ein von altersher bekanntes und bereits mehrfach in der Literatur behandeltes Gebiet, es in jeder Hinsicht nach dem neuesten Stande beleuchtend. Darüber hinaus behandelt der neue Führer jedoch mit der Rheinuferzone, der Rheinebene mit ihren Hügeln (Tuniberg u. a.) und den Schwarzwaldvorbergen Landschaften, die für den Wanderer noch viele unentdeckte Schönheiten enthalten. Es kann als ein Verdienst des Schwarzwaldvereins gewertet werden, den Wanderer in dem Buch auf zahlreiche neue Wege hingewiesen zu haben, die etwas abseits von den allbekannten Wegen verlaufen und das hier etwas weitmaschige Netz der bereits früher bekannten Wege in vorteilhafter Weise zu ergänzen. Begrenzt wird das Wandergebiet im Westen durch den Rhein zwischen Bremgarten und Altenheim; im Süden schließt es mit dem Höhenweg Gießhübel - Staufen an Band 6 Markgräflerland an, im Osten erfaßt es das anmutige Hügelland der Lahrer und Emmendinger Vorberge mit dem Hauptpunkt Hünersedel, den Schönberg bei Freiburg sowie die Westabdachung des Schauinslands mit Horben - St. Ulrich und dem großen Waldgebiet gegen Staufen. Damit reicht das Wandergebiet bis vor die Tore Freiburgs. Freiburg selbst und sein östliches Hinterland bis auf die Hochlagen des Schwarzwaldes ist einem weiteren Band "Hochschwarzwald" vorbehalten, der in Vorbereitung ist.

Der vorliegende Band enthält eine Reihe von Beiträgen namhafter Sachkenner über alle Wissensgebiete, die den Wanderer interessieren können. Die zusammenfassende Bearbeitung führte Hans Kleiber aus. Die bisherigen Wanderbücher waren jeweils mit Übersichtskarten ausgestattet, die die beschriebenen Wege mit ihren Nummern enthielten. Es ist zu bedauern, daß dem neuen Band keine Karte beigegeben ist. Bei Benutzung des Wanderbuchs ist die Verwendung des Kartenwerks des Schwarzwaldvereins zu empfehlen.

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Verlages Friedrich Stadler, Wollmatinger Straße 22, 7750 Konstanz und des Alemannischen Institutes, 7800 Freiburg, bei. Wir bitten die Leser um freundliche Beachtung.